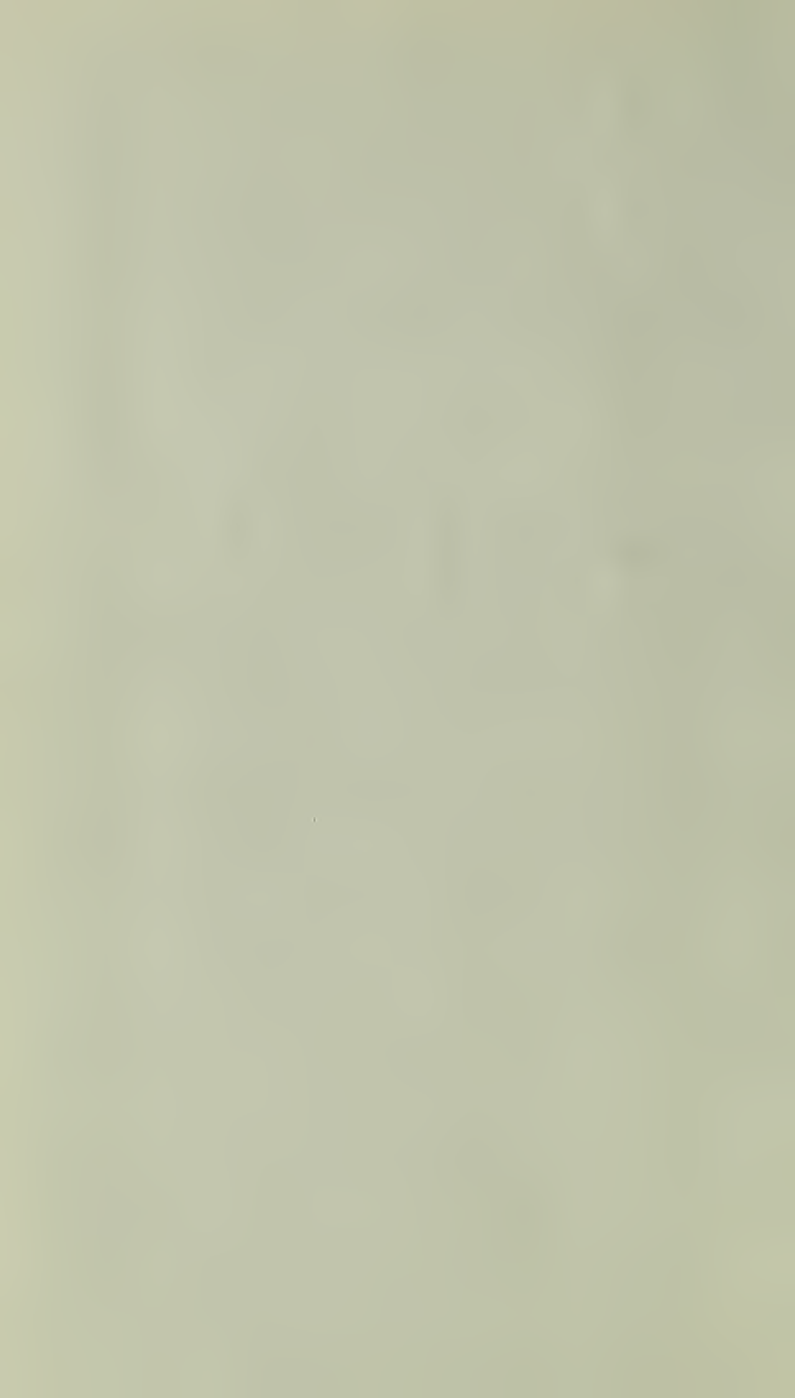








Hof und Gesellschaft

in

Deutschen Residenzen.



Baron St . . . . r.

Hof und Gesellschaft

in

Deutschen Residenzen.



Berlin.
Hugo Steinitz, Verlag.
1890.



Vorrede.

„Eine große und glänzende Probe hat die Politik von
Versailles in schwerer, sorgenvoller Zeit bestanden. Es
war ein Ereigniß von ergreifender Größe und weltgeschicht-
licher Bedeutung, als bei der Eröffnung des Reichstags sich
um Kaiser Wilhelm II. die Fürsten Deutschlands sammelten
und damit ihre Anhänglichkeit an Kaiser und Reich in einer
Weise, wie sie beredter und mit unmittelbarer Wirkung die
Gemüther ergreifend und mit Begeisterung erfüllend nicht
gedacht werden konnte. Es war das unerschütterliche Zeug-
niß einer großen, schwerwiegenden That, die ihre gleich-
werthige Antwort in der Reise Kaiser Wilhelms an die
süddeutschen Höfe fand."

Diese Worte eines Berliner Blattes, die bald nach
der berühmten Reichstagseröffnung vom 25. Juni 1888
geschrieben wurden, haben dem hier vorliegenden Buche den
leitenden Gedanken geliefert. Seitdem sie geschrieben, sind
die Beziehungen der deutschen Fürsten durch Besuche und
Gegenbesuche immer enger geworden, und haben dem In-
teresse der Nation für die Verbündeten auf den Thronen,
für die deutschen Höfe und die „Gesellschaft" der ver-
schiedenen Residenzen einen neuen Impuls gegeben. Diesem

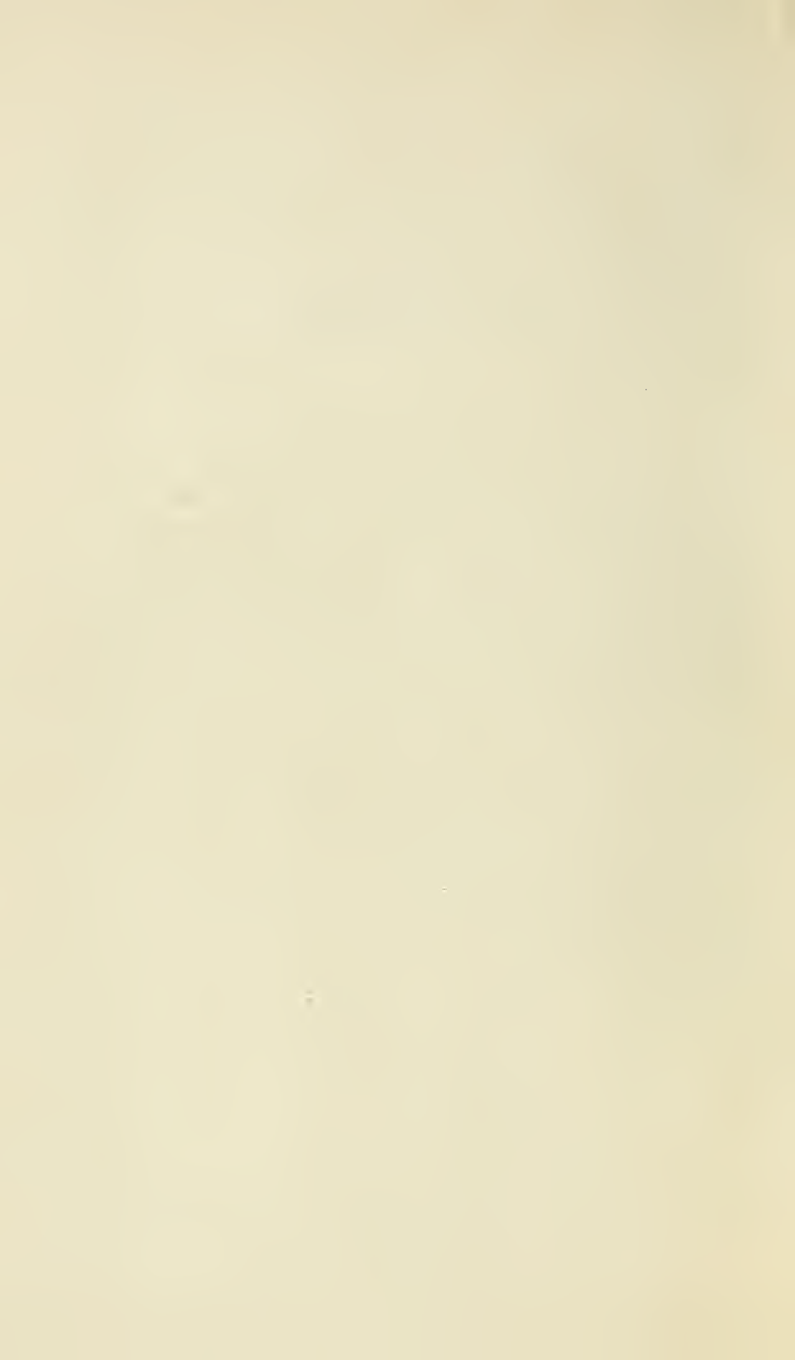
Interesse zu dienen, die höchsten politischen und gesellschaftlichen Persönlichkeiten der großen und kleinen Höfe vorzuführen und bei der Nation bekannter zu machen, als dies meist der Fall ist, den interessanten Stoff möglichst mit Pikantem zu würzen, welches nun einmal von der „Gesellschaft" nicht zu trennen ist, habe ich in dem Buche versucht, das hier vorliegt.

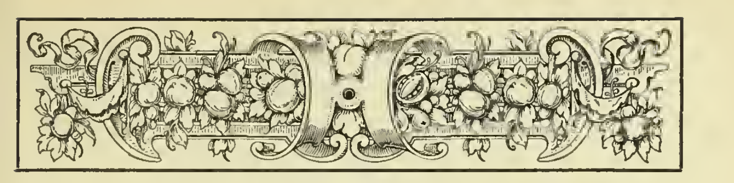
Leider ist während des Druckes des Buches eine so hervorragende Persönlichkeit, wie Fürst Bismarck, aus seinem großen Wirkungskreise geschieden. Die Darstellung der politischen Verhältnisse am Berliner Hofe, zum Theil noch aus dem Monat Januar herrührend, wird gerade dadurch an Bedeutsamkeit gewinnen, daß sie den schnellen Wechsel der Situation beleuchtet, der im Monat Februar fast plötzlich eingetreten ist und zum Rücktritt des Fürsten Bismarck geführt hat.



Inhalts-Verzeichniß.







II. Der Kaiser.

A. Militärische und politische Neubildungen.

Einen Begriff von dem imposanten Eindruck, der die Reichstagseröffnung vom 25. Juni 1888 auf fremdländische, namentlich auch auf französische Beobachter hervorbrachte, erhielt man aus dem Berliner Bericht des Pariser „Figaro", welcher jenen feierlichen Vorgang als eine großartige Manifestation der monarchistischen Gesinnung des preußisch-deutschen Volkes bezeichnet.

„Wenn es", so begann der „Figaro"-Korrespondent, „hienieden noch einen Menschen giebt, welcher an die Volksthümlichkeit zweifelt, deren sich Kaiser Wilhelm II. in seiner Hauptstadt und in seinem Parlament erfreut, so hätte ich ihn während der beiden letzten Tage hier (in Berlin) haben mögen, und er wäre überzeugt gewesen. Ich erkläre nicht, ich will nichts von dem, was ich seit meiner Ankunft in Berlin sehe, erklären: ich stelle einfach fest, und das genügt."

Dann, zu der Schilderung des begeisterten Empfanges übergehend, den die Bevölkerung am Sonntag zuvor den von Charlottenburg her in das Brandenburger Thor ein-

fahrenden Majestäten bereitete, ruft der Franzose aus: „Es ist entschieden nicht schwer, König von Preußen zu sein!"

Nicht minder leicht däucht es ihm auch, deutscher Kaiser zu sein, nach den Vorgängen im Reichstage zu urtheilen. Der Berichterstatter schildert hierauf die Physiognomie der so glänzenden Versammlung im Weißen Saale des Königsschlosses, die Pracht der Uniformen, den großartigen Effekt der Feierlichkeit, läßt den Wortlaut der Thronrede folgen und, nachdem er konstatirt hat, daß die Versammlung während der Dauer der Rede des Kaisers „wie versteinert" war, fährt er fort:

„Aber hernach! Die Begeisterungsrufe brachen von Neuem und noch stärker los. Ich sah alte Herren mit weißen Bärten, welche heiße Thränen vergossen. Ja, der dort, das war der Souverän, den sie auf dem Throne sehen wollten, das war die Sprache, die sie hören wollten. Und als der Festzug den Saal verließ, da kannte die Begeisterung keine Grenzen mehr. Und draußen erst verdoppelte sich der Jubel: man jauchzte jedem Einzelnen zu. Ganz entschieden: dieses Volk ist nichts wie Armee, und jeder Berliner trägt im Herzen schlummernd einen Soldaten. Was uns betrifft, so verließen wir den Schauplatz der Zeremonie mit gepreßtem Herzen." —

Selten ist sonst ein junger Monarch in so mißgünstigen Zügen der Vorstellung des eigenen Volkes und des Auslandes vorgeführt, selten so gründlich verkannt worden, selten aber auch Mißtrauen und Abneigung so schnell ins Gegentheil umgeschlagen. Wie bald hat sich selbst im feindseligen Auslande das Bild von dem ehrgeizigen, ruhmsüchtigen und kriegerischen jungen Fürsten verwischt! Heute, nach nur zwei

Jahren, haben wir kaum mehr eine Erinnerung daran, was alles dem Nachfolger Friedrichs III. und Wilhelms I. zur Last gelegt wurde. Sollte doch unter ihm nach außen die Kriegsfurie, nach innen die Reaktion ihr trotziges Haupt erheben!

Die französische Presse namentlich widmete am 15. Juni des Jahres 1888 bewegte und anerkennende Nachrufe dem verstorbenen Friedensfürsten, drückte aber mehr oder weniger scharf dem Nachfolger ihr Uebelwollen aus. Die „République française“ sagte: „Nicht ohne Beunruhigung steht Europa vor der Thronbesteigung Wilhelms II. Der neue Herscher hat gewiß die beste Absicht, die Bahnen seines Vaters und Großvaters zu wandeln, allein er zählt dreißig Jahre. Zwar ist Fürst Bismarck da, dessen Rathschläge er befolgen wird, aber nichts bürgt dafür, daß Bismarcks Politik unter Wilhelm II. genau dieselbe sein wird, wie unter Wilhelm I. Seien wir also auf unsrer Hut, furchtlos und besonnen!“ Der „Mot d'Ordre“ schrieb: „Für uns Franzosen schlägt eine sehr ernste Stunde. So festen Willen wir auch zeigen, alles zu vermeiden, was als eine Herausforderung zum Kriege angesehen werden könnte, ist es doch geboten, uns in Stand zu setzen, allen Angriffen zu begegnen. Halten wir uns bereit! Alle andren Erwägungen treten heute vor der gebieterischen Pflicht der nationalen Vertheidigung zurück.“ Der „Soleil“ erhob sogar bittere Klagen darüber, daß für die Verproviantirung von Paris ungenügend, kaum für 14 Tage, gesorgt sei und drang in den Kriegsminister, für den Fall eines plötzlichen Krieges seinen Pflichten besser nachzukommen, um zu verhüten, daß eine neue Belagerung die Hauptstadt nicht unvorbereitet träfe.

Die russischen Stimmen harmonirten mit den französischen: gemeinsam war allen die hohe Anerkennung für die Regierung Kaiser Friedrichs und mehr oder minder verstecktes Mißtrauen gegen das neue Regiment. Die „Nowoje Wremja" deutete an, daß Süddeutschland der neuen Regierung gegenüber eine andre Haltung einnehmen dürfte, und brachte das russisch-deutsche Verhältniß in Abhängigkeit von der Frage, ob das deutsch-östreichische Bündniß fortdauern werde, oder nicht. Kaiser Friedrich sei nicht weit davon gewesen, mit der Zeit Oestreich zu entsagen, und sich Rußland zu nähern. Was werde nun der neue Herrscher thun? Gerüstet ständen die drei Mächte einander gegenüber. „Wer wird nun das Signal zu dem schrecklichsten aller Kämpfe geben?" In fast kategorischer Form wurde darauf hingewiesen, daß die Welt auf beruhigende Erklärungen von Berlin aus warte. Nun, diese beruhigenden Erklärungen erfolgten sehr bald, aber wahrlich nicht als Antwort auf die unpassende Sommation russischer Zeitungen.

Gab es denn nicht bei uns selber eine unerträgliche Ueberhebung gewisser Parteien, welche verkündeten, es sei aus mit dem Reiche des Friedens und der Freiheit, das Kaiser Friedrich uns zu bringen berufen war? Gerade in Deutschland ist die falsche Vorstellung von unsrem Kaiser, als ob er fähig sei, die unter seinem Vorgänger erworbenen Schätze des Volkes an Freiheit und Wohlfahrt zu gefährden oder deren Entwicklung zu hemmen durch Reaktion im Innern und durch eine gewagte Politik nach außen, am längsten haften geblieben. Im Auslande hat man zum Theil früher als bei uns, wenn auch widerwillig zugegeben,

daß die Probe, die nach dem Tode der Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III., nach dem Ausscheiden der großen Persönlichkeiten, welche bei der Gründung des Reichs die Führer waren, für das deutsche Reich eintrat, glänzend bestanden worden ist. Die Persönlichkeit und das Auftreten des jungen Kaisers, der Patriotismus der deutschen Fürsten, die Staatskunst des leitenden Staatsmannes und der feste und unbesiegbare Entschluß des deutschen Volkes, an seiner nationalen Einheit festzuhalten: das sind die Elemente, welche zusammenwirkten, um die schwere Probe, der das deutsche Reich ausgesetzt war, mit einer Sicherheit und Selbstverständlichkeit des Erfolges zu überwinden, auf die selbst die optimistischsten Gemüther nicht zu rechnen wagten.

Noch in den ersten Ansprachen an Heer und Flotte wollten die nervösen Politiker des eigenen Landes und des Auslandes etwas wie Gewitterblitzen herauslesen — aber sehr mit Unrecht. „Kaiser Wilhelm, so wurde schon damals gesagt, wird nie anders das Schwert ziehen, als für die Sicherheit und zur Wahrung der Ehre des deutschen Namens. Er ist kein kriegslustiger Herr wie ihn übelwollende Beobachter geschildert haben, er weiß, daß auf dem Frieden die Wohlfahrt der Völker beruht und hat es in edler Entrüstung einmal als „verbrecherischen Leichtsinn“ bezeichnet, ohne allerzwingendsten Grund den Kriegsbrand zu entflammen“.

Zwei Punkte traten sodann in der Thronrede vom 25. Juni mit nachdrücklichem Gewicht hervor: die Verkündigung des Beharrens bei der Politik, durch welche

unter Wilhelm I. das Reich begründet und befestigt wurde, und die Versicherung der Absicht, den Frieden zu wahren, auf deren Erfüllung bestimmtere Hoffnungen ausgesprochen wurden, als das seit Jahren in den deutschen und preußischen Thronreden geschehen war.

Das Erscheinen der deutschen Bundesfürsten bei der Eröffnungsfeier des Reichstages gab den Worten des Kaisers einen besonderen Nachdruck. Kaiser Wilhelm I. war der Begründer des Reiches; Kaiser Friedrich war als Kronprinz sein thätiger Gehilfe gewesen auf dem Schlachtfeld, wie im Rathe erprobt; so lange einer dieser beiden Männer lebte, hatte der Fortbestand des Reiches keine Noth. Dagegen war, zumal im Inlande, vielfach die Ansicht vertreten, daß das Reich eine schwere Krise zu bestehen haben werde, wenn der gegenwärtige Kaiser, der noch ein Knabe war, als das Reich entstand, und der an der Begründung noch keinen Antheil nehmen konnte, zur Regierung gelangen würde. Indem die deutschen Fürsten nach Berlin kamen, um dem ersten feierlichen Regierungsakte des jungen Kaisers beizuwohnen, haben sie mit stummer Beredsamkeit die Erklärung abgegeben, daß sie nicht allein dem Wortlaut der Reichsverfassung auch in Zukunft folgen, sondern auch mit dem Herzen bei der Sache sein wollen.

Wie in einem ununterbrochenen Triumphzuge sind sich seitdem die Ereignisse gefolgt, aus denen das erste und zweite Regierungsjahr des Kaisers Wilhelm II. sich zusammensetzen. Seinen Worten haben seine Thaten entsprochen. Er hat sich die Achtung der Gegner im Sturm errungen. Er ist im Auslande vor einem scharf kritisirenden Publikum erschienen

und hat sich der peinlichsten Prüfung gewachsen gezeigt. Man ist fast einig darüber, in der ganzen Persönlichkeit des Kaisers eine Sicherung des Friedens zu sehen. Er hat auch im Innern den mißtrauischen Gemüthern die Waffen entrungen, mit der gewisse Parteien gegen ihn ankämpften, indem er versicherte: „Ich kenne nur Vaterlandsfreunde und Gegner unsrer gesunden Entwicklung. Niemand wird mir zutrauen, das Rad der Zeit zurückschrauben zu wollen. Im Gegentheil, es ist der Hohenzollernstolz, über das zugleich edelste und gesittetste Volk zu regieren. Und in dies Lob schließe ich Alldeutschland ein. Unsere ganze Gesetzgebung ist von humanen Grundanschauungen diktirt. Wer dies verkennt und die Geister gegen einander hetzt, gehöre er welcher Richtung immer an, hat auf meinen Beifall nicht zu rechnen. Es giebt wahrlich Ernsteres zu thun."

In der Armee wie in allen anderen Verwaltungszweigen regt sich ein neuer Geist. Eine erhöhte Thätigkeit und schöpferische Initiative verleihen von oben herab dem Staatswesen eine frischere Entfaltung seiner Kräfte. Das Vorbild des Kaisers wirkt auf das Leben aller Einzelnen. Gewiß hat auch sein so lebhaft bezeugtes Interesse für alles, was die Wohlfahrt des Volkes angeht, dazu beigetragen, das Parlament zu kräftigerem Schwunge fortzureißen und so das Zustandekommen jener Krönung der sozialen Reform, des Alters- und Invaliditätsgesetzes, zu beschleunigen.

Neubildungen haben sich bisher mehr auf militärischem als auf politischem vollzogen. Es war so natürlich, daß Kaiser Wilhelm I. alle Mitkämpfer an seinen großen Siegen bis zum äußersten Maß ihrer Kräfte dem Dienst erhalten

wissen wollte und nur ungern in den dringendsten Fällen Abschiedsbewilligungen ertheilte. — Waren doch alle Diejenigen, die sich selbst nicht mehr den Anforderungen des Dienstes für gewachsen hielten, dem hohen Herrn gegenüber noch jung und auch hier lag der so natürliche Wunsch vor, den letzten Lebensjahren die freundliche Gewohnheit zu erhalten. — Hatte doch der Kaiser in vielen Fällen es selbst ausgesprochen, daß er diese oder jene Aenderung, die er für zweckmäßig erkannte, seinem Nachfolger überlassen wolle, und hatte er doch gewiß über viele solcher Aenderungen schon mit dem Prinzen Wilhelm gesprochen, in jener trüben Zeit, als es ihm schon zur schmerzvollen Gewißheit geworden war, daß sein edler Sohn kaum auf lange, wenn überhaupt jemals, zur Regierung gelangen könnte. Für die Beweglichkeit und Schlagfertigkeit der Armee konnten aus solchem Stillstande freilich manche Bedenken erwachsen; und so ist es denn auch des Nachfolgers erstes Werk gewesen, die Armee zu verjüngen und jungen Kräften freien Spielraum zu schaffen.

In allererster Linie steht wohl unbestritten fest, daß unser Kaiser ein echter Soldat ist, Soldat vom Wirbel bis zur Zehe. Es hat noch keinen preußischen König gegeben, der nicht in erster Linie Soldat gewesen wäre, insofern wäre dies nichts Besonderes; aber Kaiser Wilhelm II. ist nicht nur nach Ueberlieferung und Gesinnung Soldat, er besitzt auch die wichtigsten soldatischen Eigenschaften. Es ist bekannt, wie Kaiser Wilhelm es verstanden hat, alle jene körperlichen Fertigkeiten, welche den Soldaten ziemen, in hohem Grade auszubilden, er ist ein gewandter und kühner

Reiter, sicher im Gebrauch der Waffen wie im Lenken des Schiffes, vor keinem Hinderniß und keiner Gefahr zurückschreckend. Seine bekannte Vorliebe für das Waidwerk giebt ihm Gelegenheit, fortdauernd den Körper zu stählen und seinen Willen zu stärken. Kaiser Wilhelm kennt keine Rücksicht auf die eigene Person, in seinen Lebensgewohnheiten huldigt er der Mäßigkeit und Einfachheit, welche den ersten deutschen Kaiser kennzeichnete; keine Stunde des Tages oder der Nacht, die nicht, wenn es gilt, dem Dienste gehörte.

Selbst die Feinde und Neider Deutschlands lassen der hervorragenden geistigen Begabung Kaiser Wilhelms volle Gerechtigkeit wiederfahren. Eine ausgezeichnete Erziehung hat jene Gaben zu einem hohen Grade ausgebildet. Kaiser Wilhelm II. ist z. B. der erste preußische König, welcher die so schwierige russische Sprache beherrscht, auch in diesem heute in der deutschen Armee bereits in ausgedehnter Weise gepflegten Studium ist er bereits als leuchtendes Beispiel seinen Offizieren voran. Nicht blos körperliche Fertigkeiten, hervorragende und wohlgepflegte Geistesgaben sind es, welche die Soldatengestalt Kaiser Wilhelm II. zieren; laut jenem Bibelspruch: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete“ sehen wir, wie Kaiser Wilhelm die echte Liebe zum Heere besitzt, wie er die Kameradschaft pflegt, nicht etwa nur mit den Offizieren, sondern wie er es auch versteht, dem Manne nahe zu treten und den Ton zu treffen, der in dem schlichten Herzen stets eine Saite ertönen macht, er, der es nicht verschmäht hat, die schwielige und berußte Hand des Arbeiters zu drücken. Wie seine Vorfahren besitzt Kaiser

Wilhelm eine tiefe Religiösität, auch eine echte Soldaten-Eigenschaft, wenn sie nicht in den Formen das Wesen sucht. Eine eigenthümliche Verkettung der Schicksale berief Kaiser Wilhelm auf den Thron, ehe er, wie seine Vorgänger, den vollen Weg der militärhierarchischen Laufbahn durchmessen. Die beiden nächsten Vorgänger hatten, ehe sie den Thron bestiegen, dem Feinde gegenüber einen höheren Befehlshaberposten bekleidet, der eigene Vater zweimal gegenüber Feinden, die in Vieler Augen bis dahin als überlegen gegolten hatten. Auch eine reiche Friedenserfahrung auf militärischem Gebiet stand den Vorgängern zur Seite. Schätzen wir diese nicht gering, heute ist der Friede der Normalzustand des Kriegers, aber diese Friedens-Arbeit, sie trägt in sich den Keim des Sieges oder der Niederlage. Ein künftiger Krieg ist nicht blos ein Kampf um Machtstellung, es ist ein Kampf um staatliche Existenz. Es giebt heute keine größeren Heere mehr, welche nicht die Nation in Waffen darstellen, der Krieg ist kein Handwerk mehr, wie es ein großer Dichter gesungen, es wird ein Völkerringen sein, ein Kampf Aller gegen Alle bis zum letzten Blutstropfen. Seit jene Ueberzeugung die Völker durchdrungen, hat der Ausbruch eines großen europäischen Krieges an Wahrscheinlichkeit verloren. Es ist möglich, daß den Heeren Europas noch auf lange Zeit hinaus kriegerische Arbeit erspart bleibt, um so wichtiger wird die Friedens-Arbeit sein, um so wichtiger aber auch, daß uns in dieser Arbeit die Ueberlieferung des Kriegers nicht verloren gehe. Unser Kaiser Wilhelm II. hatte vor der Thronbesteigung nur denjenigen Theil der militärischen Laufbahn zurückgelegt,

in welchem der höhere Befehlshaber über eine einzige Waffengattung verfügt. Wir wissen Alle, daß jene Laufbahn mit dem Kommando einer Infanterie-Brigade abschloß, und daß ihm selbst hierbei durch eine Verkettung der traurigsten Umstände der großväterliche oder väterliche Berather nicht mehr zur Seite stehen durfte. Es könnte der Gedanke auftauchen, als vermöchte bei unserm Kaiser sich jene Lücke fühlbar zu machen, als könne auch der verknüpfende Faden mit jener militärischen Generation, die durch ihre unvergleichlichen Siege das Vaterland geeint, die aber dem Laufe der Dinge gemäß in ihren Spitzen fast ausgestorben ist, verloren gehen. Nun Gott sei Dank, wenn jene Sorge bestanden, so hat sie sich als eitel erwiesen. Dies ergiebt ein kurzer Blick auf Kaiser Wilhelms II. militärische Geschichte.

Kaiser Wilhelm II. übernahm bei seiner Thronbesteigung ein Heer, welches der Herrscher eines uns verbündeten Reiches vor einiger Zeit als das erste der Welt bezeichnet hat. Jenes schneidige Werkzeug ist ein Erzeugniß unserer Geschichte, dies mögen wir nie vergessen. Auch in jenen Zeitabschnitten, auf welche wir vielleicht mit weniger Freude und Genugthuung zurückblicken, hat die Sorge um jenes Werkzeug nicht gerastet. Die Höhe aber, auf welcher heute das preußische Heer steht, ist ganz besonders demjenigen preußischen Könige zu verdanken, dem die Vorsehung es beschieden, der erste Kaiser des deutschen Reichs zu werden. Die neuere Geschichte ist noch nicht geschrieben; dafür stehen wir noch zu sehr unter dem Gewicht der unmittelbaren Eindrücke. Wenn man im Allgemeinen dem Kaiser Wilhelm I. hüben und drüben alle Gerechtigkeit wieder-

fahren läßt, so ist damit das Urtheil nicht erreicht, das einst die Geschichte, wenn die Zeit erfüllt, über den ersten deutschen Kaiser fällen wird. Freuen wir uns, daß unser regierender Kaiser in seinem Herzen so fest mit seinem Großvater verknüpft ist. Das hat den Kaiser allerdings vor einige sehr schwierige Fragen gestellt, sie sind aber glücklich und ohne Mißton gelöst worden.

Die deutsche Armee hat unter Kaiser Wilhelm II. in den Personen ihrer höheren Befehlshaber einen Verjüngungsprozeß durchlaufen, der, wenn noch nicht abgeschlossen, so doch in seinen Erfolgen auch seitens unserer Feinde nicht unbemerkt geblieben ist. Es ist eine ausgemachte Sache, daß eine länger dauernde kriegerische Thätigkeit nicht blos an den Geist und Willen, sondern auch an den Körper der Führer hohe Anforderungen stellt; wenn die Kriegsgeschichte Feldherrn registrirt, welche in einer Sänfte ihren Heeren vorangetragen wurden und dabei Siege erfochten, so ist dies immerhin ein abnormes Verhältniß. Jene körperliche Fähigkeit, immer die anhaltende Dauer der Inanspruchnahme vorausgesetzt, findet im Lebensalter ihre Grenze, wenngleich wir niemals eine Altersgrenze statuiren, wenigstens keine, die lediglich vom Kalender abhängt. Kaiser Wilhelm hat jenen nothwendig gewordenen Verjüngungsprozeß mit der Pietät vollzogen, die seinem Herzen Ehre macht. Nirgends konnte man der Art und Weise die Anerkennung versagen, wie er den Feldmarschall Grafen Moltke auszeichnete, als dieser seines hohen Alters halber um Enthebung von seiner Stellung an der Spitze des Preußischen Generalstabes gebeten.

Es ist bekannt, welche Vorliebe Kaiser Wilhelm für das Seeleben besitzt. Jene Vorliebe gab den Anstoß dazu, daß er an der Spitze einer stattlichen Flotte seine Besuche an den nordischen Höfen ausführte. Kaiser Wilhelm steht bezüglich der deutschen Flotte erst am Anfang der Reformen, die damit begonnen, daß er der Marine eine Spitze in Gestalt einer aus ihr selber hervorgegangenen, bewährten Persönlichkeit verlieh, der es leider nicht vergönnt sein sollte, jenes Reformwerk durchzuführen. Kommandirender Admiral der Marine ist heute Frhr. v. d. Goltz, Viceadmiral, Staatssecretär des Reichs-Marineamts Contreadmiral Heusner. Zu den militärischen Neubildungen gehört noch die Ersetzung des Kriegsministers Bronsart von Schellendorff durch Verdy du Vernois.

Wir haben jetzt die politischen Stellenwechsel zu erwähnen. Der Regierungszeit des Kaisers Wilhelm II. ist vorausgegangen der Rücktritt des Herrn von Puttkamer, dessen Stelle später Herr Herrfurth einnahm, während der Reichsminister des Innern, Herr von Bötticher, das Vicepräsidium des preußischen Staatsministeriums übernommen hat. Im Reiche hat als Chef der Finanzen Herr von Maltzahn die Stelle des Dr. Jacobi übernommen. Der Justizminister von Friedberg ist durch Herrn von Schelling ersetzt, an dessen Stelle als Staatssekretär des Reichsjustizamtes Herr von Oehlschläger getreten ist. Es waren das keine tief einschneidenden Personenveränderungen. Desto lebhafter wurden die Gemüther durch die Kunde aufgeregt, die in der Mitte des Monats März d. J. den Rücktritt des Reichskanzlers Fürst Bismarck meldete. Das Jahr 1889 hat sich viel mit der Nachfolge Bismarcks beschäftigt, aber

niemand an eine sobaldige Entlassung des leitenden Staatsmannes gedacht. Bis kurz vor diesem großen Ereignisse war die öffentliche Meinung von Vorstellungen beherrscht, wie sie in den hier folgenden, vor Monat Februar niedergeschriebenen Betrachtungen enthalten sind.

* * *

Das Jahr 1889 hat an seinem letzten Tage wieder ein Zeugniß des Kaisers gebracht für sein unerschütterliches Vertrauen zum Fürsten Bismarck und seine ebenso unwandelbare Anhänglichkeit, die in dem Wunsche gipfelt, noch recht lange Jahre seiner Dienste zu des Vaterlandes Wohl sich erfreuen zu können. Die Jugend des einen möchte von dem Alter des anderen sich nicht sobald trennen, als nach dem Gesetze der Natur es wahrscheinlich ist. Wäre der Reichskanzler nicht eine so lange Reihe von Jahren hindurch schon der Diener des Kaisers Wilhelm I. gewesen, so könnte man sagen: solch ein Verhältniß zwischen einem Monarchen und seinem ersten Rathgeber hat kaum je bestanden, als dasjenige, in welchem der Enkel des ersten Kaisers zu demselben Staatsmanne steht, der fast drei Dezennien dem Großvater zur Seite gestanden. Man muß diese Thatsache immer von neuem feststellen gegenüber den Zweifeln an dem wirklichen Bestande jenes Verhältnisses, die sich indirekt in so vielen Gerüchten ausdrücken, die seit dem Regierungsantritt unseres gegenwärtigen Kaisers immer von neuem auftauchen, als ob dessen Neigungen sich nach einer andern Stelle wendeten, als nach derjenigen des Reichskanzlers hin, oder als ob eine Möglichkeit vorhanden wäre, daß eine Trennung von demselben noch bei Lebzeiten stattfände.

Noch in Erinnerung steht der Trinkspruch, mit welchem am 1. April 1888 der Kronprinz Wilhelm den Kanzler an seinem Geburtstage ehrte, indem er ihn als den Bannerträger bezeichnete, welcher, nachdem der älteste Führer gefallen, der nächste schwer getroffen sei, festen Fußes voranschreite. Jener Trinkspruch war mehr als die große Menge der Zeitungsleser ahnen konnte: es war zu jenen kritischen Tagen das aus der tiefsten Seele entflossene politische Glaubensbekenntniß des Thronerben, unseres nunmehrigen Kaisers. Ein Glaubensbekenntniß nicht etwa seinem kaiserlichen Vater gegenüber. Der Glückwunsch, welchen Kaiser Friedrich dem Kanzler zu dessen militärischem Dienstjubiläum sandte — das Schreiben ist erst vor einem Jahre bekannt geworden —, athmete die gleichen Gesinnungen; wohl aber ein Glaubensbekenntniß jedem gegen das Lebenswerk Kaiser Wilhelms I. gerichteten Programm gegenüber. Kaiser Wilhelm II. hat dann am 16. August, am Jahrestage von Mars-la-Tour und Vionville, nur deutlicher und unumwundener ausgesprochen, was an jenem 1. April die Seele des Kronprinzen bewegte.

Wer heute von dem Verhältniß zwischen Kaiser und Kanzler ein Bild zeichnen will, wird mindestens auf den 1. April 1888 zurückgreifen müssen und an jenes in so bestimmter Weise abgelegte Zeugniß erinnern. Kundige wissen freilich, daß schon der Prinz Wilhelm sich seit Jahren mit vollster Ueberzeugung in den Dienst der vom Fürsten Bismarck vertretenen Politik seines kaiserlichen Großvaters gestellt hatte.

Als daher Kaiser Friedrich ausgerungen und Wilhelm II.

den in einem Jahre zum zweiten Male erledigten Thron bestieg, war zwischen ihm und dem Fürsten Bismarck kein neues Verhältniß aufzurichten. Wohl war es fortan ein Verhältniß zwischen König und Unterthan, aber der neue König wußte, wessen Verdienst es war, daß er die Krone Wilhelms I. ungeschmälert an Ehre und Würde, an Macht und Ansehen überkam. In anderer Art als das vorauf-gegangene kündigte das neue Regiment sich an mit den zündenden Worten an Heer und Flotte, mit der entschlossenen Sprache der ersten Thronrede. Hatte der politische Kompaß während der vergangenen Monate nach England gewiesen, Kaiser Wilhelm II. richtete ihn sofort nach Petersburg, um darzuthun, daß ihm nichts ferner liege, als eine prinzipiell antirussische Politik, welche Deutschlands Interesse nicht erfordert.

Seitdem haben wir den Kaiser zwei Mal in Friedrichs-ruh gesehen. Ueber die Wege, welche der Monarch inne zu halten gewillt ist, konnte im Inlande wie im Auslande füglich kein Zweifel bestehen. Als dennoch Intrigue und Parteiegoismus glaubten, aus der Geffcken-Angelegenheit Giftpfeile gegen den Kanzler schnitzen zu können, enthob der Neujahrsgruß, welchen der Monarch dem Fürsten Bismarck sandte und der durch die von ihm befohlene Veröffentlichung an der Spitze des „Reichsanzeigers“ noch eine besondere, für Jedermann verständliche Sprache führte, die Minirer von rechts und links ihrer vergeblichen Arbeit. Aber unsere Zeit ist schnelllebig. Daß Kaiser Wilhelm am Abend des 31. Dezember seine Politik abermals mit ernstem Nachdruck festgelegt hatte, als er die Bitte zu Gott aussprach, „noch

lange mit dem Kanzler vereint für die Größe und Wohlfahrt des Vaterlandes wirken zu können", — war anscheinend nach wenigen Wochen schon wieder vergessen. Für eine gewisse Spezies deutscher Zeitungsschreiber und auch für die Leser ihrer Zeitungen wäre beinahe erforderlich, daß an jedem Tage eine derartige Kundgebung erschiene. Wer die Berliner Vorgänge nur einigermaßen verfolgt, vermöchte aus den vielfachen Auszeichnungen, deren Gegenstand Graf Herbert Bismarck fortgesetzt seitens seines Monarchen ist, wohl einen Rückschluß auf die Beziehungen zwischen Kaiser und Kanzler machen, er braucht dazu nicht einmal von der huldvollen, ja fast liebevollen Form Kenntniß zu haben, welche der Monarch im geschäftlichen Verkehr mit dem Fürsten Bismarck beobachtet.

Doch es giebt Leute, welche besonders weise zu sein meinen, indem sie auf den großen Altersunterschied zwischen dem Kaiser und seinem ersten Berather hinweisen und — die Einen fürchtend, die Andern hoffend — behaupten, ein solches Verhältniß werde nicht lange durchführbar sein. Diese Rechner vergessen nur, daß, wenngleich Kaiser Wilhelm II. verhältnißmäßig jung an Jahren, immerhin etwas älter als Friedrich der Große und Friedrich Wilhelm III. zur Regierung gelangt ist, die seinem Regierungsantritt voraufgegangenen drei Monate so reich an schmerzlichen Erfahrungen aller Art waren, wie sie in der neueren Geschichte vielleicht einzig dastehen und jedenfalls kaum je einem Thronerben beschieden gewesen sind. In dieser Zeit ist die altersgereifte Weisheit des Fürsten Bismarck, wie für Deutschland selbst, so auch für den Thron-

erben von unschätzbarem Werthe gewesen. Der Unterschied der Jahre könnte in Betracht kommen, wenn nicht einerseits der Kaiser an den Grundanschauungen der Bismarck'schen Politik aus vollster Ueberzeugung festhielte, andererseits Fürst Bismarck nicht der ergebene Lehensmann des Hauses Hohenzollern wäre, als welcher er sich nun bald dreißig Jahre hindurch im höchsten Staatsamt erwiesen hat. Als Prinz Wilhelm im September 1887 dem Kanzler persönlich in Friedrichsruh zum 25 jährigen Ministerjubiläum gratulirte, hat er sicher nicht vorausgesetzt, daß Fürst Bismarck schon ein Jahr später auch noch sein Minister sein werde. Daß es dennoch so geworden, hat sicherlich Niemand mehr als eine große Gnade der Vorsehung empfunden, denn Kaiser Wilhelm II.

Mögen immerhin gewisse Blätter — Ausdruck vorhandener Wünsche und Stimmungen — sich den Anschein geben, als hätten sie einen Nachfolger für den ersten Kanzler womöglich schon zu dessen Lebzeiten bereit — sie haben die Rechnung ebenso ohne den Wirth gemacht, wie die Interessenten der antibismarck'schen Politik unter Kaiser Friedrich die Rechnung ohne den Wirth gemacht hatten, so lange der Kaiser zu regieren vermochte. Das „Niemals", welches einst Kaiser Wilhelm I. an das letzte Entlassungsgesuch des Fürsten Bismarck gesetzt, steht sicherlich ebenso tief und fest in das Herz seines Enkels eingeschrieben. Und wenn dereinst, nach hoffentlich noch langen Jahren, Gottes Allmacht dem irdischen Wirken des Staatsmannes ein Ziel setzt, um welchen alle Völker uns beneiden und der für uns Heere aufwiegt, so wird Fürst Bismarck die

Augen in der Zuversicht schließen dürfen, daß über der mühevollen Arbeit seines Lebens Niemand treuer und sorglicher wachen wird, als sein königlicher Herr. Mit ihm die Nation in ihrer großen und dankbaren Mehrheit.

Die Bitte zu Gott vom 31. Dezember 1888, „noch lange mit dem Kanzler vereint für die Größe und Wohlfahrt des Vaterlandes wirken zu können," ist jetzt am Ablauf des Jahres 1889 wiederholt: „Ich bitte Gott, er möge mir in meinem schweren und verantwortungsvollen Herrscherberufe Ihren treuen und erprobten Rath noch viele Jahre erhalten." Nie und nimmer ist auch nur ein leichter Schatten auf die gegenseitige Stellung des Monarchen und des Reichskanzlers gefallen, die so oft von Partei-Egoismus und Partei-Intrigue zum Gegenstand der Verdächtigung gemacht worden ist.

Diese Beziehungen sind um so fester, oder sie erklären sich erst vollständig daraus, daß dem Vertrauen des Monarchen zum Kanzler die hohe Anerkennung entspricht, welche dieser der Begabung und Tiefe der Auffassung des Kaisers in betreff der ihm gewordenen Aufgabe, dem Eifer, der Bereitwilligkeit und Hingebung, mit welcher der junge Monarch sich der Leitung der Regierungsgeschäfte widmet, in reichem Maße zollt. Fürst Bismarck weiß nicht genug die Reife und das Verständniß hervorzuheben, welche Kaiser Wilhelm in allen Punkten der innern wie der äußern Politik an den Tag legt und die einem erfahrenen Diplomaten und Verwaltungsbeamten alle Ehre machen würden. Der Kaiser, sagte Fürst Bismarck einmal, habe ihn recht aufrichtig und innig gebeten, ihm treu zur Seite

stehen zu wollen und er (der Kanzler) habe dem Kaiser diese Zuversicht voll Begeisterung und mit Thränen im Auge gegeben. Als Wilhelm II. noch Kronprinz war, soll ihm Fürst Bismarck scherzend gesagt haben: „Eigentlich brauchen Sie mich nicht; Sie sind Kaiser Wilhelm und Kanzler in einer Person." Ueber sein Ausharren im Dienst werden ihm die Worte zugeschrieben: „So lange ich kann, wag ich's, geht's nicht weiter, dann bin ich im Dienste zusammengebrochen."

So haben sich zwei Männer zusammengefunden, die trotz des Unterschiedes im Alter ein einziges Verhältniß darstellen, so innig, wie selten in jenen hohen Regionen es angetroffen wird. Glücklich das Land, dem ein solches Los beschieden ist! Wer möchte nicht mit dem Kaiser zu Gott bitten, daß unserm jugendlichen Monarchen in seinem schweren und verantwortungsvollen Herrscherberufe noch viele Jahre der „treue und erprobte Rath" des Reichskanzlers erhalten bleibe!

Die festen Beziehungen des Kanzlers zum Kaiser haben sich insbesondere auch in der Haltung des Monarchen zur „Kreuzzeitung" ausgedrückt. Letztere hat seit der Waldersee-Versammlung, indem sie indirekt den Kaiser Wilhelm II. für ihre Sache reklamirte, ebenso indirekt einen Kampf gegen Fürst Bismark aufgenommen, der auf den Sturz derselben hinauslief. Vor einem Jahre warf sie ihm in einem merkwürdigen Artikel „Laodicea" mit allerlei Bibelsprüchen den Fehdehandschuh hin, weil geschrieben steht, daß der Herr für diejenigen, welche nicht kalt und nicht warm seien, ausspeien werde aus seinem Munde. Dann unter-

nahm es dasselbe Blatt, die Veröffentlichung der Anklage-schrift im Prozesse Geffcken als eine Untergrabung des monarchischen Gefühls zu behandeln.

In der „Neuen Preußischen Zeitung" wurde sodann unter der Ueberschrift: „Die Monarchie und das Kartell" ein Artikel veröffentlicht, der berechtigtes Aufsehen erregte. Der Artikel ging von dem gegnerischen Vorschlag, ein „Kartell der Reichsfeinde" zu schaffen, aus und erklärte diesen Gedanken für unausführbar, weil die in Frage kommenden sieben Parteien unmöglich unter einen Hut gebracht werden könnten. Er warnte sodann vor dem ausgedehnten Gebrauch der Bezeichnung „Reichsfeinde", mit der man früher viel Unfug getrieben habe, wenn es auch jetzt in dieser Beziehung besser geworden wäre. Gehe das so fort (es sollte wohl gesagt sein: gehe das nicht so fort, halte diese Besserung nicht an), so würde die Kluft innerhalb der deutschen Nation so groß werden, daß sie nicht mehr überbrückt werden könne. Die Mannigfaltigkeit der Parteien, so wurde alsdann weiter ausgeführt, sei das Richtige für Preußen und Deutschland, so unbequem sie auch einem Ministerium werden mag. Das sei nicht pro domo gesagt, denn die Herstellung einer parlamentarischen Mehrheit für einen echten Konservativismus sei nicht zu erwarten. Darauf komme es aber auch nicht an; denn wir haben ein ausgleichendes Element in Sr. Majestät dem Kaiser. Wenn das Kartell auch eine Niederlage erleiden sollte, so sei der Kaiser und König immer noch da und würde auch ohne Kartell ganz gut fertig werden. Die übereifrigen Kartellbrüder schädigten geradezu das Interesse

des Thrones. Im Falle der Niederlage bei den Wahlen müsse die Welt an ein Plebiscit der deutschen Nation gegen den Thron glauben und das sei doch ein reiner Unsinn. Nachdem der Artikel sodann die Unterstellung abgewehrt, daß mit diesen Ausführungen die Ersetzung der Allianz mit den Nationalliberalen durch ein Bündniß mit dem Zentrum empfohlen werden solle — vielmehr wollten die Konservativen lediglich sich nicht auf Gnade und Ungnade den Nationalliberalen ergeben und müßten doch politische Kinder sein, wenn sie alle Brücken nach dem Zentrum abbrächen — wiederholte sein Verfasser noch einmal, daß ihm das künstliche Suchen nach parlamentarischen Mehrheiten, wie es jetzt in einzelnen Kartellblättern beliebt würde, widerwärtig wäre. Benehme man sich doch gerade so, als müsse Thron und Reich untergehen, wenn die Anti-Kartellisten die Ueberzahl bei den Reichstagswahlen erlangen. Aber auch vor 25 Jahren habe der Ministerpräsident v. Bismarck keine parlamentarische Mehrheit gehabt und trotzdem war Preußen damals so stark, daß es den Krieg wagen konnte, welcher der nationalen Einheit die Bahn brach. Der Artikel schloß sodann wie folgt:

„Seit unserer Jugendzeit ist uns der royalistische Gedanke eingeimpft worden. Von unsern Vätern und Erziehern haben wir gelernt, Gott zu fürchten und den König zu ehren; wir haben dafür geschwärmt, für den von Gott gesetzten König den letzten Blutstropfen hinzugeben; nun aber auf unsere alten Tage sollen wir noch „umlernen" und uns überzeugen lassen, daß das Heil des Vaterlandes nicht in der Regierung des Königs, sondern auf dem

Zustandekommen einer parlamentarischen „Kartellmehrheit" beruht, daß nicht das Königthum, sondern das Kartell der wahre rocher de bronze ist. Wir haben niemals gehört, daß Friedrich der Große, der große Kurfürst und auch Kaiser Wilhelm I. zur Erreichung ihrer großen Thaten einer Kartellpartei bedurften. Das Kartell mag viel Gutes haben, aber wir wollen es nicht zu einem neuen Baal machen lassen, sonst wird uns der Kartellgötzendienst gerade in die parlamentarische Herrschaft hineintreiben."

Jetzt trat der Kaiser für den Reichskanzler durch die bekannte Zurückweisung der „Kreuzzeitung" ein, welche der „Reichsanzeiger" veröffentlichte.

Im Januar 1890 meldeten sodann die „Berliner Politischen Nachrichten":

„Zur Förderung der Hammerstein'schen Wahl in Bielefeld ist die Autorität Sr. Majestät des Kaisers in einer Weise ins Gefecht geführt worden, welche, wie dieses allein schon aus den bekannten Veröffentlichungen des „Reichsanzeigers" und der „Kreuzzeitung" hervorgeht, den Allerhöchsten Anschauungen sicherlich nicht entspricht. Bei den Antrieben für jene Wahl ist nämlich in verletzender Weise insinuirt worden, als ob der Kaiser mit Kundgebungen, die im allerhöchsten Namen erfolgt sind, im innern Herzen nicht einverstanden sei und sich nur aus Schonung für die Regierung und den Reichskanzler den Anschein eines solchen Einverständnisses gegeben habe. Um solchen Insinuationen Eingang zu verschaffen, wird verbreitet, daß Seine Majestät die „Kreuzzeitung" mit Vorliebe lese, obschon allen Eingeweihten bekannt ist, daß der Kaiser niemals

zu den Abonnenten oder den regelmäßigen Lesern dieses Blattes gehört hat. Dieser Mißbrauch der kaiserlichen Autorität zur Beeinflussung der Wahlen und die darin liegende Identifizirung des Kaisers mit den Tendenzen der „Kreuzzeitung“ sind, wie wir von zuverlässiger Seite erfahren, zur Kenntniß Seiner Majestät des Kaisers gelangt und haben allerhöchstdessen Mißfallen erregt. Se. Majestät der Kaiser hat deshalb einen Befehl ergehen lassen, wonach die „Kreuzzeitung“ in den Königlichen Schlössern überhaupt nicht mehr aufliegen oder gehalten werden soll.“

In dem Werke des verstorbenen Hofraths Louis Schneider: „Aus dem Leben Kaiser Wilhelms 1849—1873“ wird folgender für den ersten Kaiser charakteristischer Zug erzählt: „Kurz vor der Krönung des Königs in Königsberg brachte die Kreuzzeitung in Abwesenheit des Chef-Redacteurs Dr. Beutner, von angesehener conservativer Seite einen fulminanten Artikel gegen die Krönung, an deren Stelle die „Huldigung“ gesetzt werden sollte. Der Zufall wollte, — schreibt Schneider — daß ich am nächsten Morgen in Babelsberg zu thun hatte, ich fand den König in hohem, bis dahin noch nicht gekannten Grade erzürnt, ja, dieser Zorn richtete sich gegen mich, weil der König wußte, daß ich Mitarbeiter der Kreuzzeitung war. Als ob ich für die Leitartikel der Redaktion verantwortlich sei! Der König äußerte, daß ihm selten etwas so wehe gethan, als das Verkennen seiner wohlerwogenen Entschlüsse. Dies sei aber zuviel und man solle empfinden, daß der König nicht gesonnen sei, sich von einer Zeitung Trotz bieten zu lassen. Ich möge den Herren sagen, daß er ihre Zeitung von nun

an nicht mehr lesen werde, und daß dieselbe ihm nicht mehr ins Palais gebracht werden sollte. Von dieser Zeit an las der König die neuentstandene „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" und beauftragte mich, dieselbe durch Artikel und Berichte zu unterstützen."

Alle List, welche Schneider im Laufe des Jahres anwendete, um der Kreuzzeitung die Gunst des Königs wieder zu erobern, scheiterten an diesem, in Liebe wie im Groll gleich felsenfesten Character.

Von dieser Abneigung des Königs Wilhelm gegen das genannte Blatt giebt auch ein Vorfall aus dem Jahre 1870 Zeugniß. Dr. Kayßler, Redacteur der „Post", war damals als Berichterstatter der Berliner Zeitungen im Königlichen Hauptquartier, in welchem sich auch Hofrath Schneider als Vorleser des Kaisers und Berichterstatter der „Kreuzzeitung" aufhielt. Während das Hauptquartier in Meaux war, suchte eines Abends Hofrath Schneider den Dr. K. auf und theilte ihm mit, die Berliner seien bei der Nachricht des Sieges von Sedan so außer sich gewesen, daß sogar ein Junge auf das Monument Friedrichs des Großen geklettert sei. Se. Majestät der König sei darüber sehr ungehalten und wünsche, daß die Spenersche Zeitung darüber einen Artikel bringe, den Dr. Kayßler rasch verfassen möge, damit er von Se. Majestät am nächsten Morgen durchgesehen werden könne, wo der Hofrath ihm Vortrag halten solle. Es thue ihm (dem Hofrath) sehr leid, nicht selbst den Artikel für die Kreuzzeitung schreiben zu können, aber der Kaiser wolle dies nicht, da er gegen das Blatt eine alte Abneigung habe. Der Artikel wurde sofort geschrieben, in der Nacht dem Hofrath über=

geben, der ihn schon am frühen Morgen zurückbrachte, mit dem Bescheid, der König habe ihn gebilligt und es sollte dies ausdrücklich bei der Einsendung an die Redaction gesagt werden, damit diese nicht etwa Bedenken habe. Der Artikel erschien alsdann unter der Ueberschrift: „Schutz unseren Monumenten!" in der „Spenerschen Zeitung", aus welcher er in viele Blätter überging.

Jetzt, wo der Tod der Kaiserin Augusta uns so viele große und kleine Züge aus ihrem Leben in Erinnerung bringt, ist auch jenes Vorganges vom 3. September 1870 Erwähnung gethan. Der patriotisch enthusiasmirte Junge, der das Denkmal Friedrichs des Großen erkletterte, um dem Haupte des großen Königs einen Lorbeerkranz aufzusetzen, soll von der Kaiserin mit einer vergoldeten Tasse zum Andenken beschenkt worden sein. Der Zufall hat es gewollt, daß in denselben Tagen die „Kreuzzeitung" von einem Schicksal ereilt worden ist, das ihr, wie aus Obigem hervorgeht, schon unter Wilhelm I. zugestoßen ist.

Während der Kampf Bismarcks gegen die Kreuzzeitung in den kaiserlichen Kundgebungen deutlich hervortrat, ging ein anderer nebenher, den die offiziöse Presse führte. Als die Waldersee-Versammlung stattgefunden hatte, richteten sich die Angriffe regierungsfreundlicher Blätter auch gegen den Grafen Waldersee. Damals legte sich Kaiser Wilhelm I. ins Mittel und befahl, daß öffentlich den Angriffen gegen einen hohen Offizier der deutschen Armee entgegengetreten werde. Das geschah. Wie in den Zeitungen mitgetheilt wurde, erklärten der Reichskanzler und der Staatssekretär Graf Bismarck, daß sie jenen Artikeln fern ständen. Damit

war die Sache formell erledigt. Es überraschte, daß trotzdem die Angriffe wieder auftauchten.

Andeutungsweise geschah das in jenem Artikel der „Hamburger Nachrichten" über „Die Nationalliberalen und der Reichskanzler". Dieser Artikel hatte eine merkwürdige Veranlassung. Von Seiten des Generalsekretairs der nationalliberalen Partei war ein Cirkular an eine Anzahl Parteimitglieder gerichtet worden, in welchem vor einer allzu weitgehenden Unterstützung des „rasch alternden Reichskanzlers" gewarnt wurde. Es ist kaum glaublich, daß Herr Patzig dieses Cirkular wirklich ganz auf eigne Faust verbrochen hat. Indessen hat er die „Verantwortung" allein getragen, ein Umstand, der seinen weitgehendsten Entschuldigungen wahrscheinlich den nöthigen Nachdruck verliehen und die maßgebenden Männer der Partei veranlaßt hat, Herrn Patzig an seiner Stelle zu belassen.

Das Cirkular war dem Reichskanzler bekannt geworden; bekanntlich nahm der Fürst Veranlassung, selbst im Reichstage der Auffassung entgegenzutreten, als ob er rasch altere. Und in der That, es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die gewaltige Körperkonstitution des Reichskanzlers ungebrochen ist. Dagegen ist es selbstverständlich, daß das Alter den Reichskanzler veranlaßte, seine Thätigkeit auf eine gewisse Direktive zu beschränken, daß in auswärtigen Angelegenheiten Staatssekretair Graf Bismarck in zunehmendem Maaße die Geschäfte zu führen hat, während in inneren Angelegenheiten, wie der Reichskanzler im Reichstage erklärte, der Staatssekretair von Bötticher die Leitung der Geschäfte in Händen

hält. Dies mag genügen zur Beurtheilung des geflügelten Wortes vom rasch alternden Reichskanzler.*)

Der Artikel der „Hamburger Nachrichten" war eine Verwarnung der Nationalliberalen, welche an das Stillschweigen derselben bei der Erörterung der Geffcken-Angelegenheit im Reichstage anknüpfte. Dieses Stillschweigen wurde in Verbindung gebracht mit „gewissen, im Laufe der letzten Zeit gemachten Beobachtungen" „welche nicht verfehlen konnten, die Besorgniß wachzurufen, daß in einigen Kreisen der nationalliberalen Partei das Bestreben obwalte, sich gegenüber der Politik des Kanzlers „„möglichst vorsichtig"" zu verhalten" Nach dieser Feststellung wurde den Nationalliberalen auseinandergesetzt, welche Wege die politische Klugheit ihnen vorzeichne; für den Fall, daß diese Wege eingeschlagen würden, stellte der Artikel in Aussicht, daß den Nationalliberalen „die Früchte ihrer zweifellos großen Verdienste um Kaiser und Reich ihnen von selbst in den Schooß fallen würden". Andernfalls wurde ihnen prophezeit, daß die „Weltgeschichte über ihre Köpfe hinweggehen" werde.

Es sei — so wurde ausgeführt — unmöglich anzunehmen, daß die Politik des Kanzlers nach einem plötzlichen Scheiden aus seinem hohen Amte in sich selbst zusammenbrechen könne. Auf die Wähler werde der todte Kanzler einen größeren Einfluß üben als der lebende, und was den Kaiser betreffe, so sei dessen Gesinnung gegen den Staatsmann notorisch; er konferire so eingehend mit dem

*) Vergl. „Die eigene Flugbahn, wer will sie stören", Berlin, George & Fiedler. S. 23.

Reichskanzler, daß er am besten die Absichten des Staatsmannes zu verstehen und ihnen die Ausführung auch für den Fall eines vorzeitigen Abscheidens des Kanzlers zu sichern in der Lage sei. Nachdem so der eine Weg gezeichnet, wurde aber auch der andere mögliche nicht außer Acht gelassen. In der Form einer Wiedergabe des angeblich in den renitent werdenden nationalliberalen Kreisen maßgebenden Gedankenganges wurde anscheinend en passant die Auffassung erwähnt, „daß irgend ein anderer Programmmann, heiße er Graf Waldersee oder sonstwie, als Nachfolger des Fürsten Bismarck in Betracht komme". Diese Andeutung sollte offenbar näher erläutert werden in den an anderer Stelle des Artikels sich findenden Darlegungen folgenden Inhalts: „Wer sagt dem Deutschen Volke, daß es die letzten Zwecke des Vorgehens wegen Veröffentlichung des Tagebuches wirklich kennt, daß nicht zu den ausdrücklich angegebenen Bestimmungsgründen noch andere kommen, z. B der: an einem eklatanten Falle im Einzelnen zu konstatiren, zu welchen unliebsamen, staatsgefährlichen Consequenzen allzu großes Vertrauen zu gewissen Persönlichkeiten in der nächsten Umgebung eines Herrschers oder Thronerben führen kann?"

Der Artikel der „Hamb. Nachrichten" wurde von der „Nordd. Allgem. Zeitung" abgedruckt. Als er seine Schuldigkeit gethan hatte, wurde er als Privatarbeit des Redakteurs der „Hamb. Nachrichten" hingestellt.

Graf Waldersee war durch die Erwähnung in diesem Artikel „zur Diskussion gestellt", als ein Programm, mit dem zu rechnen sei.

Die Vorgänge bei der Anwesenheit des Königs von Italien in Berlin sind bekannt. Daß thatsächlich der Plan einer gemeinsamen Reise der beiden Herrscher nach Straßburg bestanden hat, ist sicher. Auch, daß es Fürst Bismarck war, welcher gegen den Plan intervenirte. Die Sache gab dem „Hannov. Courier" Gelegenheit, die Erörterungen gegen die militairische Umgebung Sr. Majestät aufzunehmen. Demselben wurde aus Straßburg geschrieben:

„Daß die Frage der Kaiserreise, welche auf einige Tage ganz Europa in Bewegung gesetzt hat, auch hier eine lebhafte Erörterung hervorgerufen, braucht nicht erst besonders gesagt zu werden. Straßburg ist ohnehin ein Platz der Gerüchte. Zuerst ward uns der König von Italien angekündigt, der auf dem Bahnhofplatz die Garnison besichtigen und dann auf dem Bahnhofe diniren werde. Am Freitag Vormittag hielt die Garnison Vorparade und Probeaufstellung, es ward mit der Ausschmückung des Platzes begonnen. Dann ward die Ankunft des Königs von Sonnabend auf Sonntag verlegt, dann wieder hieß es, er werde mit dem Kaiser kommen, am Sonnabend Abend endlich kündigte die amtliche Zeitung das Eintreffen des Kaisers für Montag Nachmittag in aller Form an. Das Weitere ist bekannt.

Es kann nun nicht ungesagt bleiben, daß dieses Durcheinander von Nachrichten und Gerüchten wenig dem Eindruck entspricht, welchen unsere Bevölkerung von der Zuverlässigkeit und Ordnung preußischer Dinge bisher hatte. Die jetzigen Vorgänge legen daher die Frage nach dem Ursprunge nahe, und diese wird hier allgemein dahin beant-

wortet, daß dem ganzen Plan lediglich der Wunsch hoher militärischer Kreise zu Grunde lag. Dies erklärt sich auch zur Genüge durch den Umstand, daß unser kommandirender General v. Heuduck den Ehrendienst bei dem König Umberto und für seine Wünsche gewiß die Unterstützung unseres bisherigen Gouverneurs, des jetzigen Kriegsministers General von Verdy, gefunden haben wird. Was dem Gerüchte einen eigenthümlichen Beigeschmack verlieh, war die Ankündigung, der Kaiser werde bei dem kommandirenden General, also nicht im Kaiserpalast wohnen, oder wie Kaiser Wilhelm I. im Statthalterpalais absteigen, die Reise werde dadurch einen rein militärischen Character erhalten.

Dies war eigentlich mit der unglaublichste Punkt in der Sache. Der erste Besuch, welchen Se. jetzt regierende Majestät dem Lande abstattet, konnte doch unmöglich ein rein militärischer bleiben. Elsaß-Lothringen hat doch ein Anrecht auf seinen Landesherrn, und der hohen Anerkennung, welche unser Kaiser dem Statthalter Fürsten Hohenlohe noch kürzlich zu dessen siebenzigsten Geburtstage ausgesprochen — eine Anerkennung, welche in allen bürgerlichen Kreisen des Landes das lebhafteste Echo fand und große Befriedigung hervorrief — würde eine ausschließliche Beschränkung des Kaiserlichen Besuches auf rein militärische Dinge doch wohl kaum entsprochen haben. Daß inmitten der Gerüchte und Combinationen auch die auftaucht, es habe sich bei dem ganzen Plan zugleich auch um eine gegen den Statthalter auszuspielende Karte gehandelt, mag hier beiläufig Erwähnung finden als Beweis für die Erregung der Gemüther durch eine so ungewohnte Behandlung einer der-

artigen Angelegenheit. Freilich kann dabei nicht verschwiegen werden, daß eine solche Combination ihre Nahrung findet in der Behauptung von den fortgesetzten Disharmonien, welche seitens unserer höheren militärischen Kreise gegenüber der Statthalterschaft bestehen. Es handelt sich da vielleicht weniger um die Person als um Institutionen. In den preußischen Provinzen ist der commandirende General gewohnt, sich als den ersten und vornehmsten Mann der Provinz zu betrachten. Hier nun bei uns, dem ohne Zweifel wichtigsten Generalcomando im ganzen Reiche, werden Rücksichtnahmen auf einen Statthalter des Kaisers, den Vertreter höchster Kaiserlicher Majestät, erfordert, welche mitunter den Militärs schwer fallen mögen.

Mag es immerhin richtig sein, daß Elsaß-Lothringen das Glacis ist, von welchem herab Deutschlands Westgrenze gegen Frankreich vertheidigt werden soll, und daß in Folge dessen die militärischen Interessen hier zu Lande von ganz besonderer Wichtigkeit sind, so kann deshalb das Land in normalen Zeiten doch nicht von militärischen Gesichtspunkten aus regiert werden. Es handelt sich doch nicht nur darum, das Land zu behaupten, sondern auch die Bevölkerung zu gewinnen."

Hierzu bemerkte der Courier:

„Der Verlauf der Angelegenheit hat dargethan, daß etwaige Versuche militärischer Kreise, einseitig Entschlüsse von militärischer Bedeutung herbeizuführen, auch unter Kaiser Wilhelm II. keine Aussicht auf Erfolg haben. Es ist aber wünschenswerth, daß solche Versuche überhaupt nicht

erst gemacht werden, und Elsaß-Lothringen wäre allerdings das denkbar ungeeignetste Feld dafür."

Die Erörterungen ruhten einige Wochen. Als feststand, daß der Kaiser eine Reise nach der nordischen Küste unternehmen, daß ihn Graf Waldersee dorthin begleiten werde, während eine Theilnahme der höchsten Beamten des auswärtigen Amtes an der Fahrt nicht vorgesehen war, erschien in den „Hamb. Nachrichten" ein Artikel „Zur Kriegstreiberei", welcher dem Blatte ebenso wie der frühere Artikel „Die Nationalliberalen und der Reichskanzler", von besonderer Seite zugegangen war. Der Artikel sagte unter Anderem: „Man sollte meinen, die Folgen der falschen Kriegsbeunruhigung von 1887 seien noch zu bekannt und fühlbar, als daß Blätter, welche ernst genommen sein wollen, in denselben Fehler fallen könnten, den sie 1887 begangen haben. Dennoch ist dies leider der Fall. So bewegt sich namentlich die „Kreuz-Ztg.", trotz der in den Jahren 1887/88 erhaltenen schmerzhaften Desaveus, seit geraumer Zeit wieder genau in demselben Fahrwasser. Es ist wohl nicht wahrscheinlich, daß sie diese „Politik" auf eigene Faust treibt; es muß vielmehr eine Stelle vorhanden sein, durch welche sie inspirirt wird. Bei den Beziehungen und Verbindungen des Blattes braucht danach nicht erst lange gesucht zu werden. Daß diese Stelle nichts mit der offiziellen Staatspolitik zu thun hat, bedarf keiner besonderen Versicherung."

Die Absicht des Artikels lag auf der Hand. Die wiederholte Bezugnahme auf den „Generalstab" ließ die Spitze erkennen. Nach Verlauf einiger Tage brachten die

„Hamb. Nachr." einen weiteren Artikel, worin es hieß: „Wenn freisinnige Blätter auf Grund unseres Artikels unter Nennung von Namen einen Gegensatz zwischen dem leitenden Staatsmanne und hohen militärischen Kreisen construiren, so entspricht dies lediglich ihrem Bedürfniß nach irgend einer Handhabe, um gegen die Regierung überhaupt Stimmung zu machen. Unser Artikel bot dazu keinen Anlaß. Er hatte lediglich den Zweck, den Gegenstand zu constatiren, welcher bezüglich der auswärtigen Politik des Fürsten Bismarck namentlich in der „Kreuz-Ztg." seinen Ausdruck findet. Mit dem offiziösen Kampf gegen die russischen Werthe hat dieser Gegensatz nicht das Mindeste zu thun und die Berufung der „Kreuz-Ztg." hierauf ist nicht entfernt geeignet, sie zu entlasten. Die Zuspitzung unserer Ausführungen gegen die „Kreuz-Ztg." war vielmehr eine durchaus gerechtfertigte und nothwendige."

Ein Vergleich beider Artikel der „Hamb. Nachrichten" genügt, daß der letztere lediglich aus taktischen Gründen das ableugnete, was in dem ersten enthalten war. Selbstverständlich that diese Ableugnung angesichts des klaren Wortlautes des ersten Artikels den Wirkungen des letzteren keinen Abbruch. Kein Mensch zweifelte natürlich mehr daran, daß es für nöthig erachtet worden war, gegen den Grafen Waldersee einen Feldzug in der Presse zu eröffnen. Wäre ein solcher Zweifel noch vorhanden gewesen, so wäre er behoben worden durch die Fortsetzung, welche die Artikel der „Hamb. Nachrichten" während der Reise des Kaisers nach Norwegen in der „Nordd. Allg. Ztg." fanden. Das hochoffiziöse Organ brachte am 7. Juli den Clausewitz-Artikel.

Nachdem die „National-Zeitung" denselben dahin erörtert hatte, daß darin zum ersten Mal in unbestreitbar offiziöser Form das Vorhandensein von Bestrebungen festgestellt wurde, welche auf eine Entscheidung der Kriegsfrage außerhalb des Zusammenhanges mit der allgemeinen Politik des Landes gerichtet sind, erklärte die „Nordd. Allg. Ztg." den Artikel für einen rein „akademischen". Sie sagte: „In dem vorliegenden Falle ist es um so weniger angebracht, den Herrn Reichskanzler mit dem erwähnten Artikel in irgend welchen Zusammenhang zu bringen, als Se. Durchlaucht bekanntlich in ländlicher Zurückgezogenheit Erholung sucht und kaum Anlaß haben dürfte, sich gegenwärtig mit derartigen Doktorfragen zu beschäftigen."

Den Glauben an die Existenz einer Militärpartei bei uns hat einerseits das Säbelgerassel der „Kreuz-Ztg.", andererseits die Sprache der offiziösen Presse hervorgerufen. In den ersten französischen Carikaturen vom August 1870, ehe die Zeichner im Besitze glaubhafter Photographien waren, erscheint General Moltke als ein fürchterlicher Eisenfresser mit gesträubtem Schnurrbart, mächtigen Reiterstiefeln und einem ungeheuren Pallasch, ganz die Figur des Heißsporns Percy, wie Prinz Heinz sie scherzend entwirft; der Mann, der euch sechs bis sieben Schotten zum Frühstück umbringt, sich die Hände wäscht und zu seiner Frau sagt: „Pfui über dieses stille Leben, ich muß zu thun haben". Ungefähr so dachte man sich im Auslande die „Militärpartei", auf deren Vorhandensein in Berlin seit dem Kriege von 1870/71 namentlich die Franzosen, aber auch andere Leute Stein und Bein schwuren. Im Jahre 1875, als

der Krieg in „Sicht" war, sprach auch die „Times" von einer berliner Militärpartei und zwar wie von einer Rotte blutdürstiger Condottiere, die in dem ruhigen Leben der letzten vier Friedensjahre sich entsetzlich langweilte und nun Himmel und Erde in Bewegung setzen möchte, um einmal wieder morden, sengen und plündern zu können. Enthielt die englische Presse die wahre Geschichte jener Tage, so standen die Sachen so: der deutsche Wolf war im Begriff, über das Lamm Frankreich herzufallen, und er hätte seinen bösen Vorsatz ausgeführt, wenn nicht gerade zur rechten Zeit der menschenfreundliche Zar Alexander ihm den Maulkorb vorgelegt hätte. Die Pariser lasen dies natürlich mit Vergnügen. Bisher galten sie immer für die Friedensstörer: wie erfreulich, diese so gehässige Rolle nun den gehaßten Deutschen zuertheilt zu sehen.

Wir Deutsche wissen, was es bei uns mit einer „Militärpartei" auf sich hat. Daß Diplomatie und Heerführung, Feder und Schwert gelegentlich divergiren und Gegensätze entstehen, deren Ausgleichung Sache des Monarchen ist, erscheint in jedem Staate als etwas so Natürliches und Begründetes, daß dadurch die Bezeichnung „Militärpartei" nur in einem sehr uneigentlichen Sinne berechtigt wird. Daß Gegensätze solcher Art auch zwischen dem Fürsten Bismarck und den höchsten Militärs bei uns zum Ausbruch gekommen sind, ist durch eine lange Reihe von Aeußerungen beglaubigt, die der Reichskanzler seit zwanzig Jahren und länger privatim und öffentlich gethan. Er hat oft von „Friktionen" gesprochen, aber von keinen häufiger, als von denen mit Militärs, und wenn er nicht etwa immer gegen Windmühlen

gekämpft hat, so müssen die Gegensätze oft sehr ernster Natur gewesen sein.

Vom alten Fritz wird eine artige Anekdote erzählt, die schildert, wie er einstens seine Generäle über die Frage examinirt habe, wie die Mark Brandenburg gegen einen von Süden heranrückenden Feind am besten zu decken wäre. Jeder der Herren hatte ein anderes Recept. Der eine empfahl eine Centralstellung bei Jüterbock, ein anderer wollte eine Flankenstellung bei Neiße einnehmen, wieder ein ein anderer wußte ein Drittes. Keiner aber war um gelahrte Gründe und tiefsinnige Argumente für seine Sache verlegen. Der alte Fritz hörte lächelnd zu und sagte dann: „Ihr irrt, Messieurs, Eure Mittel sind alle schlecht. Es giebt nur eine sichere Vertheidigung für Brandenburg und das ist ein Angriff auf Sachsen oder Böhmen." Wir können natürlich nicht für die historische Wahrheit dieses Geschichtchens einstehen, allein seine Tendenz entspricht jedenfalls dem Genius des großen Königs, der die Wahrheit erkannt hatte, daß vom militärischen Gesichtspunkte aus die beste Abwehr im Angriff, die einzig sicher wirkende Defensive in der Offensive zu suchen sei.

In unseren heutigen Militärs lebt der Geist des großen Friedrich weiter. Sie haben ihre Ansichten über den Krieg bei verschiedenen Gelegenheiten nicht zurückgehalten, so 1867 zur Zeit der Luxemburger Frage, so 1874, als Frankreich mit fieberhafter Hast die Reorganisation der Armee betrieb und die Arsenale füllte, während das klerikale Ministerium in Rom und in Wien Bundesgenossenschaften suchte. Im August 1874 gab es eine internationale

Conferenz für Codifikation des Völkerrechts zu Brüssel. Einer der militärischen Vertreter Deutschlands war der damalige General-Major v. Voigts-Rhetz. Bluntschli schreibt über ihn in seinem Tagebuche: „Heute dinirten wir zusammen. Ich bekam den Eindruck, daß General v. Voigts-Rhetz und sicher die preußische Militärpartei auf baldigen Krieg hofft und den Krieg wünscht. „Wir sehen ja, daß Frankreich mit äußerster Anstrengung sich auf den Revanchekrieg vorbereitet. Sollen wir denn warten, bis die Franzosen vollständig gerüstet sind?" sagte der General. Ich hatte gehofft, keinen Krieg mehr zu erleben. Die Hoffnung ist eitel, wie ich fürchte."

Hier klafft nun allerdings der weite und schroffe Gegensatz auseinander, in den der Diplomat Bismarck sich zu den Militärs seit über zwanzig Jahren gestellt hat. Er hat stets den „Krieg aus militärischer Zweckmäßigkeit" bekämpft. Er that das zuletzt in seiner berühmten Rede vom 6. Februar 1888. Schon kurz vorher hatte er den Ausspruch gethan, für ihn existire der militärische Gesichtspunkt nicht, daß Deutschland Frankreich überlegen sei, vielmehr bestände der einzige Gesichtspunkt, aus dem die Sache anzusehen sei, in der Thatsache: Wenn Deutschland es mit einem ungerechten Angriff zu thun hat, ist es im Stande, das Doppelte und Dreifache dessen zu leisten, was ihm rein militärisch an Mitteln zu Gebote steht. Er hat bekanntlich auch in seiner Depesche vom 24. Juli 1870 geschrieben: „Ich war nicht der Meinung derjenigen Politiker, welche dazu riethen, dem Kriege mit Frankreich deshalb nicht nach Kräften vorzubeugen, weil er doch unvermeidlich sei. So

sicher durchschaut Niemand die Absichten der göttlichen Vorsehung bezüglich der Zukunft und ich betrachte auch einen siegreichen Krieg an sich immer als ein Uebel, welches die Staatskunst den Völkern zu ersparen bemüht sein muß."

Bismarck sagte das mit Bezug auf die Luxemburger Frage, in der er dem Ausspruch einer militärischen Autorität wie Moltke entgegen verschmähte, das im Frühjahr 1867 militärisch sehr schwach vorbereitete Frankreich viel leichteren Kaufes als drei Jahre später niederzuwerfen. In Bezug auf die Wirren von 1874/75 wies er ein Jahr später den Präventivkrieg in die Sphäre des Blödsinns, er nannte ihn eine „kolossale Dummheit". In der Januarrede von 1887 eiferte er wiederum dagegen, und, wie schon bemerkt, in der Februarrede von 1888 abermals. Der Gegensatz schien sich in dieser Zeit noch zu verschärfen. Im Publikum und in der Presse fing man an, Namen zu nennen und zuletzt brachte die „Nordd. Allg. Ztg." den Clausewitz-Artikel, von dem das Blatt in einer späteren Erklärung ausdrücklich bemerkte: es habe in demselben das Verhältniß des Grafen Waldersee zu dem Reichskanzler behandelt.

Die Deutschfreisinnigen und Ultramontanen hatten in diesem Streite ihre Position sofort da genommen, wo ihre grundsätzliche Opposition sie hinwies. Sie sprachen von dem „Verfolgungswahnsinn" des Reichskanzlers.

Von dieser Position her ist die Interpellation Richters im Reichstage gekommen. Er fragte, „ob irgend welche Anzeichen vorliegen, als ob der Chef des Generalstabes darauf ausginge, die auswärtige Politik des Reichskanzlers zu kreuzen, oder irgend ein Verhalten zeigte, welches sich

in anderer Richtung bewegt als diejenige, welche der Politik des Reichskanzlers in auswärtigen Dingen entspricht." Diese Frage war eine factiöse, nachdem alle Unebenheiten in den obersten Regionen längst geglättet sind. Auch hat der Kriegsmininister die Frage nicht beantwortet, sondern sich nur gegen die „Opposition von Offizieren zu der Regierung Sr. Majestät verwahrt". Darum hat es sich in dem ganzen Streit nicht gehandelt. Aber der Minister konnte auch gar anders antworten, als ausweichend. Sollten Interna der Regierung, über die schon Gras gewachsen ist und die überhaupt nicht vor das Forum der Oeffentlichkeit gehören, dem Herrn Richter zur Ausbeutung überliefert werden?

Als ein Gegner des Fürsten Bismarck wird, besonders im Auslande, noch ein zweiter Militär angesehen, nämlich General Albedyll. Im September 1889 sprach man von seinem Abschiede. Gewisse Blätter gefallen sich darin, ihren Groll gegen den ehemaligen Chef des Militär-Kabinetts die Zügel schießen zu lassen. Sie vergessen, daß es jedenfalls ein Verdienst ist, mehr als 18 Jahre in der wichtigsten Stellung das volle Vertrauen eines erprobten und scharfblickenden Menschenkenners, unsres verewigten Kaisers Wilhelm I., besessen zu haben. Der General v. Albedyll denkt viel zu vornehm, als daß ihn in seinen Entschlüssen, gegenüber dem allerhöchsten Dienste, äußere Rücksichten bestimmen könnten. Dennoch verbreiten jene Blätter, welche mit der Wahrheit ständig auf dem Kriegsfuß stehen, die gehässige und verleumderische Angabe, er sei commandirender General geworden, um die Pension eines solchen erhalten zu können. Der Kaiser wird sich bei Besetzung der

wichtigsten Posten der Armee gewiß nie durch solche äußeren Rücksichten bestimmen lassen. Wenn also solche Gründe als maßgebend bezeichnet werden, so verletzt man den Kaiser und beleidigt einen bewährten General, der durch mehr als 18 Jahre ein Heer von Offizieren führte. Außerdem können wir bestimmt versichern, daß der General v. Albedyll sich in seiner Dienststellung wohl fühlt, umsomehr, als er die vollste Anerkennung seines kaiserlichen Herrn fand; während des Ausstandes im Kohlenbezirk warnte er unablässig davor, durch die Verhängung des Belagerungszustandes der Welt gegenüber die Erklärung abzugeben, ein Theil der treuen Provinz Westfalen befinde sich im Aufruhr.

Die Broschüre „Kaiser Wilhelm II. und der Reichskanzler" wurde als ein arger Vorstoß gegen den Grafen Waldersee aufgefaßt und vielfach erörtert. Sie unterscheidet sich von der Masse anonymer Tagesschriften der jüngsten Zeit durch ihre Beschränkung auf Personenfragen. Die üblichen Angriffe auf die freisinnige Partei sind unterlassen. Dagegen wird der Gegensatz von „Schwert und Feder" so scharf hervorgehoben und die Anwartschaft des Grafen Herbert Bismarck auf die Nachfolge des heutigen Reichskanzlers mit einer Offenheit vertreten, wie bisher weder in der Tagespresse noch in besonderen Broschüren.

Dabei giebt sich der ungenannte Verfasser den Anschein, besonders gut unterrichtet zu sein. Er weiß die bekannten Thatsachen geschickt zu gruppiren. Aber er meldet auch manche Dinge, welche sich der Oeffentlichkeit bisher entzogen haben. So heißt es in der Broschüre, es sei „während des Besuches des Kaisers Franz Josef in Berlin der Kon-

flikt zwischen den Reichskanzler und dem Chef des Generalstabes durch eine kurze und schnelle Verständigung aus der Welt geschafft worden, soweit in ihre Beziehungen ein persönliches Moment hineingetragen worden war. Jedes Mißverständniß in dieser Beziehung ist beseitigt; der sachliche Gegensatz hat damit nichts zu thun".

Als solcher sachlicher Gegensatz wird die „Thatsache der immer von Neuen nothwendig werdenden Abwehr des Fürsten Bismarck gegenüber militärischen Autoritäten, die ihn in eine andere Bahn drängen möchten oder auf mehr als das ausgehen", hingestellt. Der Verfasser weist auf zahlreiche Aeußerungen des Fürsten Bismarck selbst, welche von einem Kampf gegen die „Kriegspartei" zeugen sollen, hin, auf die ganz abweichende Beurtheilung des Prinzen Alexander von Battenberg durch die offiziöse Presse und das „Mil.-Wochenbl.", auf chauvinistische Artikel der „Kreuzzeitung" gegenüber der amtlichen Politik und führt alsdann den Clausewitz-Artikel der „N. A. Z." ohne Weiteres auf den Kanzler zurück.

„Wir sehen, wie das Ringen des Fürsten Bismarck gegen ein X, das unaufhörlich zum Kriege drängt, nun schon einen Zeitraum von über zwanzig Jahre mit seltenen Pausen ausfüllt" . . . „Nach den Zeitungen konferirt Graf Waldersee öfter als der Kanzler mit dem Kaiser" . . . „Ist auch auf den Lofoten Politik getrieben worden? Wenn von daher Telegramme gekommen sind, die in die heimathliche Preßfehde eingriffen . . . dann muß wohl die Politik selbst angesichts der romantischen Naturwunder eine Rolle gespielt haben" . . . „So erklärt sich der nach dem

Nordkap gerichtete Warnungsruf der „Nordd. Allg. Ztg.“ Das Einlenken dieses Blattes bedeute nur eine neue Waffenruhe.

An Deutlichkeit lassen die Ausführungen der Broschüre wenig zu wünschen übrig. Man erkennt das Ziel überall, auch wo der Pfeil mit Watte umwickelt ist. Aber aus der Broschüre geht zugleich hervor, daß es sich bei den „Friktionen“ nicht nur um Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Kanzler und dem Chef des Generalstabes handle, sondern um den — „kommenden Mann“. Es gehöre durchaus nicht zu den unmöglichen Dingen, daß die Frage der Nachfolgeschaft wenigstens für eine gewisse Zeit nach seinem Ableben noch von dem Fürsten Bismarck selbst im Einverständnisse mit dem Kaiser gelöst werde. Wer aber ist dieser Nachfolger? Kein anderer als Graf Herbert Bismarck. Auch in die Geschäfte des Staatssekretärs des Auswärtigen zeigt sich der Verfasser merkwürdig eingeweiht. Er erzählt hier manche Dinge, welche wenig bekannt, vielleicht den Theilnehmern selbst nicht zum Bewußtsein gelangt sind.

Das Geschick hatte gewollt, daß Graf Herbert schon auf dem Kongreßbilde von Werner eine Stelle gefunden hat. Der Graf, der 1874 Attaché in München wurde, sei von seinem Vater zu den wichtigsten Unterhandlungen benutzt und „für seine zukünftige Laufbahn vorbereitet“ worden. Eine Reihe solcher Aufträge wird in heller Beleuchtung vorgeführt: „In Petersburg war es, wo Graf Herbert Bismarck dem Prinzen und späteren Kaiser Wilhelm II. zuerst näher trat“. Jene Personenkenntniß und Routine,

welche den Diplomaten mache, besitze Graf Herbert „unfraglich“; er habe sich von Jugend an gewöhnt, „nur des Reichskanzlers Gedanken zu haben“ und sei also „ganz und gar an den rechten Platz gekommen“. Wörtlich heißt es dann in der Broschüre auf Seite 22:

„Im Winter 1886—87 arbeitete Prinz Wilhelm im Auswärtigen Amt. Wie man erzählt, war daselbst Graf Herbert der eigentliche Lehrer des Prinzen. Daraus entwickelte sich ein sehr enges Verhältniß zwischen Beiden, das von Näherstehenden als das einer intimen Freundschaft bezeichnet wurde. Der Lehrer nahm sich seines Schülers in einer so empressirten und vermuthlich auch geschickten Weise an, daß der Letztere sowohl ein großes Wohlgefallen wie auch eine ausgezeichnete Hochschätzung für die Eigenschaften des jüngeren Bismarck an den Tag legte. Von Potsdam aus versäumte der Prinz bei seinen häufigen, fast täglichen Besuchen in Berlin es selten, in der Wilhelmstraße vorzufahren. Im Auswärtigen Amte selber glaubte man schon damals, das zwischen dem Prinzen Wilhelm und dem Grafen Bismarck bestehende Verhältniß als bedeutungsvoll für die Zukunft des deutschen Reichs ansehen zu müssen. Man sprach von dem Interesse, welches der Prinz dem Gedanken zuwende, das Reichskanzleramt einst von dem Vater auf den Sohn übergehen zu sehen. Er sah in diesem den natürlichen Erben des Fürsten Bismarck, da kein deutscher Staatsmann so voll und ganz in alle Geschäfte des Reichskanzlers eingeweiht, keiner über die letzten Absichten desselben so unterrichtet sein könnte, also auch keiner die Geschäfte

so im Sinne des Reichskanzlers zu führen vermöge, als eben Graf Herbert Bismarck."

Das Ergebniß dieser Betrachtungen ist die Gewißheit, daß Graf Herbert Bismarck, nicht aber Graf Waldersee der Nachfolger des Reichskanzlers wird.

Vor einiger Zeit brachte die Contemporary Review einen Artikel, der in England wie in Deutschland großes Aufsehen erregte. Im Eingang der Abhandlung wurde auf die bis dahin vermuthlich unbekannte Thatsache hingewiesen, daß Fürst Bismarck nicht unsterblich sei. Alsdann wurde das Alter des Fürsten Bismarck festgestellt und des aus Busch's Veröffentlichung bekannten Umstandes Erwähnung gethan, daß Bismarck auf die Dauer seines Lebens Fatalist sei, insofern wenigstens als er der festen Ueberzeugung lebe, nicht vor dem Jahre 1890 zu sterben und nicht über das Jahr 1894 hinaus zu leben. Er halte sich in dieser Hinsicht für besonders begnadet, da er wenigstens annähernd die Stunde seines Ablebens berechnen könne. Aus zwei Umständen — aus der großen Machtfülle einerseits und andererseits aus dem Bewußtsein, daß er nicht mehr lange zu warten habe — sei es zu erklären, daß das Bestreben des Fürsten darauf gerichtet sei, sich einen Nachfolger zu sichern, dem er das Amt eines major domus übertragen könne, auf dessen Begründung er sein ganzes Leben verwendet. Vor fünf Jahren noch habe der amerikanische Gesandte in Berlin zu seiner Ueberraschung bemerkt, daß Fürst Bismarck förmlich blind zu sein scheine gegen dieses offenbare Erforderniß seiner einzig in ihrer Art dastehenden Stellung. „Ich denke, Bismarck wird keinen

Nachfolger heranbilden; Niemand ist im Stande, in seine Fußtapfen zu treten. Er ist einer von jenen großen Bäumen, welche nichts aufkommen lassen, was in ihrem Schatten wächst. Er kann den Gedanken nicht ertragen, daß irgend Jemand sich mit ihm in die Arbeit theilen sollte, die Geschicke Deutschlands zu lenken. Infolgedessen sind die unter ihm arbeitenden Beamten eher zu Marionetten geeignet, als zum selbstständigen Handeln und Arbeiten.“

So habe sich damals der amerikanische Staatsmann geäußert, plötzlich habe jedoch Bismarck die Gefahr erkannt, welche die von ihm geschaffene Lage der Dinge in sich schloß: und von nun an sei er darauf bedacht gewesen, einen „Erben“ heranzuziehen. Diese Aufgabe sei keineswegs leicht gewesen. Auf der Suche nach einem Nachfolger habe Fürst Bismarck lediglich im eignen Haushalt Umschau gehalten. Schwerlich sei er hierbei von der bewußten Absicht geleitet gewesen, eine Dynastie zu begründen. Dagegen sei er offenbar — bewußt oder unbewußt — ganz ebenso zu Werke gegangen, wie die Begründer von Dynastien es zu thun pflegen. Er habe nämlich seinen ältesten Sohn zum Nachfolger ausersehen, und in seinem festen Entschluß, dem Grafen Herbert diese Nachfolge zu sichern, habe man auch den Schlüssel zu allen jenen Vorgängen zu suchen, die in jüngster Zeit die Entrüstung Europas hervorgerufen hätten. Diese Vorgänge wären gewissermaßen ein neuer Erbfolgekrieg, der unter dem durchsichtigen Schleier constitutioneller und gesetzmäßiger Formen geführt werde, es sei ein Krieg Bismarcks für die Dynastie des Hauses Bismarck.

Nunmehr folgt eine Charakterschilderung des Grafen Herbert, die sich als ein gehässiges Pasquill darstellt. Es werden in kleinlich feindseliger Absicht die unbedachten Jugendstreiche des jungen Staatsmannes, das Bonner Duell und sein Anlaß, sowie eine spätere Caprice, welche ja auch einiges Aufsehen erregte, mit Behagen breitgetreten. Als besonders beachtenswerth wird hervorgehoben, daß bei allen diesen Anlässen sich eine gewisse geringschätzige Beurtheilung der Frauen bei ihm gezeigt habe. Diese Stellung Herberts von Bismarck zur Frau wird so stark betont, daß man unwillkürlich versucht wird, diese Abhandlung auf den direkten oder indirekten Einfluß einer Frau zurückzuführen. In den Anschauungen, welche Graf Herbert von Bismarck über die Frauen hegt, soll sich gewissermaßen der Stand seiner Gesittung dokumentiren, der als ein geradezu barbarischer hingestellt wird durch eine Bemerkung rohester Art. Im Uebrigen wird anerkennend hervorgehoben, daß Herbert Bismarck sich im Kriege als tapfer erwiesen und nicht weniger als dreimal von Kugeln getroffen worden sei.

Nach einigen ferneren Auslassungen über den Grafen Herbert, welche sich vollständig im Genre der hier kurz skizzirten feindseligen „Anzapfungen“ bewegen, giebt der Verfasser eine Schilderung derjenigen Zustände, welche nach seiner Auffassung in Deutschland beim Tode des greisen Kaiser Wilhelm vorlagen. Als der Kaiser starb, habe Fürst Bismarck vorübergehend in großer Verlegenheit befunden, da er nicht wußte, was nun zu nächst zu thun sei.

„Wie lange konnte Kaiser Friedrich — so fragt der

anonyme Verfasser — noch leben? War es denn überhaupt nothwendig, daß es einen Kaiser Friedrich gäbe? Vom Standpunkte der Bismarck'schen Hauspolitik aus betrachtet, wäre es — so fährt er fort — wünschenswerth gewesen, daß die Thronfolge vom Großvater auf den Enkel überging. Der junge Kronprinz Wilhelm — so wird in dem Pamphlet weiter gefolgert — war in den Bismarck'schen Anschauungen großgezogen worden. Es war ein „Produkt von Blut und Eisen". Mit ihm hatte der Kanzler seine Abmachungen getroffen und zwar auf der Basis des „do, ut des". Sein Vater dagegen war kein Bismärcker. Inmitten der preußischen Junker erschien er wie ein hochgebildeter Athenenser unter den Spartanern. Er verkörperte in seiner Person die Civilisation, die Kultur und den Frieden. Und vor allen Dingen war er die lebende Verkörperung des verhaßten Prinzipes der Frauenrechte, des Rechts der Frau auf Anerkennung ihrer Fähigkeiten, ohne Rücksicht auf ihr Geschlecht. Dem Genius seiner Gemahlin zollte er jene Anerkennung, welche aus ihr eine intellektuelle Potenz machte, ohne daß darunter ihre Aufopferungsfähigkeit Schaden genommen hätte, denn sie war „ja nur ein Weib". —

In seinen weiteren boshaften Ausführungen, die wir hier nicht alle wiedergeben können, sucht der Verfasser nachzuweisen, daß die Lage des Fürsten Bismarck beim Tode Kaiser Wilhelms nicht peinlich gewesen sein würde, wenn Kaiser Friedrich gesund gewesen wäre. In diesem Falle wäre derselbe nämlich ohne Unterbrechung den Einflüssen seines allmächtigen Ministers ausgesetzt gewesen, welcher alle Vortheile der Beeinflussung und Pression hätte wahr-

nehmen können, um seinen Willen durchzusetzen. „Indeß — so heißt es weiter in dem Pamphlet — was konnte der Kanzler wohl anfangen mit einem Kaiser, dessen einziger Thron das Sterbelager war und der außerdem begreiflicher Weise einen großen Theil seiner Zeit in der Gesellschaft seiner englischen Frau und seines englischen Arztes zubrachte? Den Einfluß der Kaiserin Viktoria hielt Fürst Bismarck von jeher für einen ihm selbst und seinen Bestrebungen feindlich gegenüberstehenden. Dieser Einfluß war nunmehr vorherrschend und es war nicht abzusehen, wie lange er es noch bleiben würde. Daß eine Frau, und zwar eine englische Frau und obendrein eine mit liberalen Anschauungen großgesäugte englische Frau den Kaiser von Deutschland in ihrer Hand haben und daß sie eine Art von Oberaufsicht über den Herrn des Herrn von Deutschland ausüben sollte, das genügte, um dem Fürsten Bismarck schlaflose Nächte zu bereiten. Aber, Alles in Allem genommen, was sollte er thun? Seine eigene Dynastie war noch nicht genügend gefestigt, als daß er es hätte wagen dürfen, dadurch einen Akt der Willkür die Absetzung des Kaisers Friedrich herbeizuführen. Und damit mußte bis zum Tode Kaiser Friedrichs alle Hoffnung auf die vorher gesicherte „Thronfolge" des Grafen Herbert schwinden. Fürst Bismarck sandte seinen muthmaßlichen Nachfolger wiederholt mit geschäftlichen Aufträgen zum Kaiser, dieser weigerte sich jedoch entschieden, mit Jemand Anderem, als mit dem Kanzler selbst zu verhandeln. Wenn der Kaiser am Leben blieb, dann konnte der einzige Traum, den der Kanzler in seinem ganzen Leben geträumt, nicht in Erfüllung

gehen: „Graf Herbert konnte niemals der Kanzler Friedrich III. werden“.

Bei der Schilderung der Zustände, welche durch den Tod des Kaiser Friedrich herbeigeführt wurden, läßt der Verfasser der Schmähschrift seiner erfinderischen Phantasie erst recht die Zügel schießen. Er leistet an dieser Stelle geradezu ungeheuerliches in der Verdrehung bekannter Thatsachen und in der Erfindung von Lügen, die so plump sind, daß man sie mit Händen greifen kann. Wir müssen uns darauf beschränken, aus der reichen Fülle dieser phantastischen Ausführungen nachstehend einige Stilproben zu geben. Der Verfasser schreibt:

„Endlich erreichten die Leiden Kaiser Friedrichs ihr Ende. Nach einer neunzigtägigen Regierung war das große Hinderniß, welches der Verwirklichung der Pläne des Kanzlers entgegenstanden, beseitigt. Der Tod verhalf ihm zum Siege, und als das Grab sich über dem Leichnam Kaiser Friedrichs III. geschlossen hatte, da schien der Weg geebnet für die Verwirklichung des Bismarck'schen Traumes. Nun konnte nicht mehr die Rede sein von einem Fürsten, der ein aufrichtiger Anhänger verfassungsmäßiger Zustände war, nun gab es keine Unterrocks-Einflüsse mehr in der deutschen Politik — ausgenommen von illegitimer Beschaffenheit. Der männliche Deutsche würde fortan einen ausschließlich männlichen Herrscher haben; das Schicksal selbst und der Tod waren in die Schranken getreten gegen die Einflüsse der liberalen Herrschaft. Der kurze Versuch war schon beendet, noch ehe er begonnen hatte,

und Fürst Bismarck konnte nun mit Muße seine Dynastie aufrichten."

Die Schlußfolgerungen, zu denen der Artikelschreiber gelangt, entsprechen in keiner Weise der auf die vorhergehenden Ausführungen verwandten Mühe und Bosheit. Es wird nach einmal darauf hingewiesen, daß es in unseren Tagen nicht mehr so leicht ist, eine Dynastie zu begründen. Außerdem wird behauptet, daß Graf Herbert Bismarck nicht das Zeug habe, der congeniale Nachfolger seines Vaters zu werden. Er habe zwar alle Knorren des alten Eichenstammes, ohne dessen Stärke, alle Verzückungen der Sybille ohne deren Inspiration. Heute sei Graf Herbert mächtig und einflußreich; wenn er spreche, glaube jeder das Echo der Stimme seines Vaters zu hören. Wenn aber erst sechs Fuß und zwei Zoll deutscher Erde dasjenige bedeckten, was sterblich gewesen an dem mächtigen Reichskanzler, dann werde auch hier eine Aenderung eintreten müßen, dann würde es sich sehr fragen, ob diejenigen, welche jetzt schweigen, ruhig Alles hinnehmen würden, was sie jetzt noch ertrügen.

Es ist schon oben gesagt, daß gleich das erste Auftreten des Grafen Bismarck in seiner diplomatischen Laufbahn eine Verewigung durch das Bild Anton von Werner's erfahren hat, das, die Hauptträger des Berliner Kongresses von 1878 darstellend, ein historisches Dokument geworden ist für die Geschichte unserer Zeit. Auf jenem Kongreß fungirte Graf H. Bismarck nicht bloß als Secretär. Er übernahm für seinen Vater auch diplomatische Aufträge. Als es sich z. B. damals um die Occupation von Bosnien

und der Herzegowina handelte, schickte noch in der Nacht, welche dem für die Verhandlung der bosnischen Angelegenheit bestimmten Sitzungstage voranging, Fürst Bismarck — es war bereits spät nach Mitternacht — seinen Sohn Herbert zum Grafen Andrassy mit der Bitte, derselbe möge sich's doch noch einmal überlegen, ob es nicht besser wäre, die Forderung Oesterreich Ungarns bezüglich Bosniens und der Herzegowina fallen zu lassen. Welche Antwort Graf Andressy auf diese im Interesse Rußlands vom Fürsten Bismarck ausgesprochene Bitte gab, beweist der noch heute in den Händen Oesterreichs befindliche Besitz jener Provinzen. In dieser Weise wurde Graf Bismarck frühzeitig als Unterhändler verwandt und für seine künftigen Aufgaben vorbereitet. Es konnte nicht ausbleiben, daß die politische Welt ihn auf Schritt und Tritt beobachtete, in der gewiß nicht unrichtigen Ueberzeugung, daß seine Bewegungen einen hochdiplomatischen Charakter trugen. Kaum ist je die Jugend eines angehenden Diplomaten so reich mit wichtigen Sendungen ausgefüllt worden, wie die des Sohnes unseres Reichskanzlers, Wien, Petersburg, London wissen nacheinander davon zu erzählen. Es hat seit mehr als zehn Jahre keine auswärtige Krise oder Affaire gegeben, bei der Graf H. Bismarck nicht persönlich thätig gewesen ist. Er wohnte der Drei-Kaiser-Begegnung in Skierniewicze bei, wie den Antrittsvisiten des heutigen Kaisers in Petersburg, Wien, Rom. Dem Kaiser Wilhelm II. war er schon in dessen Prinzenzeit näher getreten. Beide sind sich mehr als ein Mal auf diplomatischen Missionen begegnet. So 1884 in Petersburg, 1886 in Gastein. Abgesehen davon war der

Verkehr beider ein sehr lebhafter. Eine Zeit lang hieß es, daß es mit diesem intimen Vertrauensverhältnisse aus sei. Schon ehe ein griechisches Blatt es öffentlich aussprach, war in Deutschland von „Mißerfolgen" unserer inneren und auswärtigen Politik die Rede und man wollte wissen, daß der Kaiser selbst solchen Umschlag empfinde und denselben der Theilnahme des Grafen Herbert Bismarck an der Politik zuschöbe. Nach den Lofoten hätte er sich deshalb nicht von demselben begleiten lassen. Die Zukunft sollte dem Grafen Waldersee gehören. Ironisch bemerkte die „Schlesische Zeitung": „Der alte Bismarck, vor anderthalb Jahren noch der allmächtige „Hausmeier" Wilhelms I., sitzt fern in Hinterpommern schmollend in seiner Einsiedelei und schleudert im seinem Unmuth mittels der offiziösen Presse Donnerkeile gegen den aufstrebenden, seine Zirkel kreuzenden Rivalen. Ueber diesem Rivalen aber strahlt vor aller Welt die Sonne der Kaiserlichen Gnade. Auf der ganzen Reihe von Wochen hinaus steht er im unmittelbarsten Verkehr mit der allerhöchsten Person, gehört ihm allein das Ohr des Monarchen. Welche weltgeschichtlichen Folgen wird dies haben!" Andere Blätter meinten: „Wo Rauch ist, da ist auch Feuer", und wollten die Gerüchte nicht ganz als unbegründet ansehen. Nun wo ist heute Rauch und Feuer geblieben? Wir sehen den Grafen Herbert Bismarck in dem vertrautesten und eifrigsten Verkehr mit dem Kaiser auf seinen großen Reisen nach England und dem Orient; wir finden ihn dort als seinen Dolmetsch bei berühmten Staatsmännern, und immer von neuem vollziehen sich große politische Akte, bei denen der

Name des Sohnes unseres Reichskanzlers unter den ersten genannt wird.

Daß seit einiger Zeit eine Entfremdung zwischen dem Reichskanzler und der nationalliberalen Partei besteht, wenn letztere auch die Behauptung bespöttelt, ist kein Geheimniß. Man erinnert sich des vor bald zwei Monaten im Hamburger Correspondenten erschienenen, vom offiziellen Telegraph der Verbreitung gewürdigten Artikels, der die heutigen Beziehungen zwischen dem Fürsten Bismarck und der genannten Partei mit denen in den Jahren 1876 bis 1878 verglich und von damaligen Versuchen der Nationalliberalen sprach, den Reichskanzler zu ignoriren, ihn an die Wand zu drücken und zwar durch direkte Verständigungen zwischen der liberalen Parteileitung und einigen ministeriellen Kollegen des Reichskanzlers. „Solche Versuche, hieß es weiter, gaben in den Jahren 1876 bis 1878 den Anlaß zu verschiedenen Modificationen im Bestande des Ministeriums, und die Herbeiführung neuer Reichstagswahlen im Jahre 1878 war kein aggressiver, sondern ein defensiver Schachzug des Ministerpräsidenten gegenüber der Coalition eines Theiles seiner Collegen mit der liberalen Mehrheit des Reichstages." Ferner wurde gesagt: „Wenn wir auf diese Zeiten ein retrospektives Licht fallen lassen, so geschieht es, weil sie Lehren für die Zukunft enthalten und weil daraus hervorgeht, daß nicht alle Erscheinungen in unserem politischen Leben sich aus parlamentarischen Beweggründen und Eindrücken erklären lassen, sondern daß dabei außerhalb der öffentlich erkennbaren Entwickelung auf der sichtbaren Bühne manche bewegende Kräfte hinter den Coulissen wirksam ge-

wesen sind, und daß der Reichskanzler seine Stellung nicht bloß gegen parlamentarische Angriffe zu decken gehabt hat." Dieser Artikel des „Hamburger Corr." wurde seiner Zeit in der nationalliberalen Presse als geschichtlich unbegründet schroff zurückgewiesen und jede Parallele zwischen heute und jenem „offiziösen Zerrbilde" der seit mehr als einem Jahrzehnt hinter uns liegenden Periode verhöhnt. Die „Nordd. Allg. Ztg." nahm sich darauf des Hamburger Blattes mit den Worten an: „Den Eindruck, daß im Jahre 1878 die Initiative zu der Entfremdung zwischen der nationalliberalen Partei und der Regierung nicht von letzterer ausgegangen ist, theilen auch wir; daß der Hamburger Artikel einen wunden Punkt berührt hat, beweist die gereizte Kritik, welche ihm zu Theil wird und welche für uns sein Gewicht verstärkt, so wie der Wunsch nach Vervollständigung der darin gegebenen Andeutungen."

Diese Vervollständigung ist ausgeblieben. Insbesondere fehlt es an jeder Aufklärung darüber, worin, die Richtigkeit der vom „Hamburger Corr." behaupteten Thatsachen vorausgesetzt, die Parallele jener Zeit mit heute liegen soll.

Die auf die Jahre 1876 bis 78 bezüglichen Angaben des Hamburger Blattes sind zunächst unter dem Gesichtspunkte der historischen Treue zu prüfen. Da ergiebt sich denn, daß sie den wiederholten Erklärungen des Reichskanzlers selber über jenen Zeitabschnitt durchaus entsprechen, Erklärungen, die niemals bisher einen Widerspruch erfahren haben. Die wichtigste derselben, eine wirkliche Enthüllung über den Bruch der nationalliberalen Partei mit dem Reichskanzler, ist diejenige, welche er in der Reichstagsrede vom

28. November 1881 abgab und die der Wichtigkeit der Sache wegen hier in ganzer Vollständigkeit folgt: „Ich habe jede Fraktion schon bekämpfen müssen, jede Fraktion, sobald ich mich ihrer Unterstützung bedient habe, hat bald die Neigung gehabt, die Kaiserliche sowohl wie die Königlich preußische Regierung in ihren Dienst zu nehmen. Von Seiten der nationalliberalen Fraktion habe ich wesentliche Unterstützung gehabt, bis die Herren fanden, ihres Unterstützens wäre nun genug, sie wollten, ich sollte nun die Fraktion unterstützen. So drehte sich die Sache im Jahre 1878. Nicht ich habe die nationalliberale Fraktion angegriffen, sondern sie hat mir das Bündniß aufgekündigt und hat mich erst dilatorisch (hinausschiebend), dann kühl, dann abwehrend und feindlich behandelt. Dabei ist es namentlich der Herr Abgeordnete Lasker gewesen, der hat wesentlich meine Beziehungen zur nationalliberalen Partei untergraben durch die Art seiner Opposition, durch die Tragweite der Opposition, durch den Ton, den er öffentlich hier gegen mich anschlug. Ich erlaubte mir damals den Ausdruck „abkanzeln", den ich nicht wiederholen will, sondern nur als historische Remiszenz, und demnächst ist ein Blatt, was ich den Todtengräber der Partei nenne, die „Nationalzeitung" an der Entfremdung Schuld. Der Bruch vollzog sich damals, als mir im preußischen Landtag die natürlichsten Dinge abgeschlagen wurden, die nachher Andern mit Leichtigkeit bewilligt wurden, lediglich, um auf mich einen Druck auszuüben, damit ich mich fügen sollte; wie man mir damals auch jeden Beistand bei der Neubildung des Ministeriums versagte und ein gewisses Fraktionsverbot

ausgegangen war, mit mir in Verhandlungen zu treten. Ich bin nur defensiv verfahren gegen die nationalliberale Fraktion. Ich bin mit derselben in eine mir nicht erwünschte, von mir nicht erstrebte Stellung gekommen. Die Gefälligkeit, daß ich durch die Auflösung eine Rücksicht auf diejenigen Herren nahm, die gegen die erste Sozialistenvorlage gestimmt haben — ist unverstanden geblieben. Ich konnte dem Anstandsgefühl nicht zumuthen, daß dieselben Herren, ohne durch die Läuterung einer Neuwahl gegangen zu sein, nun wenige Monate später gerade das Gegentheil von ihrer Abstimmung bethätigen sollten, nachdem inzwischen nur der Unterschied vorlag, daß von zwei Mördern der eine Erfolg gehabt hatte und der erste nicht. Ich konnte doch nicht glauben, daß dieser rein äußerliche Erfolg die Ueberzeugung der abstimmenden Herren hätte ändern können! Ich mußte annehmen, daß die Ueberzeugung in dem Erkenntniß unserer Situation, wie sie sich bei der Hödelschen Ueberzeugung ausgesprochen hatte, den Herren überhaupt bleibend eigenthümlich war. Es war von meiner Seite ein Entgegenkommen, für das ich Dank verdient hätte, wenn ich Ihnen Gelegenheit gab, geänderte Ansichten durch die Neuwahl und die Meinung der Wähler zu motiviren. Ich habe das schon damals in den Konseilsitzungen ausgesprochen, daß ich den Herren Gelegenheit gab, sich durch das Bad einer Neuwahl die Möglichkeit des Wechsels ihrer Ansicht anzuschaffen, — das liegt in den Akten vor. Für diese Gefälligkeit, die ich hatte, Ihnen die Zustimmung zu erleichtern, habe ich allerdings wenig Dank gefunden.

Wenn ich mit dem Fraktionswesen im Kampf gewesen bin, dann ist es immer in Vertretung des Reichs gegen die Fraktionen, des nationalen Patriotismus gegen den Fraktionspartikularismus gewesen."

An dieser Darstellung der Sache wird man wohl nicht mit dem Uebermuth und dem Hohn rütteln dürfen, mit dem man vor acht Wochen den Hamburger Artikel behandelt hat. Wir wollen zur Erklärung nur noch hinzufügen, daß, wenn der Reichskanzler in jener Erklärung von „den natürlichsten Dingen" spricht, die ihm abgeschlagen, andern Ministern aber bewilligt wurden, er damit auf Folgendes anspielte. Im März 1878 wurde seitens der Regierung dem preußischen Abgeordnetenhause ein Nachtrags-Etat vorgelegt, in welchem beantragt wurde, ein Ministergehalt zum Zweck der Errichtung eines eigenen Eisenbahnministeriums, Uebertragung der Zentralverwaltung der Domänen und Forsten vom Finanz- auf das landwirthschaftliche Ministerium, und ein Ministergehalt für die als möglich in Aussicht zu nehmende Ernennung eines Vizepräsidenten des Staatsministeriums. Das Abgeordnetenhaus weigerte sich, die beiden ersten Forderungen zu bewilligen, und zwar unter dem Vorwande, daß ein Gesetz erforderlich sei, um die Regierungsgewalt und das Hoheitsrecht in Beziehung auf eine bestimmte Branche von einem auf das andere Ministerium zu übertragen. „Auf dem Wege königlicher Verordnung — wurde behauptet — kann nicht darüber Bestimmung getroffen werden, welche einzelnen Ministerien zu schaffen seien und wie sich am besten die Competenzen innerhalb

der preußischen Ministerien vertheilen ließen". Auch die nationalliberale Partei, mit Ausnahme Gneist's, trennte sich damals von dem preußischen Ministerpräsidenten, der kurz vorher mit ihrem Führer über dessen Eintritt in das Ministerium verhandelt hatte. Im Reichstage hatte Herr v. Stauffenberg seine bekannte Rede „zur vollen Wahrung der konstitutionellen Rechte der Landesvertretung" gehalten. Das Verhalten der Partei im Abgeordnetenhause war das Nachspiel dazu.

Niemals haben die Nationalliberalen eine so entschiedene Opposition dem Reichskanzler gemacht, den Kampf so offen geführt und auf seinen Sturz zugespitzt. Einen so offenen Kampf giebt es freilich heute nicht. Aber die gegenseitigen Beziehungen zwischen Fürst Bismarck und der Partei sind doch der Art, daß letztere sich daran hat erinnern lassen müssen, daß es eine Zeit gab, wo sie den Reichskanzler zu vergewaltigen suchte. Es handelt sich heute um Bestrebungen der Partei oder Einzelner derselben, auf welche vielleicht nicht der starke Ausdruck der „Kreuzzeitung" „Erbschleicherei" paßt, die aber doch in Bezug auf eine künftige Ordnung der Dinge den Plänen des Reichskanzlers zuwiderlaufen mögen, die jedenfalls, den Augen der Uneingeweihten sich entziehend und hinter den Coulissen spielend, dem Reichskanzler nicht gefallen. Wie weit bei diesen Aspirationen der Partei oder Einzelner Graf H. Bismarck betroffen ist, mag dahin gestellt bleiben. Aber die dem Abgeordneten Miquel widerfahrene außerordentliche Huld des Kaisers hat die Stellung nationalliberaler Häupter zu Bismarck wieder in Erinnerung gebracht.

Auf den bei der Festtafel im Palmengarten zu Frankfurt a. M., 9. Dezember 1889, ausgebrachten Toast des Oberbürgermeisters Miquel, der mit stürmischen Hochrufen aufgenommen worden war, erwiederte der Kaiser:

„Mein verehrter Oberbürgermeister! Ich danke Ihnen aus tiefstem Herzen für die freundlichen Worte, welche Sie mir eben im Namen Ihrer gesammten Stadt ausgesprochen haben. Es erfüllt Mich eine gewisse feierliche Stimmung, wenn ich bedenke, an welchem Platze ich heute stehe. Wie Sie erwähnten, sprach dereinst Mein hochseliger Großvater hohe Worte der Huld zu Ihnen an dieser Stelle. Nicht in gleichem Maße kann Ich Mich der Redegewandtheit rühmen, und Mir steht auch nicht die Erfahrung und das Alter zur Seite, wie damals dem gewaltigen ruhmgekrönten Helden. Die Liebe und Begeisterung, die Mir hier entgegengeschlagen ist, hier und an manchen anderen Orten Deutschlands, sie ist mir entgegengetragen worden nicht nur als dem Träger der erneuten, deutschen Kaiserkrone, sondern auch dem Enkel des Kaisers Wilhelm und Sohne des Kaisers Friedrich, und Ich werde Mir erst durch ein langes Leben zu verdanken haben, was Mir aus treuem Herzen jetzt dargebracht wird. Ich kann Sie aber versichern, daß Mir nichts wohlthuender ist als dergleichen Worte zu hören, wie Ich sie eben vernommen habe. Mein ganzes Streben und Meine ganze Arbeit ist darauf gerichtet, Mein Vaterland groß, mächtig und geachtet zu sehen. In diesem Gedanken lebe Ich und wenn Mir auch das Werk zuweilen schwer zu sein scheint und Ich manchmal Mich mit dem

Gedanken trage, ob Ich der Aufgabe gewachsen bin, so ist es für Mich immer eine erneute Wirkung, eine neue Auffrischung zu weiterer Thätigkeit und Arbeit, wenn Worte des Vertrauens und der Hingebung, wie Sie an Mich gerichtet haben, Mir entgegengebracht werden. Ich habe Mich heute davon überzeugt, welche Früchte die Jahre gezeitigt haben, während deren es Meinen Vorgängern gelungen, den Frieden zu erhalten, und so Gott will, werden auch Meine hierauf gerichteten Bestrebungen von gleichem Erfolge gekrönt werden, und Ich freue Mich zu sehen, welch einen gewaltigen Aufschwung dieses Gemeinwesen genommen hat — ein Beispiel für manche andere Stadt. Sehr wohl aber weiß Ich, wem die Stadt dieses Emporblühen zu danken hat, und Ich glaube darin nicht fehl zu gehen, wenn Ich es als die Ueberzeugung sämmtlicher versammelter Frankfurter ausspreche, daß nächst Meinen Vorfahren Ihnen die Stadt Frankfurt das Meiste zu verdanken hat. Ich erhebe mein Glas und fordere Sie auf, mit Mir auf das Wohl der Stadt Frankfurt und ihres jetzigen Hauptes zu trinken. Herr Oberbürgermeister Miquel und die Stadt Frankfurt, sie leben hoch!"

Es ist begreiflich, daß die hohe Auszeichnung, die dem Herrn Oberbürgermeister von Frankfurt seitens des Kaisers in dem auf ihn ausgebrachten Toast zu Theil geworden, der nationalliberalen Partei eine besondere Genugthuung gewährt und ihre Gedanken auf gewisse mögliche Combinationen der Zukunft lenkt, überhaupt ihr Vertrauen auf ihre Sache stärkt. Herr Miquel gehört nicht bloß äußer-

lich immer noch der nationalen Partei an, — ja, er gilt immer noch als einer der Führer, obwohl seine Neigung nach rechts ihn oft auf ketzerischen Abwegen ertappen läßt. Es gebührt ihm die Anerkennung, daß er dem Niedergange seiner Partei noch bei Zeiten Einhalt gethan und zwar gerade durch den Einfluß, den er auf die Ablenkung derselben von ihren früheren Zielen ausgeübt hat. Herr Miquel war seit der Gründung des Norddeutschen Bundes und besonders in den siebziger Jahren ein Hauptfactor der liberalen Gesetzgebung, die nicht ohne üble Einflüsse im wirthschaftlichen und auch im sittlichen Leben der Nation geblieben ist, gegen welche eine gesunde Reaction sich nothwendig geltend machen mußte und so wenig der genannte Führer der nationalliberalen Partei von der Verantwortlichkeit für die damals eingeschlagenen falschen Wege freizusprechen ist, so hat gerade bei ihm eine für die ganze Partei wirksame Umkehr sich um so eher vollzogen, als die Keime dazu auf dem wirthschaftlichen Gebiete sich mitten in dem Aufbau der liberalen Gesetzgebung im Gegensatze zu Lasker, Bamberger und Genossen sich nicht verkennen ließen. Eine Verantwortlichkeit trifft Herrn Miquel für die liberale Gesetzgebung insbesondere unter dem Gesichtspunkte, daß er preußisches Wesen vielfach sowohl auf dem Verwaltungsgebiete, wie in Bezug auf die Rechtseinheit und anderswo zu hannoverisiren bestrebt gewesen ist und zwar mit Erfolg, was die altpreußische Bevölkerung schmerzlich empfunden hat. Herr Miquel trat nach einigen Jahren der Zurückhaltung — es war das die Zeit der Abwendung seiner Partei von

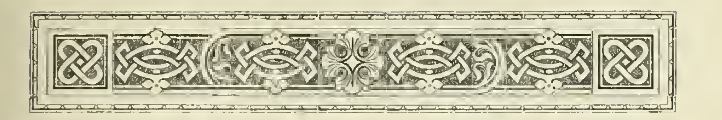
dem Fürsten Bismarck und des zunehmenden Niederganges derselben — wieder in die Oeffentlichkeit, als er sich 1884 mit seinen süddeutschen Freunden zu den Heidelberger Beschlüssen vereinte. Das von dem Parteitage zu Neustadt in der Pfalz einstimmig angenommene Programm konstatirte den vollsten Bruch mit der manchesterlichen Doctrin und den Parteien der Opposition. Es bekannte sich rückhaltlos zu der Tarifreform und den auf Hebung der Landwirthschaft gerichteten Bestrebungen. Die von der Fortschrittspartei aufs leidenschaftlichste bekämpften und anfänglich auch von den Nationalliberalen als zu weitgreifend erachteten sozialpolitischen Reformpläne fanden im Prinzip vollständige Billigung. Man darf sagen, daß die nationalliberale Partei aus dieser Bewegung geläutert hervorgegangen ist; sie hat einen Standpunkt eingenommen, der sie befähigt und berechtigt, an den positiven Aufgaben unserer inneren Politik mitzuwirken und der sie für alle sich zum Regimente unseres Kaiserlichen Herrn bekennenden Parteien an der Wahlurne und in den Parlamenten bündnißfähig erscheinen läßt. Daß die ganz außerordentliche Anerkennung seiner Verdienste, die der Kaiser dem Oberbürgermeister in Frankfurt hat zu Theil werden lassen, schnell politische Verwerthung innerhalb und außerhalb der Partei gefunden hat, wenn auch weniger in der Presse (soweit unsere Betrachtung reicht) als im parlamentarischen Foyer und in der sonstigen politischen Konversation, ist natürlich. Es hat bis jetzt bei uns kaum einen politischen Mann gegeben, den das Gerücht häufiger zum Minister designirt hat, als Herrn Miquel. Für jetzt und die nächste Zeit sind Vacanzaussichten nicht vorhanden.

Sollte eine solche eintreten, so wäre es ja nicht unmöglich, daß dem Kartell der Parteien ein correspondirendes Coalitions-Ministerium gegenübertrete, wenn man bei uns von einem solchen sprechen darf. Denn eine preußische Regierung steht wie die deutsche Reichsregierung über den Parteien."

* * *

Seitdem Obiges geschrieben (Seite 14 ff.), haben die Verhältnisse in unerwarteter Weise sich umgestaltet. Der Ausfall der Wahlen zum Reichstage, die Februar-Erlasse des Kaisers (S. 158), die Arbeiterschutz-Konferenz, die für die Meisten verändert erscheinende Haltung des Kaisers, die ihm in Kreisen, die sich sonst von ihm abwandten, schnell Popularität gewann, der Rücktritt des Reichskanzlers, der durch den General von Caprivi ersetzt, und in dessen Sturz Graf H. Bismarck verwickelt wurde, alles das hat die Situation schnell umgewandelt. Wir können hier nur Akt davon nehmen und schildern in Folgendem die gesellschaftlichen Verhältnisse der Hauptstadt, wie sie bis zu jener Katastrophe erschienen.





B. Gesellschaftliche Neubildungen.

Auf dem königlichen Palais wehte am 20. Januar 1889 die Flagge der Königin auf Halbmast und an der vollgehißten Königin-Standarte auf dem Palais weiland Kaiser Friederichs ein langer Trauerflor. Ueber dem schönen Hohenzollernschloß flatterte die preußische Königs- und die deutsche Kaiserflagge stolz im Winde. Doppelposten mit Helmbusch waren an den Eingängen des weiten Baues postirt. Lakaien eilten geschäftig über die Höfe und erschienen in ihren Gala-Uniformen zuweilen an den Fenstern der Paradegemächer. Drinnen waren alle Vorbereitungen getroffen, um die Gäste würdig zu empfangen. Sämmtliche Paradezimmer vom Schweizersaal bis zur Schloßkapelle wurden geöffnet. Draußen auf den Straßen sah es ziemlich unfreundlich aus. Das Thauwetter hatte Damm und Bürgersteig mit jenem braunen Schlick überzogen, der sich mit beharrlicher Consequenz an jede Stiefelsohle heftet und gerade nicht zu den erfreulichen Erscheinungen im Leben einer Großstadt gehört. Stark bespritzt kamen auch die Wagen vor Portal V. des königlichen Schlosses an. Die

Galaequipagen fehlten in der zehnten Stunde noch, und was herkam, bestand zumeist aus Miethskutschen und Droschken, unter welchen sogar jene zweiter Güte stark vertreten waren. Offiziere und Beamte aller Grade bildeten die Insassen; sogar der Postbote und der Gensdarm, der Schutzmann und der Feldwebel fehlten nicht — es waren die neu zu dekorirenden Ritter und dekorirten „Inhaber", welche sich auf Grund der Einladung Punkt zehn Uhr im Schloß zu versammeln hatten. Selbstverständlich hatten sich zahlreiche Neugierige trotz des feuchten Wetters am Lustgarten und am Portal V. eingefunden, um ihre Blicke an den neuen, hoffnungsfrohen Ordenskandidaten zu erfreuen. Anfänglich war das Straßenbild etwas eintönig, später aber anziehender, denn gegen 11 Uhr zeigten die anfahrenden Wagen, von denen viele nach Portal III. einbogen, ein entschieden vornehmeres Gepräge und auch die Uniformen der Insassen wurden glänzender und ordenbeschwerter. Die Generalität mit ihrem Kragen von goldgestickten Eichenblättern, ihren goldnen Verschnürungen, ihrem Helm mit wehendem Federbusch und dem reichen Ordenssegen auf der Brust fuhr vorüber, zahlreiche Exzellenzen und Staatsminister zogen vorbei, alle in Gala und vorerst mit preußischen Orden und Ordensbändern, denn diese haben heute den Vorzug. Dann erschienen die königlichen Hofkutschen mit ihrem pomphaften Aufputz, Prinz Albrecht, Prinz Leopold, Prinz Heinrich, rollten vorüber. Auch die geladenen Damen fügten sich mit ihren Wagen dem Korso ein. Aber der Glanz der Toiletten war verborgen unter den wärmenden Umhängen und dann auch war derselbe durch die bei Hofe vorgeschriebene Halb-

trauer beschränkt, denn gestattet waren nur hohe oder ausgeschnittene lange Kleider in Weiß, Grau oder Lila. Was an Damen vorüberfuhr, gehörte zum Louisenorden und zum Verdienstkreuz. Im Innern des Schlosses entfaltete sich in den Prunksälen desselben das gleiche Bild, welches in seiner berückenden Pracht und seinem mächtigen Glanz auf den Zuschauer immer wieder von Neuem einen gewaltigen Eindruck hervorbringt. Die Feier verlief in derselben Weise wie in den Vorjahren. Nach der stattgehabten Ordensverleihung in der zweiten braunschweigischen Kammer versammelten sich die Prinzen und Prinzessinnen im Kurfürstenzimmer, um daselbst Ihre Majestäten zu erwarten. Der Kaiser trug die große gestickte Generalsuniform und, wie alle Prinzen des königlichen Hauses, an diesem Tage nur preußische Orden, von der Denkmünze an bis zum Orangebande des Schwarzen Adler-Ordens und der Kette zum königl. Hausorden von Hohenzollern. Unter Vorantritt der Hof- und Leibpagen, der Ober-Hof- und obersten Hof-Chargen bewegte sich sodann der gesammte Hof in feierlichem Zuge nach dem Rittersaale, wo vor dem Thron des Präses der General-Ordens-Kommission General der Cavallerie und General-Adjutant von Rauch die neu ernannten Ritter und Inhaber von Orden einzeln vorstellte und die Cour derselben entgegengenommen wurde. Nach dieser fand in dem Königinnen-Gemach, woselbst die Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften von den Damen des Luisenordens und des Verdienstkreuzes erwartet wurden, die Vorstellung der Neudekorirten statt. Von dem Königinnen-Gemach nahmen die Höchsten Herrschaften alsbald in geordnetem Zuge ihren

Weg durch den Weißen Saal in die Kapelle des Königl. Schlosses, wo der Ober-Hofprediger D. Kögel eine der Feier des Tages gewidmete Predigt hielt, an deren Schluß das Tedeum angestimmt wurde. Den Ober-Hof- und obersten Hof-Chargen folgte zunächst die Kaiserin, von ihrem Gemahl geführt; dann der Großherzog von Baden mit der Frau Prinzessin Albrecht; Prinz Heinrich in der Marineuniform mit der Frau Herzogin Johann Albrecht; Prinz Friedrich Leopold mit der Frau Prinzessin Friedrich von Hohenzollern; die Prinzen Albrecht und Alexander von Preußen; der Erbgroßherzog von Hessen; der Landgraf Alexis von Hessen; der Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein; der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt; Prinz Wilhelm von Hessen; der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg; der Erbprinz von Meiningen; der Prinz von Altenburg; der Erbprinz von Reuß; Prinz Friedrich von Hohenzollern; die Prinzen von Hohenzollern und Anhalt, sowie die Damen des Hofes, Oberhofmeisterin Gräfin Brockdorff ꝛc.

Wie bei allen Ordensfesten bildete der weiße Saal mit all seiner Pracht den Mittelpunkt. Die goldgelbe Kaiserumhüllung des Thrones mit dem eingestickten Reichsadler war durch den Purpursammt mit den schwarz eingestickten preußischen Adlern ersetzt und am Fußboden des spiegelblanken Parquets lag durch die ganze Länge des Saales ein prachtvoller roth und schwarzer Velourteppich; in den Thüren präsentirten die Garde du Corps-Posten das Gewehr. Auch heute prangte die mehr als 200 Plätze zählende Galatafel zur Erinnerung an die hochselige Königin

Luise, welche im Jahre 1810 dem damaligen ersten Ordensfeste beiwohnte, im prachtvollen frischen Blumenschmuck und dem herrlichen Goldgeräth. Auch glaubten wir auf der Tafel den kostbaren Silber- und Goldschmuck wahrzunehmen, welchen in Gestalt von Aufsätzen, Schalen und großen Humpen die Provinzen des Königreichs dem Kaiser anläßlich seiner Hochzeit zum Geschenk gemacht haben. Schöne Fächerpalmen breiteten sich über dem schneeweißen Damastgedeck aus und grüne Lorbeerzweige von Genien und goldenen Säulen getragen, erhöhten den Schmuck der königlichen Tafel. Die Haupttafel, an welcher die höchsten und hohen Herrschaften nach beendigtem Gottesdienste und nach Rückkehr aus der Brandenburgischen Kammer unter den Klängen des Armeemarsches Nr. 7. 1. Bataillon Garde 1806 Platz nahmen, zog sich unter dem Thronhimmel hin. Diesmal führte der Großherzog von Baden die Kaiserin. Die hohe Frau erschien im großen königlichen Schmuck, auf der weiß Moiree antique silberdurchwirkten Robe das Band und den Brillantstern des schwarzen Adlerordens, an der Schulter den Louisenorden. Den Hals schmückte ein prachtvolles Collier von Diamanten mit großer Diamant-Agraffe; das Haupt zierte ein kronenartiges Diadem von Diamanten, aus welchem der weiße Schleier auf die gleichfalls silberdurchwirkte Damastschleppe herabfiel. Zur Rechten der Kaiserin saß ihr hoher Gemahl, welcher die Frau Prinzessin Albrecht zu Tische geleitet hatte. Die Frau Prinzessin trug gleichfalls eine weiße Atlasrobe mit hermelinverbrämter Schleppe und dem nur denkbar kostbarsten Schmuck aus großen weißen matten Perlen, durchmischt von funken-

sprühenden Diamanten. Die Frau Herzogin Johann Albrecht von Mecklenburg, geführt vom Prinz Heinrich von Preußen, und die Frau Prinzessin Friedrich von Hohenzollern hatte auch „weiß“ zur Farbe ihrer Toilette gewählt, wie diese Farbe überhaupt, der Hoftrauer wegen, die vorherrschende unter den Damen der glänzenden Tafel bildete. Zur Linken des Prinzen Friedrich Leopold, welcher die Frau Prinzessin führte, saß Prinz Alexander, neben diesem Graf de Launay, der Botschafter Italiens; es folgten Graf Szechenyi, Graf Paul Schuwalow und die Botschafter der Türkei und Frankreichs. Neben der Frau Herzogin Johann Albrecht hatte der Prinzregent von Braunschweig seinen Platz und es folgten die Prinzen und Herzöge souveräner Häuser in der Reihenfolge, wie wir dieselben bei dem Zuge zur Kapelle vorhin erwähnten. Als vornehmste Gäste speisten an derselben Tafel: Die Ritter des Schwarzen Adler-Ordens, von denen Feldmarschall Graf Moltke als Ordenskanzler seinen Platz gegenüber der Kaiserin und Königin hatte. Außer diesen waren es: zur Rechten Feldmarschall Graf Blumenthal, der Fürst zu Solms, General-Oberst von Pape, die Grafen von Brandenburg, Graf v. d. Goltz, der regierende Graf zu Stolberg-Wernigerode, die Minister von Friedberg und von Puttkamer, an welche sich der Gesandte Bayerns, Graf von Lerchenfeld-Köfering, anschloß; zur Linken: Der Statthalter von Elsaß-Lothringen, Fürst Hohenlohe, die Herzöge von Ratibor und Ujest, die Botschafter Prinz Reuß und von Schweinitz, der Graf zu Dohna und der Minister v. Maybach, an diese schlossen sich die Gesandten, Bundesraths-Bevoll-

mächtigten und die Vertreter der auswärtigen Staaten an. An der Kapellenseite saßen der Prinz von Hohenzollern, der Erbprinz und der Prinz von Reuß und die Prinzen von Radziwill. An der Fensterseite saßen der Fürst von Solms-Baruth, die Minister von Bötticher, Lucius, Goßler, Graf Herbert von Bismarck, Herrfurth, die Präsidenten von Levetzow und von Köller, Geheimrath von Lucanus, die Generäle Bronsart von Schellendorff, von Hahnke, Mischke, Graf Perponcher, Oberstallmeister, und die Generale von Rauch, von Lewinsky, von Grolmann, Unterstaatssekretär von Homeyer, von Schelling, Ministerialdirektor Greiff, die Staatsminister Hofmann und Camphausen; an der Innenseite Graf von Hochberg, die Staatssekretäre Dr. von Stephan und von Maltzahn. An der Mitteltafel saßen die Militärbevollmächtigten, die Botschaftsräthe und Legationssecretäre der verschiedenen Botschaften. Der Luisenorden war vertreten durch die Fürsten Anton von Radziwill, Frl. Anna von Rochow, Frau Staatsminister Freifrau von Patow und Delbrück, Frau Geh. Hofrath Wahlländer, Frau Bronsart von Schellendorff, Frl. Luise Fuhrmann, die Frauen von Hansemann, vom Rath, Phaland und Kahle; das Verdienstkreuz durch Frau Banquier E. v. Krause, Frau Major von Kotze, Frau Banquier Freifrau von Magnus und Frau Geh. Sanitätsrath Tobold.

Nach altem Brauche waren aus allen Berufsarten und Standesklassen des Volkes Geladene und am Tage zuvor Dekorirte an dieser Tafel vertheilt, um den Gedanken des hohen Stifters, daß für bürgerliches Verdienst keine konventionelle Schranke gezogen werden soll, zum Ausdruck zu

bringen. Gegen Ende der Tafel erhob sich der Kaiser und sprach mit lauter Stimme folgende Worte: „Ich trinke auf das Wohl der neuernannten und früheren Ritter", welcher Trinkspruch von einem Tusch der Kapelle des 2. Garde-Regiments zu Fuß, von der die Tafelmusik gestellt war, begleitet wurde. Nach Aufhebung der Tafel fand Cercle im Rittersaale statt. Um 3 Uhr Nachmittags hatte das diesjährige Ordensfest sein Ende erreicht, und wiederum harrten große Menschenmassen des imposanten Schauspiels der Abfahrt aus dem königlichen Schlosse.

Das war das erste Krönungs- und Ordensfest, das unter der Regierung Kaiser Wilhelms II. gefeiert wurde. Vorausgegangen war, wie immer, die Einkleidung und darauf das Kapitel sämmtlicher kapitelfähiger, d. h. eingekleideter Ritter. Wir haben unsere Leser gleich mitten in die Berliner Hofgesellschaft eingeführt, wie sie sich neben einem zu ihr nicht gehörigen Element bewegt, und werden sie bei anderen Gelegenheiten noch in voller Reinheit kennen lernen. Das Jahr 1889 hat, wenn auch die Hoftrauer um zwei Kaiser keine Carnevalfeier gestattete, doch die Gesellschaft wiederholt in ihrem Glanze zusammengeführt, so z. B. bei der Vermählung des Prinzen Leopold. Im Jahre 1890 ist infolge des Todes der Kaiserin Augusta das Krönungs- und Ordensfest im Januar ausgefallen, auch die Feier des Geburtstages des Kaisers hat durch die Trauer eine Einschränkung erfahren, die Carneval-Saison wird wiederum ohne Feste verlaufen und die Frage in der Schwebe bleiben, ob der Regierung unseres jungen Kaisers vorbehalten ist, auch in der Physiognomie der Gesellschaft eine theilweise Verwandlung

hervorzubringen. Aber es sind schon die Zeichen vorhanden, daß Kaiser und Kaiserin persönlich und unmittelbar in die Entwicklung des Gesellschaftslebens der Hoffeste eingreifen und die Elemente der Gesellschaft einer Erneuerung unterziehen.

Wir wollen zuerst von dem neuen Hofstaate des Kaisers sprechen. Dem Ministerium des königlichen Hauses steht Herr von Wedell vor. Als Oberstkämmerer fungirt noch Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode. Das Oberstmarschallamt ist vacant. Oberstjägermeister ist Hans Heinrich XI. Fürst von Pleß, Graf von Hochberg, Generallieutenant à la suite der Armee. Oberstschenk: Hermann Fürst von Hatzfeld-Trachenberg, Major à la suite der Armee. Oberstruchseß: Hugo Fürst von Radolin, Wirklicher Geh.-Rath. Oberhofchargen (Exzellenzen): Oberschloßhauptmann: W. Graf von Perponcher-Sedlnitzky, Wirkl. Geh.-Rath und Kammerherr, beauftragt mit der Leitung der Kgl. Gartenintendantur. Obergewandkämmerer: F. Graf von Perponcher-Sedlnitzky, Generallieutenant à la suite der Armee. Oberjägermeister R. v. Meyerinck, Kammerherr, Oberzeremonienmeister: A. Graf zu Eulenburg, Kammerherr. Vorsitzender des Heroldsamtes. Oberstallmeister: Fr. von Rauch. Oberhof- und Hausmarschall: von Liebenau. Oberjägermeister: von Kotze, Generallieutenant z. D. Obermundschenk: Graf von Pückler, Kammerherr.

Vize-Oberhofchargen. Vize-Oberschloßhauptmann: L. Graf von Perponcher-Sedlnitzky, Khr., Exz. Vize-Oberjägermeister: L. Graf von der Asseburg-Falkenstein, Exz. Vize-Oberschloßhauptmann: A. Graf von Fürstenstein, Khr.,

Exz. Vize-Oberjägermeister vom Dienst: H. Frhr. v. Heintze-Weißenrode, Exz. Vize-Oberschloßhauptmann G. Graf von Dönhoff, Khr., Exz. Generalintendant der Kgl. Schauspiele: B. Graf von Hochberg. Hausmarschall: Frhr. M. von Lyncker. Erster diensttuhender Zeremonienmeister: Frhr. L. von Romberg. Vize-Obermundschenk: Graf von Kleist, Kammerherr.

Zu den Hofchargen gehören die verschiedenen Schloßhauptleute, dann die Zeremonienmeister von Usedom, Khr. und Einführer des diplomatischen Corps, von Frankenberg-Proschlitz, Khr., Graf Vitzthum von Eckstädt, Khr. Hofjägermeister Burggraf und Graf zu Dohna-Schlobitten. Zeremonienmeister Graf von Kanitz, Khr., Hofmarschall des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen; von Veltheim, Khr., Graf von Wartensleben, Khr., E. von Roeder, Khr., K. von Schrader, Khr.

Die Berliner Hofgesellschaft hat im Jahre 1889 einen Verlust zu beklagen durch den Tod des Grafen Wilhelm Purtales, der auf einer seiner Besitzungen in der Schweiz seinen Leiden erlag. „Guillaume Purtales", wie der Verstorbene im vertrauten Cirkel genannt wurde, war eine der sympathischsten und bekanntesten Persönlichkeiten der Berliner vornehmen Gesellschaft. Obwohl er weder im Staats- noch im Hofleben einen Posten bekleidete, nahm er in der Berliner Gesellschaft eine Stellung ein, die um so bedeutender war, als sie sich auf persönliche Eigenschaften des Geistes und des Charakters gründete. Der Verstorbene war viel gereist, hatte viel gesehen, besaß eine umfassende geistige Bildung und vornehmlich Neigung zur Kunst, von der die

Sammlungen zeugen, welche er zumeist auf seinen Reisen erworben hatte und auch zu vermehren bestrebt war. Bis in die letzten Jahre hatte er sich eine körperliche Frische, eine geistige Elastizität bewahrt, die seinen Taufschein Lügen straften. Das Alter, war man versucht anzunehmen, sei an ihm vorübergegangen; nur der weiße Vollbart erinnerte an seine Jahre, aber seine hohe, elegante Gestalt, im Aeußern auf das sorgfältigste gepflegt, blieb bis in die letzten Jahre ungebeugt. Man sah ihn in allen vornehmen Salons, auf den Rennplätzen, in Theatern, er war in Paris, in London, in Baden-Baden zu Hause, wie in Berlin in seinem reizenden Heim an der Ecke der Georgen- und Universitätsstraße. Durch seine Geburt, seine glänzende Vermögenslage zur höchsten gesellschaftlichen Stellung berechtigt, hatte er sich die äußere Unabhängigkeit bewahrt und war darum gerade vielleicht berufen, in dem Verhältniß eines persönlichen Freundes Kaiser Wilhelms und der Kaiserin Augusta zu stehen, die seinen Verlust tief beklagte. Er hatte zu dem intimen Kreise des Kaiserpaares gehört und war einer der häufigsten und beliebtesten Gäste des Palais. Mit einer Gräfin Maltzan, der Schwester der Oberhofmeisterin der Kaiserin Augusta, verheirathet, war er im Jahre 1861 Wittwer geworden, und hatte sich seitdem nicht wieder verheirathet. Der Ehe waren drei Kinder entsprossen, ein Sohn, Graf Friedrich Purtales, Legationsrath im Auswärtigen Amte, und zwei Töchter, von denen die älteste an den Major von Jagow verheirathet, dem Vater mit dem Tode voranging, die jüngere die Gemahlin des Grafen Moritz Hohenthal ist. Außer diesen wurden durch diesen Todesfall auch noch die

gräflichen Familien Maltzan, Perponcher, Harrach in Trauer versetzt.

Die kostbare Einrichtung des Tiele-Winckler'schen Palais, welches von der spanischen Botschaft durch Kauf erworben worden, ist nach den schlesischen Gütern des Herrn überführt worden. Herr von Tiele-Winckler wird ein neues Palais nicht mehr erwerben. Die Vertreter des Berliner Kunstgewerbes bedauern die Ueberfiedelung des feinsinnigen Mannes um so lebhafter, als dieser noch bis zur jüngsten Zeit an der Entwicklung des Kunstgewerbes den lebhaftesten Antheil genommen und durch Bestellungen und Ankäufe demselben Gelegenheit zu ausgedehntem Schaffen gegeben hat. Auch als Sammler hat Herr Tiele-Winckler von seinen bedeutenden Mitteln den schönsten Gebrauch gemacht. Unter zahlreichen Kostbarkeiten besitzt er, oder besser gesagt, seine Gemahlin, eine geborne Gräfin Schulenburg, ausgezeichnete alte Spitzen, welche Tausende an Werth darstellen. Es befinden sich unter denselben beispielsweise etliche breite Streifen, von denen jeder allein 1800 bis 2000 Mark gekostet hat.

Was die schon berührte Neubildung der Gesellschaft betrifft, so wiederholen wir hier, was bereits in einer vielbesprochenen Schrift gesagt ist, welche dieses Thema behandelt, und in der es heißt, daß sich, wie in unserem Staatsleben, so auch in unserer Gesellschaft, was die Bestandtheile und die Formen betrifft, Wandlungen vollziehen werden. „In den letzten Jahren stand alles gewissermaßen still, denn so sehr auch unser unvergeßlicher Kaiser Wilhelm bis zu seinem letzten Athemzuge alle schweren Pflichten seiner

Regierung mit wunderbarer Geisteskraft und Frische erfüllte, so war doch rings um ihn her eine pietätvolle Rücksicht maßgebend, welche stets darauf Bedacht nahm, dem geliebten Herrn, dem Kleinod seines Volkes, während der letzten Lebenstage die freundliche Gewohnheit des Daseins so unerschüttert und unverändert als irgend möglich zu erhalten. Das gesellschaftliche Leben in unserer Residenz trug den Stempel des Stillstandes und des fehlenden, unmittelbaren Einflusses des Hofes. Es waren in der Gesellschaft Elemente in den Vordergrund getreten und maßgebend geworden, welche in den Hofkreisen einen Ton erklingen ließen, der vielfach peinlich berührte — es waren Klänge, die an den Tattersaal erinnerten, und manche Salons, die am meisten von sich reden machten und den führenden Einfluß auszuüben sich den Anschein gaben, konnten nicht eben als Vorbilder des besten Tones gelten. Der Kaiser Wilhelm I., ganz mit der Erfüllung seiner Regierungspflichten beschäftigt, hatte weder Zeit noch Gelegenheit, eine solche fremdartige Entwickelung der Gesellschaft zu verfolgen. — Wo er an Hoffesten erschien und in den kleineren Kreisen, die seine Person umgaben, wagte sich jener eigenthümliche und vielfach befremdende Ton nicht hervor, und Niemand mochte den theuren Herrn auf Dinge aufmerksam machen, welche die so kostbare Ruhe und Heiterkeit des Helden der Nation auch nur auf einen Augenblick hätte trüben können. Ebenso war die ehrwürdige Kaiserin Augusta in ihren leidensfreien Stunden ganz mit den Werken edler Barmherzigkeit oder der Pflege der Kunst und Wissenschaft, dieser Gefährtinnen ihrer Jugend, beschäftigt, nicht im Stande, in das eigentliche Ge-

sellschaftsleben der Hofkreise einzugreifen und Auswüchse zu beseitigen, die Jedermann sah, über die aber Jedermann in pietätvoller Rücksicht schwieg. Die angstvoll schmerzliche Zeit der Regierung des hart geprüften, edlen Kaisers Friedrich, dessen Herrscherdiadem von so furchtbaren Dornen durchflochten war, ließ das Gesellschaftsleben vollständig zurücktreten, und erst der Regierung unseres jungen Kaisers ist es vorbehalten, eine neue Aera aufgehen zu lassen. Jene Schatten, welche auf der Hofgesellschaft lagen und vielfach peinlich empfunden wurden, verschwanden schnell wie Nebelbildungen vor der aufgehenden Sonne — Kaiser Wilhelms II. scharfem Auge waren sie niemals entgangen, sie wußten wohl, daß sie sich niemals hervorwagen konnten, ohne die schärffste Zurückweisung zu erfahren, und manche Elemente, die vorher oft gar zu sichtbar hervortraten und für die junge, empfängliche und zur Nachahmung geneigte Welt ein bedenkliches Vorbild werden, sind spurlos von der Bildfläche verschwunden, um niemals wieder zurückzukehren."

Die „Post" berichtete im Januar 1890, aber noch vor dem im Kaiserhause eingetretenen Trauerfalle nach Mittheilungen aus Hofkreisen, daß auch bei dem diesjährigen Kapitel des Ordens zum Schwarzen Adler Musiker, in die Tracht König Friedrich I. gekleidet, Fanfaren und alte Märsche blasen würden. Die Feierlichkeit bekomme dadurch einen mehr erhebenden Charakter, als sie sonst gehabt habe, „wo das ausfüllende, verbindende Element der Musik fehlte". Dasselbe Blatt meldete, daß nunmehr die Frage der Escarpins entschieden worden sei. Alle am Hofe erscheinende Zivilpersonen, gleichviel welcher Kategorie sie angehören,

sollten fortan Escarpins tragen, so daß diese also die künftige Hoftracht für Würdenträger des Hofes, hohe Beamte und andere dem Zivilstand angehörige Personen bilden würden. Wenn sich diese Nachricht bestätige, bemerkte die Vossische dagegen, so würde sie befremdlich genug berühren. Denn die deutsche und besonders die norddeutsche Bevölkerung in ihrem nüchternen Ernste habe für Schnallenschuhe und Wadenstrümpfe bei Männern ein sehr geringes Verständniß. Es sei berichtet worden, Kaiser Wilhelm II. habe die Schrift Gustav Freitags über den „Kronprinzen und die deutsche Kaiserkrone" vor der Veröffentlichung gesehen und gebilligt. Jedenfalls enthalte diese Schrift, wie man auch über ihren übrigen Inhalt denke, einige Ausführungen gerade über Aeußerlichkeiten, Kleiderordnungen und dergleichen, welche von den Oberzeremonienmeistern und Obergewandkämmerern oder wer sonst amtlich über die „Escarpins" zu bestimmen hatte, beherzigt werden dürften. Freitag fürchtete von der Herstellung der Kaiserwürde besonders eine Menge leeren Schaugepräges, allerlei Nichtigkeiten, welche gefährlich werden könnten, und er schreibt von dem Staate der Hohenzollern:

„Eine gewisse spartanische Einfachheit und Strenge hat Beamtenthum, Heer und Volk in Zucht gehalten. Die neue Kaiserwürde wird das schnell ändern. Die deutsche Kaiserkrone hat zur Voraussetzung nicht nur die achtungsvolle Bewahrung der regierenden Häuser, durch deren Genehmigung sie jetzt gewonnen werden soll, sondern auch eine unabläſſige Repräsentation den Fürsten gegenüber. Aller Glanz jeder Majestät, die Staatsaktion bei vornehmen Besuchen, die

Hofämter, die Schneiderarbeit in Kostüm und Dekoration werden zunehmen und, wenn sie einmal eingeführt sind, immer größere Wichtigkeit beanspruchen. Der einfache blaue Rock der Hohenzollern wird zuletzt nur noch als alterthümliche Erinnerung hervorgeholt werden. Das Selbstgefühl aller Fürsten wird sich steigern; aber eben so sehr das Selbstgefühl des Adels. Der ganze, fast überwundene Kram alter, nicht mehr zeitgemäßer Ansprüche wird sich schnell mehren. Ueberall wird das fühlbar werden, auch im Beamtenthum und im Heere . . . . Und wie im Heer und Zivildienst, so wird auch im Volke ein höfisches und servile Wesen sich einschleichen, das unserer alten preußischen Loyalität nicht eigen war. In Zeiten des Gedeihens werden die Deutschen wohl solchen Uebelstand ertragen können, wenn er auch vielen Einzelnen die Energie und Tüchtigkeit vermindert. Aber jede Einseitigkeit ruft auch ihren Gegensatz hervor, und durch unser Jahrhundert geht eine starke demokratische Unterströmung. Wird einmal durch große Unfälle und ein Mißregiment im Volke die Unzufriedenheit verbreitet, dann drohen auch den altheimischen regierenden Familien größere Gefahren. Schon jetzt sind unsere Fürsten in der Lage, gleich Schauspielern auf der Bühne zwischen Blumensträußen und lauten Beifallsklatschen begeisterter Zuschauer dahinzuwandeln, während in der Versenkung die vernichtenden Dämone lauern u. s. w."

So sprach Freytag 1870 und schreibt er heute. „Seine Worte enthalten, fuhr die Voß'sche fort, manche Wahrheit, die darum nicht minder geachtet werden sollte, weil sie bitter ist. Wir wünschen, daß von den Prophezeiungen des

Dichters sich nichts erfülle. Aber gerade darum bedauern wir ernstlich, daß auf Schuhe und Strümpfe am Hofe heute ein Werth gelegt werden soll, welchen das deutsche Volk der „Schneiderarbeit" in keiner Hinsicht beimißt; es wird sich mit den „Escarpins" schwerlich je befreunden."

Als sodann die Nachricht kam, daß die Escarpins-Frage bei Hofe vertagt sei, wurde sie von der „Köln'schen Zeitung" mit „ungetrübter Befriedigung" begrüßt. Das genannte Blatt meinte: „An sich erscheint die Frage der Hoftracht der Zivilpersonen so unbedeutend, daß man meinen könnte, es lohne sich nicht, darüber eingehender zu sprechen, in Wahrheit aber liegt der Gegenstand anders. Als im Sommer das Gerücht auftauchte, es sei ernstlich die Rede von einer Vorschrift der Kniehosen für die bei Hofe erscheinenden Zivilpersonen, erregte diese Meldung zunächst in den betheiligten Kreisen einiges Aufsehen und unwillkommene Befürchtungen. Gar mancher fragte sich, wie die Anlegung dieser Tracht seiner persönlichen Darstellung zu Gute kommen würde, und fand sich von der dargebotenen Aussicht wenig befriedigt. Es war jedoch nicht anzunehmen, daß einfaches Kopfschütteln und einige Vorstellungen hinreichen würden, den Gedanken in der Geburt zu ersticken. . . Wenn nun der jugendliche Kaiser auf jene Bedenken hin, obwohl sie eine innere Angelegenheit seines Hofes und Hauses betrafen, den Plan zurückgestellt hat, so findet dies bei sehr urtheilsfähigen Personen eine besonders dankbare Anerkennung aus folgendem Grunde. Der Kaiser steht in dem wohlbegründeten Ruf, von seinem Willen nicht leicht abzuweichen, wo es sich um große Dinge handelt,

und auch da, wo es sich um kleine Dinge handelt, wenn sie der Natur des Gegenstandes nach seiner alleinigen Entscheidung unterliegen, weil sie gewissermaßen privater Natur sind. Wenn nun der Kaiser bei dieser Sache auf seinen Willen nicht besteht, so giebt er einen neuen Beweis seiner durchaus ernsten Natur, welche ihre Willenskraft nur in wichtige Gegenstände legt. Der Kaiser schont das Widerstreben seiner Gäste, mit bedenklichen Mängeln ihrer körperlichen Erscheinung vielleicht mühsam oder gar seltsam kämpfen zu müssen, er schont auch das Widerstreben seiner Gäste, eine unter allen Umständen sehr kleidsame Tracht anzulegen, die aber das Unglück gehabt hat, mit ihrer zeitweiligen Verbannung aus der Gesellschaft die Tracht der Dienerschaft in vornehmen Häusern geworden zu sein."





C. Besuche und Gegenbesuche.

Die großen und zahlreichen Reisen unseres Kaisers schließen sich, so zu sagen, zu einem politischen System zusammen, das durch die „Antrittsvisiten" in Peterhof, an den Höfen Süddeutschlands, in Wien und Rom seine erste Ausführung erhielt. Im Auslande und bei gewissen unpatriotischen wie kritiklosen Leuten im Inlande hat dieses häufige und andauernde Aufsuchen der Ferne nicht selten einen übelwollenden Commentar erfahren, fast als ob es sich dabei nur um Befriedigung einer vornehmen Passion oder eines unstäten Temperaments handelte. Etwas Neues und für Kurzsichtige Ueberraschendes liegt ja in der Art und Weise, wie unser junger Kaiser die ersten anderthalb Jahre seiner Regierung vorzugsweise verwandt hat, indem er den Aufenthalt daheim vielfach und lange unterbrochen, um im Coupee der Eisenbahn oder in fremden Residenzen inmitten des ihn begleitenden Kabinets die Regierungsgeschäfte weiter zu führen. Auch legt unsere Gesetzsammlung und legen unsere amtlichen Verordnungsblätter durch die Unterschriften, die von Mitylene in Griechenland oder von einem norwegischen Städtchen, von Peterhof und von Monza datirt sind, Zeug-

niß von dem Wechsel des unermüdlichen Monarchen in seinen Aufenthaltsorten ab, ungleich wohl jeder früheren Regierungszeit eines preußischen Königs.

Wir sagen: Diese Ausfüllung der ersten anderthalb Jahre der Regierungszeit des Kaisers Wilhelm II. schließt in sich ein politisches System. Es ist der erste preußische König, der gleich als Kaiser auf den Thron gekommen ist; er fand als solcher sich deutschen Fürsten und Stämmen gegenüber, die unter seinem hochseligen Großvater sich zu einem festen Bunde, zu dem des deutschen Reiches zusammengeschlossen hatten, zu einem Bunde, an den das Verhältniß des alten deutschen Bundes bei weitem nicht heranreichte. Wie hätte ehemals ein preußischer König bei seiner Thronbesteigung auf den Gedanken kommen sollen, den Souveränen in Dresden oder München eine Antrittsvisite zu machen? Nun hatte man es als eine überaus glückliche Fügung gepriesen, daß Deutschland in seiner größten Schicksalsstunde, in dem Ringen um seine Einheit und Freiheit einen Fürsten wie Wilhelm I. auf dem preußischen Throne vorfand, diese zugleich mächtige und bescheidene Gestalt, bei der selbst der äußerliche Umstand, daß der Kaiser ein Greis war, weit hinabgewandelt ins Thal der Jahre, kräftig mitwirkte, um die anderen Fürsten um sich zu sammeln. Manche fürstliche Sprödigkeit, mancher Stammestrotz wurde leichter versöhnt durch den patriarchalischen Zauber, den hohes Lebensalter ausübt. Des ersten deutschen Kaisers fast unmittelbarer Nachfolger wurde dagegen als ein Jüngling auf denselben Gipfel der Macht erhoben, mit kaum dreißig Jahren der zweite fürstliche Vertreter und Herzog der Fürsten und

Stämme, dessen erster ein neunzigjähriger Greis gewesen. Konnte der scharfe Kontrast nicht alte Gegensätze wieder aufreißen? Die deutschen Fürsten legten gleich an dem Tage der Reichstagseröffnung das Zeugniß ihrer Treue für das erstandene Vaterland ab, indem sie den Thron des jungen Monarchen huldigend umstanden. Seiner Befriedigung und Dankbarkeit einen Ausdruck zu geben, die nationale Treue der Fürsten sich auch persönlich zu versichern und den Bevölkerungen sich zu nähern, um sich ihrer Anhänglichkeit zu vergewissern, das war die Unruhe, die unseren Kaiser trieb, einen Bundesfürsten, einen Bundesstaat nach dem andern aufzusuchen. Das Jahr 1889 hat das Werk von 1888 vollendet. Denken wir an den Besuch in Darmstadt, von dem es im Jahre zuvor hieß, gewisse Spannungen würden den Kaiser niemals dahin kommen lassen. Es sind dann im letzten Jahre noch hinzugekommen: Oldenburg, Braunschweig, Dessau ꝛc. Ebenso haben die preußischen Provinzen an den verschiedenen Punkten den Kaiser von Angesicht kennen gelernt. Denken wir auch an Elsaß-Lothringen, das zum ersten Male den Besuch des Kaisers erhielt.

Mehr noch als im Inneren des Reiches haben politische Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit zu den Begegnungen im Auslande geführt. Der Nachfolger Wilhelms I. konnte sich dessen Ansehen, dessen Sympathien in fremden Ländern nur durch persönliche Aussprachen zu erwerben versuchen. Es ist darüber im Jahre 1888, als die ersten Reisen ins Ausland stattfanden, genug gesprochen worden. Unter den Besuchen nach außen, die dem Jahre 1889 angehören, ragen die in Osborne und Konstantinopel hervor. Als

Kaiser Wilhelm II. im Jahre 1888 von seiner ersten Rundreise heimkehrte, sagte er einer Berliner Deputation bei einer bekannten Gelegenheit, er hätte seine Gesundheit und alle Kräfte eingesetzt, durch Anknüpfen von Freundschaftsbanden den Frieden und die Wohlfahrt des Vaterlandes und auch der eigenen Hauptstadt zu sichern. Damit ist das politische System, das den häufigen und weiten Reisen des Kaisers zu Grunde liegt und das im vergangenen Jahre seinen Abschluß gefunden hat, ausgedrückt, und der Hauptstadt steht es am wenigsten zu, versteckte Anspielungen zu machen, als ob es nicht ein Uebermaß von Pflichtgefühl wäre, welches den Kaiser treibt, mit Einsetzung seiner Gesundheit und aller Kräfte die Residenz und den häuslichen Heerd häufiger zu verlassen als ihm lieb ist.

Die Berliner fahren fort, „Friedrich III. zu citiren". Die Kosten ihrer Unterhaltung trägt der heutige Kaiser. Seine Reisen sind gründlich ausgebeutet worden, der sogenannte „Berliner Witz" hat sich weidlich austummeln können. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß die gangbarsten bons mots der letzteren Zeit vom Hofe und seiner Umgebung selber kommen. Es giebt da allerlei Frondeurs. So weit das Parteiwesen mit ins Spiel kommt, d. h. die die Hauptstadt beherrschende Partei, so besorgt diese gern die Colportage und hilft nach Kräften aus, um Stimmung zu machen. Der oben erwähnte Empfang der Brunnen-Deputation wird treu im Gedächtniß bewahrt und muß gelegentlich wieder herhalten, um „Friedrich III. gegen den Kaiser zu citiren".

Kaiser Wilhelm II. ist der erste Hohenzollersproß, der

unter der Herrschaft der Constitution geboren ist, er ist auch der erste Monarch, unter dem das neue Parlaments-gebäude sich erheben wird, um als erste würdige Stätte den Vertretern des Volkes zu ihren Berathungen zu dienen. Berlin hat noch andere großartige Verschönerungen zu er-warten. Dazu gehören die Freilegung der Schloßfreiheit, das Kaiser-Wilhelms-Denkmal, der Monumentalbrunnen. Es ist hier nicht der Ort uns in den Kampf zu mischen, der um diese Neuerungen entbrannt ist und zu dem der Kaiser selbst Stellung genommen. Nur einige allgemeine Bemerkungen mögen hier gestattet sein. Die Berliner Stadtverordneten-Versammlung hat das Projekt der Frei-legung der Schloßfreiheit gegen eine nicht unbedeutende Minderheit angenommen, die aus politischen Gründen da-gegen gestimmt hat, d. h. um eine gegen das Staatsober-haupt gerichtete Aktion zu bewirken. Man will auf dieser Seite dem Kaiser Wilhelm II. nicht das Entgegenkommen zeigen, das man Friedrich III. unter allen Umständen er-wiesen hätte und das man auch Wilhelm I. nicht verweigert hat. Dadurch ist ein großer Riß in die Bevölkerung gekommen. Eine Kommune wie Berlin mag politisch noch so freisinnig denken und in Kommunal-Angelegenheiten noch so viele Politik hinein tragen, so hat doch im Großen und Ganzen — wenigstens im gewöhnlichen Lauf der Dinge, d. h. wenn die Gemüther nicht gerade aufsässig sind — die Rücksicht auf das Königshaus alter Tradition gemäß immer die Parteipolitik soweit zurückgedrängt, daß der Patriotismus nicht vollständig Schiffbruch litt. Kurz, der Berliner mag sein wie er will, er hält etwas von seinen Königen und

feiert sie auch gern als kommunale Mitbürger, sozusagen als Berliner. Die Geschichte mit dem Empfang der Deputation, die im vorigen Jahre den Monumentalbrunnen dem Kaiser darbot, mißfiel dem biederen Berliner, aber er denkt nicht daran, deswegen seiner lieben Vaterstadt, aus Groll gegen den Kaiser, keine Verschönerungen mehr zu gönnen.

Aber es giebt „Charaktere" in der Bevölkerung Berlins. Sie vergessen den Empfang vom Jahre 1888 nicht, sie sind überhaupt „diesem Kaiser" gram. Und wenn solche Häupter das Wort ergreifen, so finden sie immer ihr Publikum. Man hält dieses in lebhafter Erinnerung an gewisse Vorkommnisse, die angeblich kein Wohlwollen des Kaisers für die Hauptstadt bezeugen. Man erinnert daran, daß kurz vor dem städtischen Anerbieten des Monumentalbrunnens im Jahre 1888 die „Nordd. Allg. Ztg." diesen Gedanken als einen hochpatriotischen gefeiert hatte. Dieses Blatt hatte in der That kurz vor der Rückkehr des Kaisers von seiner damaligen großen Reise durch Deutschland, Oesterreich, Italien geschrieben:

„Mit jedem Tage tritt die hohe Bedeutung, welche dem Besuche unseres Kaisers in den Hauptplätzen des europäischen Lebens innewohnt, in vollere Erscheinung und prägt sich in allen den Kundgebungen aus, mit welchen unser Herrscher von Fürsten und Völkern begrüßt wird. Es ist selbstverständlich, daß bei uns im Heimathslande alle die Huldigungen, die unserem Kaiser in der Fremde dargebracht werden, den mächtigsten Wiederhall finden; als hocherfreuliches Zeichen der in ganz Deutschland empor=

flammenden patriotischen Begeisterung begrüßen wir einen Antrag des Berliner Magistrats an die Stadtverordneten-versammlung, welcher eine großartige Huldigung der Haupt-stadt des deutschen Reiches für ihren aus der Fremde heim-kehrenden Kaiser vorbereitet."

Der Antrag lautete:

Im Laufe dieses Monats wird Se. Majestät der Kaiser und König von den Besuchen, welche Allerhöchst-derselbe den befreundeten Souveränen gemacht hat, heim-kehren. Fester sind durch diese Besuche die Bande ge-schlungen, welche die den Frieden schützenden Mächte ver-binden. Verständnißvoll haben die Völker die Bedeutung dieser Reise erkannt. Jubelnd haben sie diesseits und jen-seits der Alpen unseren Kaiser begrüßt. Dem heimkehren-den Herrscher unsere Freude über diese Erfolge auszudrücken, wird den Stadtverordneten wie uns ein Herzensbedürfniß sein. Mit solcher Begrüßung beabsichtigen wir die Dar-bringung eines Huldigungsgeschenkes zu verbinden. Bei der Wahl desselben war für uns ein Wunsch Se. Majestät des Kaisers maßgebend, der dahin geht, den monumentalen Brunnen, für welchen der Professor Reinhold Begas im Auftrage des Staates das Modell gefertigt hat, zur Aus-führung gebracht zu sehen. Mit Rücksicht auf diesen aller-höchsten Wunsch und, da der Staat bereit ist, jenes Modell der Stadt zur Ausführung zu überlassen, beantragen wir, zu beschließen:

„Die Stadtverordnetenversammlung ist damit einver-standen, Se. Majestät den Kaiser und König nach der Rückkehr durch eine Deputation und in der zu überreichen-

den Adresse die Bereitwilligkeit der Stadt auszusprechen, einen monumentalen Brunnen nach dem von dem Professor Begas entworfenen Modell zu errichten und zu unterhalten". Die Nordd. Allg. Ztg. bemerkte dazu:

„Jubelnder Zustimmung der Bevölkerung Berlins kann dieser ebenso vom wärmsten Patriotismus als verständnißvoller Kunstliebe zeugende Beschluß der Vertreter unseres Gemeindewesens, das sich mit Stolz das Herz Deutschlands nennt, sicher sein."

Daß diesen begeisterten Worten des offiziösen Organs und ganz Berlins der Empfang der Deputation nicht entsprach, hatte seine Gründe, die wir hier nicht entwickeln wollen. Aber der Kontrast zwischen der Aufnahme, die der Antrag der Stadt auch in der conservativen Bevölkerung fand und derjenigen der Deputation im Königlichen Schloß, wird bis heute in aller Schroffheit festgehalten — daher der Aufruhr. Der Kaiser hatte vor einiger Zeit kaum seine Ansicht über die Angemessenheit der Errichtung des Denkmals Kaiser Wilhelms I. auf dem durch die Niederlegung der Schloßfreiheit (eines das Schloß auf einer Seite einengenden Häusercomplexes) zu gewinnenden Platzes ausgesprochen, als ein Redner im Reichstage eine Gelegenheit vom Zaune brach, um vom Standpunkte der politischen Opposition die nur dem künstlerischen Gebiete angehörigen Ansichten des Kaisers zu bekämpfen. In derselben Art behandelt man heute jenes Schloßfreiheits-Projekt, obwohl dabei die Frage des Platzes für das Kaiser-Wilhelms-Denkmal eine ganz nebensächliche ist und überhaupt eine offene bleibt, vielmehr es sich darum handelt, ob die Stadt, die längst

die Niederlegung des genannten Häusercomplexes aus Verkehrsrücksichten gewollt, aber immer an dem Kostenpunkt Anstoß genommen hat, nunmehr die Durchführung dieses Planes umsonst, als Geschenk, annehmen will. Die Kosten werden durch eine Lotterie gedeckt. Die Majorität der Stadtverordnetenversammlung hat sich dafür erklärt, wenn ihr auch eine andere Art der Aufbringung der Geldmittel sympathischer gewesen wäre. Wenn die Gegner sich blos gegen das Lotteriewesen wendeten, so könnte man das ja unter Umständen billigen. Aber ihre gegen die Person des Kaisers selber gerichtete Opposition wird so unverhüllt zur Schau getragen, daß man von einem Risse sprechen kann, der mitten durch das fortschrittliche Berlin geht. Auf der einen Seite stehen die rein sachlichen Erwägungen, auf der andern überwiegt das Moment der gegen den Monarchen gerichteten Agitation. Die vorherrschende Strömung in der hauptstädtischen Bevölkerung aber ist eine Bürgschaft für die Ausführung weiterer Pläne der ästhetischen, insbesondere monumentalen Entwickelung Berlins.

Was ist aus Berlin im Laufe eines halben Jahrhunderts geworden! Verwundert müssen die Jüngeren unter uns auf die Erzählung lauschen, was unsere Stadt in den zwanziger und dreißiger Jahren war, wo ihre Bildung und Bedeutung sich erschöpfte im Göthe- und Hegel-Kultus, im Studium der „Voßschen", im Theaterbesuch oder im Ausspannen der Pferde vor dem Wagen einer Sängerin.

Dann fing Berlin an, sich aus einer Hofresidenz und aus einem deutschen Athen zu einem Zentralpunkt des Handels und der Industrie aufzuschwingen. Bis dahin

hatte das Witzwort eines französischen Gesandten zugetroffen, daß man in den Mauern Berlins pflüge und ernte. Die Höhe, auf welche die Gartenkunst, die Obstbaumzucht und der Gemüsebau gebracht waren, bildete den Hauptgegenstand des Stolzes industrieller Berliner, ohne daß die Rieselfelder von Osdorf schon existirten.

In den vierziger Jahren wurde Berlin politisch. Es kam die Revolution, eine Constitution und Volksvertretung, neue Zeitungen neben der „Voßschen" und „Speuerschen", Kammerberichte, „Kladderadatsch", und die von den rheinischen Abgeordneten importirten politisirenden Moselweinstuben von Trarbach, Hausmann u. s. w.

Im Jahre 1866 wurde die preußische Hauptstadt die Metropole des Norddeutschen Bundes, mit dem Landtage concurrirte der Reichstag; dazu trat das die Maingrenze durchbrechende Zollparlament, bis im Jahre 1871 die Kaiserstadt und Hauptstadt des deutschen Reiches fertig war.

Seitdem hat Berlin eine Umwälzung erfahren, die jeder Beschreibung spottet. Paläste, wenn auch nur von Privatleuten, kaum ein halbes Jahrhundert alt, sind niedergelegt — weil zu veraltet, üppige Villen, der Stolz ihrer Erbauer, als zu wenig comfortabel verschüttet, Chausseen mit Gräben sind in Pariser Boulevards umgewandelt, Stadttheile von 100 000 Einwohnern binnen fünf Jahren wie in Märchen, die nordamerikanischen Improvisationen weit hinter sich lassend, auf Kartoffelfeldern emporgeschossen, die Straßen verschlingen sich zu Labyrinthen, die Stadt von ehemals 200 000 Einwohnern zählt bald zwei Millionen,

mitten durch ihr Herz fliegen die Lokomotiven und kreuzen sich ungezählte Pferdebahnen und Omnibusrouten.

Das ist das Berlin, das 1870 die Hauptstadt des deutschen Reiches geworden. Das Bild entspricht der politischen Bedeutung, die es erlangt hat. Hier laufen längst die öffentlichen Interessen Europas zusammen, in dem Hause in der Wilhelmsstraße, wo der große Makler wohnt — wenn er nicht in Varzin oder Friedrichsruh ist und dort über dem geheimnißvollen Buche der europäischen Geschichte unserer Zeit sitzt. Hier in Berlin ist das Drei-Kaiser-Bündniß geschlossen, das auf den Gang der orientalischen Frage einst meistbestimmend gewesen ist. Es war im September 1872, daß der russische Zar und das Oberhaupt der österreichisch-ungarischen Monarchie bei Kaiser Wilhelm, Graf Andrassy und Fürst Gortschakoff bei Fürst Bismark zu Gast waren. Bei Wusterhausen gab es ein großes Mannöver und in der Wilhelmsstraße geheime Conferenzen. Unser Reichskanzler faßte damals die Bedeutung der Kaiser- und Kanzler-Begegnung in den Worten zusammen: „Die bloße Thatsache derselben werde überall als ein den Frieden verbürgender Abschluß der großen Ereignisse von 1866 und 1870 angesehen werden."

Ein Dörfchen kann durch eine Schlacht einen großen berühmten Namen für Jahrhunderte erhalten, ein kleiner Badeort oder ein Grenzstädtchen durch eine Monarchen- oder Diplomaten-Begegnung oder durch einen Friedensvertrag. Aber eine Häufung von großen politischen Ereignissen in einem Orte läßt auf dessen außerordentliche Bedeutung schließen. Im Jahre 1878 brachte Berlin es zu einem

europäischen Kongreßorte. Hatte es zuvor Dresden und München ausgestochen, so stellte es jetzt Paris und London in den Schatten. Ein Pariser Kongreß hatte etwas mehr als zwanzig Jahre zuvor stattgefunden. Schon 1876 gab es eine Conferenz von Großmächten über die Dinge auf der Balkanhalbinsel in Berlin. Im Jahre 1880 tagte in Berlin die griechische Conferenz, 1884 die Kongo-Conferenz, bald darauf der europäische Telegraphen-Kongreß, 1889 die Samoa-Conferenz.

Eine Reihe politischer Monarchenbegegnungen vervollständigt das Bild des modernen Berlins. Im Jahre 1873 zog dort der erste italienische König ein. Im Juni 1889 war es Känig Humbert, der das Zentrum der Weltgeschichte mit seinem Besuche beehrte. Berlin hat sicherlich schon in seinem primitiven Zustande, selbst als noch in seinen Mauern gepflügt und gesäet wurde, fürstliche Gäste so glänzend wie herzlich empfangen. Aber der Jubel der hauptstädtischen Bevölkerung hat noch nicht mit einem solchen theils architektonisch, theils historisch gehobenen Hintergrund einen Monarchen empfangen, wie im vorigen Jahre den König Humbert. Er fand ein anderes Berlin, als noch sein Vater sechszehn Jahre zuvor sah. Neu äußerlich wie innerlich. Italien ist uns erst seit wenigen Jahren wahrhaft verbrüdert und die Aufnahme unseres Kaisers Wilhelm II. in Rom hat naturgemäß dem Empfange des Wirthes von damals als Gast in Berlin den Stempel einer erhöhten Herzlichkeit und Begeisterung aufdrücken müssen. Das neue Berlin lieh dazu den glänzendsten Rahmen. Wenn es nicht mit den großartigen Alterthümern und Schönheiten

Roms, nicht mit dessen tausendjährigen Erinnerungen wetteifern kann, so waren doch die Spuren seiner Thatkraft und seines Schöpferungsdranges allenthalben die Sinne blendend ausgedrückt, ebenso wie das neuerwachte, mächtig vorwärtsstrebende Selbstgefühl, geeint mit der stets bereiten Huldigung für die Größe und Vorzüge anderer und mit vollster Empfänglichkeit für jede Auszeichnung, die ihm widerfährt.

Berlin hat im Sommer des Jahres 1889 die Gegenbesuche der drei auswärtigen Monarchen erhalten, denen Kaiser Wilhelm II. im Jahre zuvor nach seiner Thronbesteigung seine Antrittsvisite gemacht hatte. Unvergessen werden die Maitage sein, wo König Humbert in der deutschen Hauptstadt weilte. Ueber den Empfang des Königs und das Verhalten der Berliner sagte der Pariser „Figaro“: „Niemals habe ich Berlin in gleichem Zustande gesehen und niemals, ausgenommen bei dem Einzug der siegreichen Truppen, habe ich so große Begeisterung beobachtet. Abgesehen von einigen Einzelnheiten, die ich beiläufig erwähnen werde, ist der Empfang des Königs in Wahrheit sehr schön gewesen. Ich sage es ohne Rückhalt und ich füge sogar hinzu, daß ich die Berliner nicht für fähig gehalten hätte, sich so anzustrengen.“

Im Monat August war Kaiser Franz Joseph unser Gast, nicht minder enthusiastisch von den Berlinern aufgenommen, wenn auch mit der durch die Trauer des hohen Gastes gebotenen Zurückhaltung. Das Galadiner im Königlichen Schlosse wurde in den Wiener Blättern in glänzenden Farben gezeichnet. Der weiße Saal erwies sich

zu klein, um alle die geladenen Personen aufnehmen zu können. Es mußten daher in den angrenzenden Gemächern Tafeln aufgestellt werden. Auf dem Damastmuster mit den Emblemen des Königthums erhoben sich vor den fürstlichen Sitzen im Weißen Saale in Zwischenräumen Pflanzen- und Blumenarrangements, aus denen die ganze Pracht des von den Städten Preußens den Majestäten zum Hochzeitsgeschenk verehrten Silberschatzes aufstieg. In der Mitte stand ein großes Schiff, an das sich rechts und links die mächtigen Jardiniéren reihten, ihre Bestimmung durch die ihnen entquellende Rosenpracht erfüllend; weiter kamen die künstlerisch geformten Aufsätze, ebenfalls eine Last von Blumen tragend, ferner die vergoldeten Kandelaber mit Emailschmuck und den Namenszügen. Es war eine richtige Galatafel mit dem ganzen Aufgebot der Hofdienerschaft, der Hoffouriere, der Leibjäger, der Kammer- und Hoflakaien in großer Gala, mit den an den Eingängen postirten Gala-Posten. Die Versammlung der allerhöchsten und höchsten Herrschaften, sowie der Gäste fand in den hinter der Bildergalerie gelegenen Gemächern statt. Von dort geschah kurz nach sieben Uhr der Eintritt in den Weißen Saal. Voran gingen die höchsten Vorgesetzten des kaiserlichen Haushalts: der Hof- und Haus-Marschall Freiherr v. Lyncker und der Ober Hof- und Haus-Marschall v. Liebenau in der großen Hofuniform. Der Kaiser Franz Joseph führte die Kaiserin zu Tische, der Kaiser Wilhelm die Prinzessin Friedrich Leopold, der Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich-Este die Prinzessin Albrecht. Die Plätze für diese erlauchten Herrschaften befanden sich an der Thronseite. Der Ober-

ceremonienmeister Graf zu Eulenburg ordnete dieselben, die Ceremonienmeister jene für die Pagen und Prinzessinnen und für diejenigen Gäste, welche den höchsten Rang nach ihnen hatten. Kaiser Franz Joseph saß inmitten unseres Kaiserpaares; rechts von ihm der Kaiser, links die Kaiserin, rechts vom Kaiser die Prinzessin Friedrich Leopold, Prinz Heinrich, die Oberhofmeisterin Gräfin Brockdorff, Prinz Albrecht, Hofdame Frau von Pfuel, Prinz Friedrich Carl von Hessen, Hofdame Gräfin A. zu Eulenburg, Herzog Georg Ludwig von Oldenburg, Hofdame Fräulein von Moltke, Prinz Albert zu Sachsen-Altenburg, Prinz Albert zu Schleswig-Glücksburg, Erbprinz Reuß j. L. Heinrich XXIX., Prinz Reuß und Graf zu Stolberg-Wernigerode. Links von der Kaiserin speiste Erzherzog Franz Ferdinand, ihm folgten weiter abwärts Prinzessin Albrecht, Prinz Friedrich Leopold, Hofdame Gräfin von Keller, Prinz Alexander, Oberhofmeisterin von Bernstorff, Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin, Hofdame Gräfin Fink von Finkenstein, Erbprinz von Sachsen-Meiningen, Prinz Aribert von Anhalt, Erbprinz zu Waldeck und Pyrmont, Heinrich VII., Prinz Reuß. Den Platz den Majestäten gegenüber hatte der Reichskanzler Fürst Bismarck. Zu seiner Rechten saß der Minister des österreichischen Kaiserhauses und des Aeußeren, Graf Kalnoky, zur Linken der österreichisch-ungarische Botschafter Graf Szechenyi, rechts vom Grafen Kalnoky bemerkte man den Generalfeldmarschall Grafen Moltke, den österreichischen Staatsrath Freiherr von Braun, den österreichischen Sektionschef von Szögyeny, den österreichischen Oberst

Grafen Bolfras von Ahnenburg, den österreichischen Oberst Grafen Warmbrand und den hiesigen österreichischen Militärbevollmächtigten Oberst Freiherrn von Steininger. Links vom Grafen Szechenyi saßen Generalfeldmarschall Graf Blumenthal, der Chef des österreichischen Generalstabes Feldzeugmeister Frhr. von Beck, der österreichische erste Stallmeister Oberst von Berceviczy, der österreichische Botschaftsrath von und zu Essenstein und der österreichische Legationsrath Graf Wydenbruck. Zu den weiter Geladenen gehörten die Minister, die Generalität, der Ehrendienst, der Staatssecretär Graf Bismarck, die Obersten- und Ober-Hofchargen, die Umgebung des Kaisers u. s. w. Die allerhöchsten Herrschaften und die Prinzen wurden von Letzteren in Gala bedient. Als der Hof den Saal betrat, ertönte von der Musikloge, wo die Kapelle des Kaiser Franz-Regiments placirt war, der „Armee-Marsch No. 27" und der „Koburger Josias-Marsch". Der Kaiser trug die Uniform der Garde-du-Corps, der Kaiser Franz Joseph den Attila seiner 16. Schleswig-Holsteinischen Husaren.

Ueber das Paradediner im Königlichen Schlosse brachten die österreichischen Blätter ausführliche Berichte ihrer Correspondenten, in welchen noch manche interessante Einzelheiten enthalten waren. Der „N. Fr. Pr." wurde unter Anderem geschrieben:

„Kaum haben die Herrschaften Platz genommen und kaum hat man begonnen, die Austern, welche das Menu einweihten, zu serviren, als Fürst Bismarck, der seit beinahe zwei Jahren an keinem Hofdiner mehr Theil genommen, erscheint. An seinem Platz angekommen, der sich gegenüber

dem der beiden Kaiser befindet, verbeugt er sich tief vor den Monarchen. Das Aussehen des Fürsten Bismarck fällt durch Frische auf. Er ist ganz Leben und Beweglichkeit; im Gegensatz zu Moltke, der sich bald forschend in sein Menu vertieft, bald, wie es scheint, theilnahmlos vor sich hin blickt, ist er voll nervöser Unruhe. Wiewohl er sehr fleißig den herumgereichten Schüsseln zuspricht, auch sofort nach der Suppe mit dem Sect beginnt, hat er doch Zeit, auf das Angelegentlichste sich unausgesetzt mit dem Grafen Kalnoky zu conversiren. Der Kanzler sieht es kaum, wie sein Kaiser sich sorgsam um ihn müht, ihm bald dieses, bald jenes Gericht empfehlend, bald scherzhaft mit dem Finger drohend, um ihn zu mahnen, daß er die Vorschriften des Arztes an der Tafel nicht vergesse; sobald er jedoch dieser Fürsorge ansichtig wird, erhebt er sich regelmäßig dankend von seinem Sitze. Sein Erscheinen wird überall im Saal besprochen. Nicht nur der Kanzler, auch die beiden Kaiser sind sichtlich in bester Laune. Kaiser Franz Joseph, der bisher hier vielfach ernst erschienen, ist heute heiter; seine Nachbarin, die Kaiserin, ist offenbar bemüht, diese Stimmung zu erhalten, und einmal sieht man, wie der Kaiser bei einem solchen Anlasse die Hand der Kaiserin zweimal küßt. . . . Da das Festmahl zu Ende geht, erscheinen plötzlich unter den Pagen an den Plätzen der Kaiser zwei Herren im schwarzen Frack, es sind die besten Stenographen des deutschen Reichstages. Einige Augenblicke später gibt Kaiser Wilhelm das Zeichen, daß er sprechen werde. . . .

Fürst Bismarck stand, während sein Souverän sprach und während Kaiser Franz Joseph erwiderte, das Haupt

gebeugt, beiden Fürsten gegenüber. Als Kaiser Franz Joseph in herzlichstem Ton den Wunsch für das Gedeihen seines Bundesgenossen aussprach, erschollen Hochrufe und schwang der Kanzler den Champagnerkelch und leerte ihn auf einen Zug. Beide Kaiser tranken dem Fürsten Bismarck zu und derselben Auszeichnung hatten sich später auch Graf Kalnoky, Graf Moltke und S.-Z.-M. Freiherr von Beck zu erfreuen. Nach dem Berichte des Wiener „Fremdenblattes“ begann Kaiser Wilhelm seine Rede leise, dann immer kräftiger betonend. „Als er den kaiserlichen Wahlspruch: Viribus unitis! ausrief, klang seine Stimme hell und schneidig und im Antlitz des Kaiserlichen Redners malte sich eine gewisse Erregung. Am Schlusse brach er in laut schallenden Hochruf aus und die ganze Versammlung stimmte begeistert ein. Die österreichische Volkshymne wurde hierauf gespielt. Alles blieb stehen.“

Warum Fürst Bismarck zu spät kam. Fürst Bismarck kommt bekanntlich nie zu spät, wenn es gilt, auf den Bahnen der Politik eine Aktion einzuleiten; Fürst Bismarck kommt nie zu spät, wenn es sich darum handelt, eine Idee durchzuführen; er kommt nie zu spät, wenn er seinen Ruf als der erste Mann in Deutschland bewähren will; beim Diner während der Kaisertage in Berlin kam Fürst Bismarck, wie bekannt, zu spät. Die Kaiser hatten ihre Plätze bereits eingenommen, die glänzende Gesellschaft, welche zu dem Diner zugezogen war, hatte sich gesetzt, der Platz des Fürsten Bismarck war leer geblieben, Fürst Bismarck war beim Beginn des Hofdiners nicht anwesend. Das war, wie man einem Wiener Blatt aus Berlin schrieb, ein Zischeln

und Flüstern unter den anwesenden Hofchargen, welche sich das Fernbleiben des Kanzlers nicht erklären konnten. Der Fürst hatte nicht abgesagt und sich nicht entschuldigt, er mußte also kommen. Sollte er zu spät erscheinen? Die Hofchargen wagten diesem Gedanken gar nicht Raum zu geben, das war noch niemals da, so lange es eine Etiquette giebt. Und doch war das Schreckliche die Wahrheit. Zwei Minuten lang hatte das Diner bereits gedauert, da erschien die mächtige Gestalt des deuschen Kanzlers im Saale; Fürst Bismarck nahm seinen Platz ein, als ob Nichts geschehen wäre — er war wirklich zu spät gekommen. Wie erkärt man sich diese Thatsache? Fürst Bismarck kennt die Hof- etiquette ebenso wie die Politik. Er weiß, daß man bei Hofe ebensowenig zu spät kommen darf, wie in einer Schlacht, und dennoch war er zu spät gekommen. Einem Privatbrief aus Berlin entnahm nun jenes Wiener Blatt eine Erklärung für dieses Faktum: „Es ist bekannt, daß Fürst Bismarck bei der Anwesenheit des Zaren im vorigen Jahre Grund hatte, über die obersten Hofchargen verstimmt zu sein. Man hatte dem Fürsten Bismarck an der Hoftafel einen Platz angewiesen, welcher sich weit zurück befand, so daß der Zar, als er mit dem Fürsten Bismarck anstoßen wollte, den Kanzler zu sich bitten lassen mußte. Darüber war Fürst Bismarck mit Recht sehr verletzt, und er hat seit jener Zeit nicht einer Hoftafel mehr angewohnt. Beim Hofdiner, dem österreichischen Kaiser zu Ehren, machte Fürst Bismarck eine Ausnahme. Aber er wollte seine Revanche bei dieser Gelegenheit holen, und so richtete er an den deutschen Kaiser die Bitte, ihm zu gestatten, bei dem

Hofdiner um zwei Minuten zu spät kommen zu dürfen und außerdem dem österreichischen Kaiser mitzutheilen, daß dieses Zuspätkommen beabsichtigt sei und daß es den Hofbeamten gelte. Einen solchen Witz kann man dem Fürsten Bismarck schon gestatten und der deutsche Kaiser erlaubte die Verspätung, über welche die Hüter der Hofetiquette noch jetzt in Verzweiflung sind. Fürst Bismarck aber hat seine Revanche für das Zarendiner."

Der Kaiser von Rußland ließ lange auf sich warten. Er kam als der Letzte der fürstlichen Besucher und wurde glänzend gefeiert, wenn auch die Jahreszeit und das Publikum kälter waren. An diesen Besuch knüpften sich Gerüchte von einer neuen verwandschaftlichen Verbindung zwischen den Häusern Romanoff und Hohenzollern. Aus der „Schlesischen Zeitung" machte eine Mittheilung aus Petersburg über eine Verlobung des russischen Großfürsten Thronfolgers mit der Prinzessin Margarethe die Runde durch die Zeitungen. Daß die Reise des Großfürsten-Thronfolger nach Cetenje aufgegeben sei, wie es damals hieß, wurde mit jenen Gerüchten in Verbindung gebracht. Man hatte bereits früher darauf hingewiesen, daß jene angebliche Verlobung allerdings positiv schon einmal in Frage stand, als Kaiser Wilhelm seinen Besuch in Peterhof machte, daß der Angelegenheit damals aber keine weitere Folge gegeben wurde. Es kam eine Zeit der Spannung zwischen den Höfen von Berlin und Petersburg, die durch den Besuch des Großfürsten Thronfolgers bei den Manövern in Hannover und durch den Zarenbesuch in Berlin ihre Lösung

fand. Bekanntlich hat in Berlin die Stimmung des Zaren binnen vierundzwanzig Stunden einen vollständigen Umschlag von äußerster Kälte und Mißtrauen zu größter Herzlichkeit erfahren. Was zuerst die Unterredungen des Zaren mit dem Fürsten Bismarck und dann mit dem Kaiser angebahnt hatten, das kam, wie glaubhaft verlautet, bei der Jagdpartie, welche die beiden Herrscher in der Gegend von Eberswalde abhielten, zum vollen Durchbruch. Der Zar lud den Kaiser zum Besuch im Sommer ein, um ihm seine Garden in Krasnoje-Selo und seine Schiffe in Kronstadt zu zeigen und sein Urtheil darüber zu hören, da der Kaiser, wie der Zar sich ausgedrückt haben soll, ja so gut auf Schiffe sich verstehe. In dem persönlichen Verhältniß der beiden Herrscher lag nach jener offenen und rückhaltlosen Aussprache, die auf das Beste abschloß, an und für sich nichts mehr, was einer Familienverbindung im Wege stände. Wie weit es gelingen könnte, die weiteren Schwierigkeiten zu besiegen, wie die Frage, ob es zur Zeit mehr als Hofgerüchte waren, um die es sich handelte, mußte man abwarten.

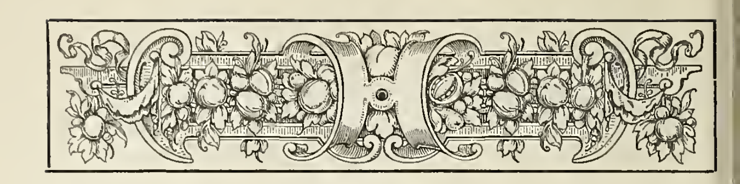
Angehörige der preußischen Dynastie sind bekanntlich zur Zeit mit den Romanows nicht verehelicht; wohl aber stehen zwei Brüder der Kaiserin Friedrich mit der russischen Kaiserfamilie in naher Verschwägerung, da der Herzog von Edinburg eine Schwester des Zaren und der Prinz von Wales eine Schwester der Zarin zur Frau hat. Eine Nichte der Kaiserin Friederich, die Prinzessin Elisabeth von Hessen, ist mit einem Bruder des Zaren, dem Großfürsten Sorgius vermählt. Nun meldete die „Schles. Ztg.":

„Nicht zum ersten Male tritt in Petersburg das Gerücht auf, daß der russische Thronfolger sich mit der Prinzessin Margarethe von Preußen verloben werde. Die allerbestinformirten russischen Kreise behandeln dies Gerücht als eine ernst zu nehmende wohlverbürgte Nachricht, durch welche in nicht zu langer Zeit die ganze Welt überrascht werden würde. Am Petersburger Hofe und in der höheren russischen Aristokratie soll man sich höchst sympathisch zu dieser angeblich zweifellosen Verbindung verhalten; einige Schwierigkeiten erwartet man nur aus der Konfessionswechselfrage, doch hofft man dieserhalb ebenso sehr auf die Kaiserin Friedrich wie auf den Fürsten Bismarck. Erstere werde aus religiöser Toleranz und Letzterer aus Gründen der hohen Politik alles aufwenden, damit Kaiser Wilhelm in den Konfessionswechsel willigt. Daß der russische Thronfolger seinen Aufenthalt in Athen immer wieder verlängert hat, wird in Petersburg mit diesem Verlobungsprojekte in Verbindung gebracht. Bekanntlich befindet sich auch die Prinzessin Margarethe immer noch in Athen. Wenn eine solche Verbindung die Bedeutung hätte, daß der Weltfriede dadurch erhalten werden könnte, daß namentlich die Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland wieder die alten herzlichen würden, so würde man ihr nur zujubeln können; aber die dynastischen Allianzen decken sich heute nicht mehr mit den politischen; indeß sind sie doch auch heute noch von großer Bedeutung und immerhin könnte solche Verbindung gute Folgen haben."

Es vergingen Wochen, ehe jene Angaben von oben herab dementirt wurden. Das war ein Triumph für die

Feinde Deutschlands, den wir nicht unverzeichnet lassen wollten. Jetzt gilt nun wieder Prinz Christian von Dänemark als der künftige Verlobte der Prinzessin Margarethe. Bestätigt sich das, so würde eine nahe Verwandtschaft mit Rußland immerhin zu Stande kommen.





II. Kaiserin Augusta Victoria.

Kaiserin Augusta Victoria ist eine Freundin Stöckers und mit dem Grafen Waldersee verwandt. Die Gemahlin des letzteren ist eine Tochter des Rentier David Lee in New York, die in erster Ehe mit dem Fürsten von Noer, Bruder des Großvaters der Kaiserin, vermählt war. Der Waldersee-Versammlung vom 28. Nov. 1887 wohnte auch die Kaiserin bei. Graf Douglas sagte in seiner bekannten Ansprache an die Wähler:

„Sie wissen, wie eine Versammlung, welche bei dem jetzigen Chef des Generalstabes, Grafen Waldersee, abgehalten wurde und an der der damalige Prinz Wilhelm Theil nahm, ausgebeutet wurde, um den Prinzen in der öffentlichen Meinung zu verdächtigen und ihn mit den politischen Parteibestrebungen hochkirchlicher Kreise, insbesondere mit denen des Hofprediger Stöcker zu identifiziren, und wie ich sehe, ist diese Legende auch zu Ihnen gedrungen. Alle diese Versuche, dem Kaiser eine persönliche Stellungnahme zu Gunsten bestimmter Parteianschauungen zuzuschreiben, beruhen auf positiver Entstellung der Wahrheit. Mein verehrter Freund, der nationalliberale Abgeordnete v. Benda,

welcher jener Versammlung beigewohnt hatte, hat sich unmittelbar nachher notirt, was ihm im Verlaufe derselben bemerkenswerth erschien. In diesen Notizen heißt es wörtlich: „Der Prinz hob ausdrücklich hervor, daß es sich für ihn um Bestrebungen handele, welche jedem einseitigen kirchlichen Standpunkte fern liegen.“ Das ist die authentische, nicht zu mißdeutende Widerlegung aller jener thörichten oder böswilligen Gerüchte. Das offene Gerede ist denn auch verstummt, namentlich, nachdem Kaiser Friedrich die damalige Kronprinzessin, unsere erlauchte Kaiserin, durch eine besondere Kabinetsordre ermächtigt hatte, sich an die Spitze des Liebeswerkes zu stellen, das in jener Versammlung in seinen ersten Anfängen geplant worden war. Aber ich halte es doch gerade gegenüber den versteckten Angriffen, welche gegen unseren Kaiser aus Anlaß der damaligen Versammlung noch jetzt erhoben werden, für geboten, zu konstatiren, daß die Beziehungen, welche der Kaiser Wilhelm zu dem Hofprediger Stöcker unterhalten hat, nur sehr vorübergehende waren, die sich lediglich auf jene echt humanen, weil echt christlichen Bestrebungen behufs praktischer Hülfeleistung bei den unteren Klassen ihrer Nothlage gegenüber beschränkt haben, welche jeder christlich denkende und das Volk liebende Mann auf das Wärmste begrüßen muß und für die dem Hofprediger Stöcker rückhaltloser Dank und Anerkennung zu zollen ist. Darüber hinaus hat keine Verbindung mit dem Hofprediger Stöcker bestanden, und am wenigsten huldigt unser Kaiser den extremen politischen und confessionellen Parteianschauungen, welche man an den Namen dieses Abgeordneten zu knüpfen

pflegt. Darüber besteht volle, unzweideutige Klarheit. Und wenn versucht worden ist, den Kaiser sogar mit der antisemitischen Bewegung in Verbindung zu bringen, so ist auch dies eine Dreistigkeit, der ich auf das Bestimmteste entgegen treten muß. Der Kaiser ist sich bewußt, daß er auch in dieser Beziehung auf einer höhren Warte steht, als auf der Zinne der Partei, und daß die Preußen jüdischen Glaubens so gut seine Unterthanen sind, wie die christlichen Preußen. Hieraus ergiebt sich, daß er ihnen in gleicher Weise, wie diesen, allezeit seinen Königlichen Schutz gewähren wird und gewähren will."

Wenn die Rede des Grafen Douglas, die Kaltstellung des Herrn Stöcker, die Erklärung im Reichsanzeiger gegen die „N. Pr. Ztg.", das jüngste Verbot derselben und manches andere Ereigniß für den Kaiser Forderungen der praktischen Politik waren, so läßt sich andererseits denken, wie verschieden solche Lossagungen auf ein weibliches Gemüth, wie das der Kaiserin, wirken mußten, die in dem Hofprediger Stöcker nicht bloß den Domgeistlichen, bei dem sie nach wie vor ihre Erbauung sucht, sondern auch den eifrigen Missionar in weitestem Sinne des Wortes, auch im politischen, sieht, und gerade demjenigen Blatt, in welchem sie ihre Belehrung über die Tagesereignisse sucht, wird der Zugang in das Königliche Schloß verwehrt. Gleichwohl legt sie sich in politischen und kirchlichen Dingen eine noch größere Zurückhaltung auf, als ihre beiden Vorgängerinnen, ihr anspruchsloser Charakter verbietet es ihr, aus der Sphäre der Selbstbeschränkung auch nur einen Schritt herauszutreten, die dem Weibe, wenn auch nicht immer auf dem Throne, an-

gewiesen ist. Die Richtungen der drei Kaiserinnen Augusta, Friedrich, Victoria bilden einen auffallenden Kontrast. Gönnerinnen des Ultramontanismus, des Protestantenvereins, Stöckers sind sich einander gefolgt. Die jüngste von ihnen hat von der unerbittlichen Politik schon manche Enttäuschung erfahren. Sie weiß sich aber zu bescheiden, mag sonst die Anhängerschaft Stöckers sich trösten, sie sei noch nicht am Ende aller Tage. In das ganze Leben der jungen Kaiserin hat Fürst Bismarck verhängnißvoll eingegriffen. Ihr Vater verlor an diesen die Herzogthümer, und heute werden ihr Opfer andrer Art auferlegt. Wie das Kind jenen ersten Verlust ohne ernste Reflexionen ertragen, so würdigt die Frau von heute in ihrer Bescheidenheit solche Nothwendigkeiten, deren Beurtheilung sich ihrer Competenz entzieht.

Die Kaiserin hat auch ihren Gemahl auf einer der Reisen begleitet, die dessen erste beiden Regierungsjahre größtentheils ausfüllen. Sie ist ihm nach dem Orient gefolgt und hat auf der Hin- resp. Herreise Monga, Venedig u. s. w. besucht. Anläßlich des Besuches Kaiser Wilhelms in Norwegen wurde in schwedischen Zeitungen darauf hingewiesen, daß auch die jetzige deutsche Kaiserin längere Zeit im skandinavischen Norden gelebt hat. Der Vater der Kaiserin, Herzog Friedrich von Augustenburg, war Besitzer der im Besitze des Herzogs Ernst Günther, Bruder der Kaiserin, sich befindenden Gräfsnäs Güter in Westgothland. „Westgötlands = Correspondeni“ berichtete nun, daß die jetzige deutsche Kaiserin mindestens einen Sommer auf dem naturschönen Gräfnäs verlebt hat, wo

sie, weil das alte Schloß unbewohnbar war, die Inspektor-wohnung Hägen bewohnte, welche ungefähr dieselben Räumlichkeiten und Bequemlichkeiten, wie eine Predigerwohnung auf dem Lande enthält. Aber das schien die junge Fürstin ganz und gar nicht zu verstimmen. Sie amüsirte sich vortrefflich in und außer dem Hause und wanderte frei und ungezwungen in der romantisch-schönen Gegend umher, ruderte auf den herrlichen Landseen und studirte das alte, gigantische Schloß sowohl aus- wie einwendig, ja sie hatte dort wirklich eine frohe Zeit. Dies erklärte die Kaiserin einem der schwedischen Kavaliere, die sich im Gefolge unseres Kronprinzen befanden, als dieser zur Beisetzung Kaiser Wilhelms I. in Berlin war. Die Kaiserin sagte, daß sie sich sehr für Gräfsnäs interessire, und gern das eine oder andere von dort höre. Von den Angehörigen des Gutes Gräfsnäs erinnern sich noch viele sehr lebhaft der jungen Fürstin, schreibt „Westgötlands-Correspondent". Ein alter Schmied rühmt sich fast täglich, daß er einst der deutschen Kaiserin Portemonaie reparirt habe. Das Blatt sagt nicht, in welcher Zeit der Aufenthalt der Kaiserin auf den schwedischen Gütern ihres verstorbenen Vaters fällt, wahrscheinlich ist es im Sommer 1873 gewesen, denn damals besuchte der Herzog Friedrich Gräfsnäs mit seiner Familie, um genauere Einsicht von den dortigen Verhältnissen zu nehmen und damit eine Badekur in Särö zu verbinden. Der damalige Landeshauptmann von Troil (in Malmö) berichtet darüber in seinen Memoiren folgendes: „Dem größeren Theile der herzoglichen Familie waren Räumlichkeiten in demselben Hause angewiesen worden, in welchem

ich und die Meinigen wohnten, und ich befürchtete daher, daß die nahe Nachbarschaft beschwerlich und vielleicht wenig angenehm werden würde. Das Verhältniß war jedoch keineswegs ein störendes. Sowohl der Herzog, wie seine Umgebung waren im hohen Grade liebenswürdig und anspruchslos, gleichwie ich glaube, daß sie sehr zufrieden waren, mich und meine Frau zu Nachbaren zu haben, ebenso bekenne ich aufrichtig, daß der Umgang mit dem Herzog und seiner Familie wesentlich dazu beitrug, mir die Tage in dem herrlichen, aber einsamen Särö zu verkürzen. Erwähnt mag noch werden, daß der Herzog 1863 als Besitzer von Gräfsnäs Soldaten stellen und ausrüsten mußte, welche möglicherweise gegen ihn selbst hätten kämpfen müssen. Die ländlichen Grundbesitzer unseres Landes haben nämlich die Mannschaften der sogenannten „eingetheilten“ Truppe, einer Art Milizheer, das jährlich einige Zeit zu Uebungen zusammentritt, zu stellen, auszurüsten und zu unterhalten. Schweden stand bekanntlich 1863/64 im Begriff, Dänemark zum Schutz der deutschen Herzogthümer zu Hilfe zu eilen, auf welche der Herzog Friedrich von Augustenburg Erbansprüche erhob und König Karl XV. befahl deshalb die Mobilmachung der „eingetheilten“ Armee. Jetzt ist die Tochter des Herzogs Beherrscherin der Lande an der Nordmark Deutschlands, in welchen sich das Stammschloß ihrer Ahnen befindet, welche aber ihrer Familie von 1850 bis 1864 verschlossen waren, bis sie durch zwei blutige Kriege für Preußen gewonnen wurden."

Bei Gelegenheit des Dresdener Aufenthaltes der Kaiserin war von einem Schmuckstücke die Rede, welches

die Kaiserin trug und das allgemeine Bewunderung hervorrief, obwohl man am sächsischen Hofe — man denke an die Brillantschätze des grünen Gewölbes — in Bezug auf Steine sehr verwöhnt ist. Das fürstliche Schmuckstück war jene Hutschnalle Napoleons I., welche bei Waterloo mit dem Wagen und der gesammten Feldequipage Napoleons I. von einem preußischen Husarenregiment erbeutet worden war. Unter den im Wagen befindlichen Kostbarkeiten befand sich, so bemerkte die „Post", auch die Hutschnalle, welche der Franzosenkaiser bei seiner Krönung in Notredame am 2. Dezember 1804 getragen haben soll, obwohl das unwahrscheinlich ist, da Napoleon I. bei jener Feierlichkeit im Krönungsornat war. Er kann das Schmuckstück am Degen getragen haben — gleichviel. Nun ist es, was die Hauptsache ist, im Besitze des preußischen Krontresors, dem es durch Friedrich Wilhem III. einverleibt worden ist. Der König hatte die Edelsteine abschätzen und den Werth dem Husarenregimente, deren Beute es war, auszahlen lassen. Dies Kleinod besteht in einer Plaque von Brillanten, welche den Hutknopf darstellt, und zwei daran ablaufenden Schnüren, deren jede 16 Chatons enthält, das sind einzelne Brillanten. Das Ganze endet in einer Brillantschleife. Sämmtliche Theile sind auseinander zu nehmen und einzeln zu tragen, so die Plaque, die Schnüre und die Schleife. Erstere wird die Kaiserin getragen haben. Der Mittelpunkt ist ein großer wunderschöner Brillant, ebenso der in der Schleife. Steine von hohem Werthe sind auch die Chatons. Die Plaque ist als Broche zu tragen oder als Achselstück. Die Schleife kann in ein Diadem eingesetzt

werden, die einzelnen beiden Schnüre als Armbänder getragen werden. In dieser Weise wurden sie unter der Kaiserin Augusta verwerthet. Die Steine wurden von der Kaiserin Augusta nach dem Tode Kaiser Wilhelms I. an den Krontresor zurückgeliefert mit dem großen Brillant-Collier, dem Sancy, den herrlichen Pendeloques von Brillanten, den Birnenperlen, den einzelnen großen Brillanten, die als Nadeln verwandt werden. Aus dem Schatze des Königlichen Hauses an Brillanten wurde in letzter Zeit für die Kaiserin Augusta Victoria ein großes wunderbar schönes Brillant-Diadem hergestellt, ein wahrhaftes Kaiser-Diadem, welches die Kaiserin in Dresden wahrscheinlicherweise ebenfalls getragen haben wird, zur großen Parure-Toilette. Außer dieser Plaque existirt aber noch eine andere größere, welche die Kaiserin ebenfalls schon getragen hat, eine Agraffe, welche Kaiser Wilhelm I. als Prinz von Preußen bei jenem berühmten Feste der Weißen Rose am Hute getragen hat und die damals aus Steinen des Schatzes zusammengestellt worden war, obwohl die Steine nicht erster Klasse sind, wie die an dem Napoleonischen Schmuckstück. „Wir besitzen schon längst keine Brillanten mehr" — sagte die alte Gräfin Voß, als eine Dame in der Leidenszeit von Königsberg anfragte, ob man in einer Gesellschaft bei der Königin Brillanten tragen dürfe — worauf sie mit einem Porzellanvogel erschien, der als Augen zwei winzige Brillanten hatte. Nein, man besaß in der That keine Brillanten mehr, sie waren zum größten Theile dem allgemeinen Zusammensturz zum Opfer gefallen. Und nun strahlt das größte, herrlichste Kleinod, das Napoleon vielleicht besessen,

vom Haupte der Königin von Preußen. Die Nachfolgerin der Königin Louise, welche ihre Kleinode von ihrem Haupte hatte nehmen müssen, trägt es, und seine Strahlen bedeuten einen preußischen Sieg, bedeuten eine Nemesis!

Im Jahre 1889 hat sich eine jüngere Schwester unseres Kaisers mit dem Prinzen Leopold vermählt. Es sind elf Jahre verflossen, daß der verstorbene Feldmarschall Prinz Friedrich Karl von Preußen und seine noch lebende Gemahlin das Fest ihrer silbernen Hochzeit feierten. Am 29. November 1854 hielt ein großer Theil der Berliner Einwohner den Weg vom Großen Stern bis zum Brandenburger Thor, und von da nach dem Schlosse besetzt. Was lange sich nicht mehr ereignet hatte, geschah an diesem Tage, der Einzug einer jungen Braut in die Brautgemächer des Königlichen Schlosses, die am Abend unter großer Ceremonie dem künftigen Gatten vermählt werden sollte. Die Prinzessin war das dritte Kind, und die zweite Tochter des regierenden Herzogs von Anhalt-Dessau, Prinzessin Marie Anna von Anhalt-Dessau, der Bräutigam — ein Hohenzollernsohn — Prinz Friedrich Karl, einziger Sohn des Prinzen Karl und der Prinzessin Marianne, geborene Herzogin von Sachsen. Es waren damals als junger Nachwuchs in dem Königlichen Hause nur drei Prinzen vorhanden, Prinz Friedrich Wilhelm, der spätere Kronprinz und Kaiser, der hohe Bräutigam und Prinz Albrecht. Von diesen war Prinz Friedrich Karl der älteste, er war auch berufen, zuerst den Hochzeitsreigen zu eröffnen. Seine Wahl war auf die anhaltische Fürstentochter gefallen. Sie war durch ihre Mutter eine nahe Anverwandte des preußischen Hauses.

Die Herzogin Friederike von Anhalt-Dessau war eine Tochter aus der Ehe des so früh verstorbenen Prinzen Ludwig, eines Bruders Friedrich Wilhelms III., mit einer Schwester der Königin Luise, nachmaligen Königin von Hannover. Prinzessin Marie Anna, die Braut, war dreizehn Jahre alt, als sie ihre Mutter verlor, deren Andenken heute noch im Lande Anhalt nicht vergessen ist. In wahrhaft mütterlicher Sorgfalt nahm sich die Königin Elisabeth von Preußen der verwaisten Prinzessin an. Als dieselbe erwachsen war, kam sie öfter zum Besuch der Majestäten nach Berlin, Charlottenburg, Sanssouci. Hier lernte sie Prinz Friedrich Karl näher kennen und die gegenseitige Neigung vereinigte sich mit den beiderseitigen Wünschen der Eltern und der Familien zu ehelicher Verbindung.

Das Publikum von Berlin, wie der Hof waren von der Erscheinung und dem Wesen der Prinzessin entzückt. Es war von ihr der Ruf ergangen, daß sie die schönste der damaligen deutschen Prinzessinnen sei, und man stimmte dem Ausspruche bei. Aber damit war noch zu wenig gesagt, mit dem vieldeutigen Beiwort noch nicht der Begriff der Holdseligkeit und edelsten Weiblichkeit ausgedrückt, der in diesem fürstlichen Frauenbilde allen von seinem Anblicke Gefesselten sich mittheilte. So hat Berlin die Prinzessin im grünen Kranze kennen gelernt — so kennt es sie heute. Die Zeit ist nur flüchtig an ihr vorübergehuscht, sie hat ihren Liebreiz nicht verwischt — nur gestreift. Die Musen sind dankbar für den Dienst, den man ihnen weiht; sie ziehen um die Stirn ihrer Lieblinge die Aureole dauernder Jugend. Die Prinzessin liebt die Künste — namentlich

die Musik und Malerei — sie pflegt sie selbst. Aber damit nimmt sie nichts jener Pflicht der Barmherzigkeit, die für die Frau eine Tugend, für eine Fürstin zum Gebote wird, die zu üben, ihr ein Labsal des Herzens.

Ihr Name ist Schild und Schirm für wohlthätige Anstalten, die unter ihrem Protektorate zu gedeihlichem Wirken gelangen. Wenn wir hier von ihr ausführlicher gesprochen, so geschieht es darum, weil ihr Leben weniger bekannt sich im Innern der Familie vollzieht. Ihr verstorbener Gemahl gehört mit seinem Wirken, seinen Erfolgen, seinen Thaten der Geschichte an. Prinz Friedrich Leopold ist das vierte Kind, und der einzige Sohn aus dieser Ehe. Er war in seiner Jugend von schwächlicher Constitution, so daß die Eltern oft bange Sorge um den Sohn beschlich. Auch heute noch scheint seine Gesundheit nicht die beste zu sein, obwohl eine schlanke, ritterliche Erscheinung, welcher die Uniform des Regiments der Garde du corps vortrefflich steht. Geboren am 14. November 1865, gehört er der Armee wie alle Prinzen des preußischen Königshauses, seit dem 10. Jahre an. Im Juli des Jahres 1879 begleitete er seinen Vater auf dem Jagdausflug nach Norwegen, an den sich eine Fahrt nach Drontheim und dem Nordcap knüpfte. Am 18. Januar 1884 wurde der Prinz als Ritter des hohen Ordens vom Schwarzen Adler aufgenommen. In demselben Jahre bezog er die Universität Bonn. Das entsprach der neuen hohenzollernschen, wie der koburger und holsteinschen Tradition. Denn in Bonn haben studiert: der verstorbene Prinz-Gemahl Albert von England, der verstorbene

Schwiegervater des Prinzen Leopold, Herzog Friedrich VIII., der Vater des Prinzen, Prinz Friedrich Karl, Kaiser Friedrich III., Kaiser Wilhelm II. Am 8. August 1886, bei Beginn der Herbstferien, verließ Prinz Leopold die Universität. Bei der am 3. August in der Universitäts-Aula veranstalteten Erinnerungsfeier an den Stifter der Universität, Friedrich Wilhelm III., wobei Professor Lübbert die Festrede hielt, wurde dem Prinzen Leopold vom Rektor, Geh. Rath Binz, ein Abgangszeugniß überreicht. Der Rektor gab dem Wunsche Ausdruck, daß die Frucht der Studien für den Prinzen eine segensreiche sein möge. Dieser erwiderte, daß er die Zeit seines zweijährigen Studiums in Bonn als eine sehr angenehme nie vergessen werde. Das Abgangszeugniß für den Prinzen Leopold von der Universität Bonn bekundete, daß der Prinz wohl vorbereitet und mit einer sein Lebensalter überragenden geistigen Reife die Universität bezogen, ihr zwei Jahre hindurch angehört und während dessen mit solchem Ernste die Studien betrieben habe, daß sich an ihm die dem Hohenzollernhause eigene Ausdauer und dessen energisches Beharren bei der Verfolgung des gesteckten Zieles von Neuem glänzend bewährt habe.

Nachdem der Prinz bereits 1885 eine Reise nach Kleinasien und Italien gemacht, trat er am 29. Oktober 1886 eine Reise nach Indien an. Er kehrte über Japan und Nordamerika zurück, so daß der Ausflug nach Indien eine Reise um die Welt wurde. Am 27. Mai 1887 war er wieder in Glienicke.

Im Herbst 1888 wurde er bisher Rittmeister à la

suite des Regiments Gardes du Corps, unter Ernennung zum Kommandeur der Leib-Eskadron in das Regiment einrangirt. Er hatte sich bereits als schneidiger Kavallerie-Offizier in der Armee einen Namen gemacht und ist bestrebt, gleich wie sein für die Armee viel zu früh verstorbener Vater Friedrich Karl dermaleinst ein hervorragender Reiter-General zu werden.

Dem Prinzen wird auch eine große Empfänglichkeit für andere Ideale zugeschrieben. Was die Universität Bonn ihm im Abgangszeugnisse nachrühmt, der Eifer für die Wissenschaft, war kein bloßer Tribut äußerlicher Huldigung. Der Kunstsinn des Prinzen ist ein Erbtheil der Eltern. Im Umgange beobachtet er die angenehmsten Formen, und 25 Jahre alt, war er in seiner äußeren Erscheinung dazu gemacht, Eindruck auf eine junges Mädchenherz zu machen.

Seine Wahl traf die Schwester unserer Kaiserin. Diese ist bekanntlich auf Schloß Dolzig bei Sommerfeld als ältestes Kind des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg und der Herzogin Adelheid aus dem Fürstenhause Hohenlohe-Langenburg geboren. Ebenso daselbst erblickte auch ihre nächst jüngere Schwester Caroline Mathilde, die sich 1885 in Primkenau mit dem Prinzen Friedrich Ferdinand zu Schleswig-Holstein-Glücksburg vermählte, das Licht der Welt. Die Prinzesin Luise Sophie, die Gemahlin des Prinzen Leopold, am 8. April 1866 geboren, hat Kiel zu ihrer Geburtsstätte. Dort lebte der Vater als Kronprätendent der Herzogthümer unter dem Schutze Oesterreichs; das Betreten Schleswigs war ihm

von Preußen verboten. Erst als 1866 die Preußen einrückten, und die Oesterreicher dasselbe am 12. Juni verließen, ging auch der Herzog Friedrich von dannen. Er zog sich wieder nach Dolzig zurück. Prinzessin Luise Sophie ist unter Kriegsstürmen geboren, hat als ein dreimonatliches Kind das Land verlassen müssen, das ihr Vater als das seine ansehen zu müssen glaubte, das aber das Schwert des Prinzen Friedrich Karl von Preußen für eine andere Krone erworben hatte.

Prinzessin Luise gleicht auch äußerlich ihrer Schwester Victoria Augusta, derselbe schlanke Wuchs, dieselbe Anmuth in den Gesichtszügen und in ihrem ganzen Wesen. Ihre Vermählung mit Prinz Leopold wurde mit all dem feierlichen Pomp, welchen das preußische Königthum bei Hochzeiten zu entfalten pflegt, und genau nach dem stets befolgten Ritus am 24. Juni 1889 vollzogen. Das hohe Brautpaar, der Kaiser und die Kaiserin, die fürstlichen Gäste versammelten sich am Nachmittag im Kurfürstenzimmer des Königlichen Schlosses. Inzwischen war die Königliche Prinzessin-Krone durch Beamte des Hausschatzes herbeigebracht und von einem Offizier und zwei Mann der Garde-du-Corps in großer Galauniform mit den rothen Suprawesten bis in das Vorgemach des Versammlungszimmers der Allerhöchsten Herrschaften geleitet worden. In sämmtlichen Festräumen standen Doppelposten der Schloßgarde-Compagnie in ihren historischen Trachten und von dem Regiment der Garde-du-Corps mit gezogenem Pallasch. Dann begann in dem Chinesischen Cabinet die Brautschmückung. Aus den Händen der Beamten des Hausschatzes nahm die Ober-

hofmeisterin, Gräfin von Brockdorff die kleine, von Brillanten funkelnde, mit rothem Sammet ausgefüllte Krone in Empfang, welche die Kaiserin selbst auf dem Haupt und Schleier der Prinzessin-Braut, ihrer Schwester befestigte. Während sodann im engsten Kreise die standesamtliche Eheschließung des hohen Brautpaares durch den Minister des königlichen Hauses von Wedell stattfand, ordnete sich die Gruppe der Hohen Herrschaften zum feierlichen Zuge nach der Kapelle. In der Schloßkapelle waren theils direkt, theils aus den anderen zu Versammlungsräumen bestimmten Sälen des Schlosses die Damen und Herren der eingeladenen Gesellschaft eingetroffen. Das schöne Treppenhaus zur Kapelle war auf das Festlichste mit Blattpflanzen und frischen Blumen dekorirt, und die hohen Wasserstrahlen der Fontainen verbreiteten eine angenehme Kühle. Immer dichter hatte sich der Raum gefüllt. Zwei Fouriere und Pagen eröffneten den Zug. Fürst von Pleß als Oberst-Marschall mit dem großen Marschallstabe in der Hand schritt einer Schaar von Kammerjunkern und Kammerherren, sowie den Kavalieren der Braut, Kammerherr von Alvensleben, Schloßhauptmann Frh. von Ende und Vize-Ober-Schloßhauptmann Graf von Dönhoff, voraus. Neben der Braut schritt deren Oberhofmeisterin Gräfin von Bernstorff, während links neben der Schleppe der Kavalier des Hofstates der Braut, Premier-Lieutenant von Trotha, ging. Hinter der Schleppe kamen der Hofmarschall Freiherr von Buddenbrock und zwei Pagen. Die rechte Hand der Braut ruhte in der Linken des Bräutigams, welcher die Gala-Uniform des Regiments der Gardes-du-Corps trug, darüber das breite Orangeband des hohen

Ordens vom Schwarzen Adler, um den Hals die Kette desselben. Dem Prinzen Friedrich Leopold folgte der ihm zur Aufwartung beigegebene General-Lieutenant von Krosigk, Hofmarschall Graf von Kanitz und die persönlichen Adjutanten Major Graf von Klinkström und Premier-Lieutenant von Berg. Es folgten die drei Kategorien der Hofchargen paarweise, dann die Obersten-Hofchargen: Fürst Radolin, Fürst Hatzfeld und Graf zu Stolberg-Wernigerode. Nunmehr erschien der Kaiser, der dem Prinzen Friedrich Leopold zu Ehren ebenfalls den Galarock der Gardes-du-Corps angelegt hatte, mit der Herzogin-Mutter zu Schleswig-Holstein, Herzogin Adelheid. Hinter dem Kaiser schritten der Minister des königlichen Hauses von Wedell, die General-Adjutanten, Generale à la suite, zwei Flügel-Adjutanten vom Dienst und alle anderen Flügel-Adjutanten. Zwei Leibpagen trugen die Schleppe der Herzogin, welcher deren Hofstaat Graf Bautzen-Breitenburg, Fräulein von Röder und Fräulein von Einsiedel folgten. Jetzt kam der Zug der Kaiserin. Zur Rechten der hohen Frau ging König Albert von Sachsen, zur Linken der König von Griechenland. Neben der Schleppe der Kaiserin gingen zur Rechten die Oberhofmeisterin Gräfin von Brockdorff, zur Linken der Oberhofmeister Freiherr von Mirbach. Die Schleppe der Kaiserin wurde von den Damen Gräfin von Keller, Fräulein von Gersdorf, Freiin E. von Ende und Freiin H. von Ende getragen. Dem Könige vom Sachsen folgte der Ehrendienst, General der Kavallerie von Rauch und Oberstlieutenant Freiherr von Bissingen, sowie das Sächsische Gefolge; dem Könige von Griechenland der Ehrendienst und das Griechische

Gefolge. Das Brautpaar, von der Geistlichkeit bei seinem Eintritt in die Kapelle bewillkommnet, begab sich vor den Altar und stellte sich vor dessen Mitte auf, während von oben her vom Domchor der 23. Psalm: „Der Herr ist mein Hirte“ erklang. Um das Brautpaar gruppirten sich dem Programm gemäß der Kaiser, die Kaiserin, der König von Sachsen und die Mütter des Brautpaares mit dem Herzoge Ernst Günther. Als der Gesang verklungen war, stimmte die Gemeinde den Kirchengesang: „Jesu, geh voran auf der Lebensbahn“ an, worauf Oberhofprediger D. Kögel die Traurede begann. Die Textworte waren dem Psalm: „Befiehl dem Herrn Deine Wege, so wird er es wohl mit Dir machen“ entnommen. Von der Predigt ging der Geistliche zur Einsegnung der Ehe über. Als das Wechseln der Ringe erfolgte und das „Ja“ gesprochen wurde, ertönten von der im Lustgarten aufgestellten Lehrbatterie der Artillerie-Schießschule dreimal 12 Kanonenschüsse, welche der Stadt verkündeten, daß der Bund des jungen Paares die Weihe der Kirche empfangen habe. In freudiger Rührung neigte die tiefbewegte Braut das Haupt zu ihrer Mutter, die ihr der Kaiser zugeführt hatte. Nach dem Vaterunser und Segen sang die Gemeinde: „So nimm denn meine Hände und führe mich bis an mein selig Ende und ewiglich“. In wundervoller Klangschönheit ertönte dann, vom Domchor gesungen, die große Doxologie, womit die kirchliche Feier ihr Ende erreicht hatte. Hierauf setzte sich der Hochzeitszug in der alten Ordnung wieder in Bewegung nach der Rothen (drap d'or-) Kammer, wo das junge Paar die Glückwünsche der fürstlichen Verwandten und hohen

Gäste entgegennahm. Hinter den Letzten des Gefolges her fluthete die in der Kapelle zusammengedrängt gewesene Menge, sich mühsam vorwärts bewegend, dem Zuge nach, die Doppeltreppe hinab und zur Diplomatentribüne hinauf zum interessanten und glanzvollen Schauspiel. Im Weißen Saal selbst war längs der Thronseite eine lange Reihe rother Fauteuils aufgestellt. Die Kaiserin trug eine perlgraue golddurchwirkte, mit reicher Goldstickerei versehene Robe, dazu die Kaiserkrone und einen kostbaren Brillantschmuck mit Steinen in verschiedenen Farben, desgleichen den Brillantstern vom Schwarzen Adler und ihre sämmtlichen Orden, mit Brillantagraffen befestigt. Die Mutter der Braut war in lila Sammet gekleidet, welcher breite Silberstickerei zeigte, matt in Silberbrokat. Die Mutter des Bräutigams in blau Sammet mit Hermelinbesatz. Die Großherzogin von Sachsen erschien in grauem Brokat. Die Figur der Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Strelitz umschloß ein golddurchwirktes crêmefarbenes Unterkleid mit dunkelrother Sammetschleppe, diese mit weißer Goldstickerei; Herzogin Wilhelm von Mecklenburg trug eine olivenfarbene Schleppe mit Goldstickerei; die Erbprinzessin Charlotte von Meiningen eine Schleppe von weißem Damast mit Goldarabesken, die Erbprinzessin von Reuß weiß mit Brillanten u. s. w. Die den Brautschleier tragende Damen waren in Rosa gekleidet mit herabwallenden Schleiern, wie solche auch sämmtliche fürstliche Damen trugen. Während bei letzteren Diademe die Schleier festhielten, waren sie bei ersteren durch rosa Federtuffs befestigt.

Es folgte nun die Defilircour und nach derselben im

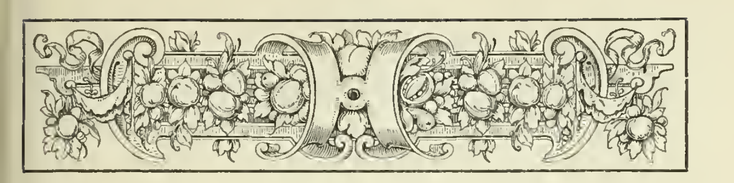
Weißen Saale Ceremonientafel. Zum Schlusse der Vermählungsfestlichkeit erfolgte der Fackeltanz. Der Kaiser ertheilte dem Fürsten von Pleß ein Zeichen zum Beginn des Fackeltanzes und während von der Musiktribüne her von der dort postirten Kapelle der Festmarsch erklang, schritten von der Bildergallerie, paarweise große weiße Wachsfackeln mit silbernen Handgriffen tragend, die zum Fackeltanz geladenen zwölf Staatsminister in den Saal und zwar die jüngsten voran. Es gingen der Kriegsminister von Verdy du Vernois mit dem Minister Dr. von Schelling, Minister Herrfurth mit dem Hausminister von Wedell, von Scholz mit Dr. von Goßler, Dr. von Friedberg mit Freiherrn Dr. Lucius von Ballhausen, von Puttkamer mit von Maybach, Graf zu Eulenburg mit Herrn von Bötticher. Den Ministern schritt als Oberst-Marschall der Fürst von Pleß mit dem großen Marschallstabe vorauf. Das erste Paar, welches hinter dem Vortritt im Kreise daherschritt, waren die Neuvermählten. Nachdem es seinen einmaligen Rundgang gemacht, näherte sich die Prinzessin dem Kaiser, um denselben durch eine Verbeugung zum Tanze und zu einem neuen Rundgang nach den Klängen des Fackeltanzes aufzufordern. Darauf forderte der Prinz ebenfalls durch eine Verbeugung die Kaiserin zu einem gleichen Umgang auf. In derselben Weise erfolgte die Aufforderung der Braut einzeln an den König von Sachsen und den König von Griechenland. So ging es weiter; doch tanzte von nun ab die Prinzessin immer mit je zwei Prinzen, und gleichzeitig Prinz Leopold mit je zwei Prinzessinnen, so daß also jeder Prinz und jede Prinzessin den Rundgang hinter den fackeltragenden Ministern

mitmachte. Endlich war diese Pflicht des jungen Paares erledigt. Die Minister lenkten wieder in die Bildergallerie ein, übergaben die Fackeln an die Pagen, welche diese den hohen Herrschaften bis zu den Gemächern des neuvermählten Paares vortrugen.

Der Gesundheitszustand des Prinzen Friedrich Leopold soll nach einem Bericht der „Nordd. Allg. Ztg.“ die alleinige Veranlassung sein, daß der Prinz dem Regiment der Garde du Corps à la suite gestellt wurde. Wie derselbe Korrespondent, der die von dem „Kanzlerblatt“ dementirte Mittheilung verbreitete, erklärt, ist nun Prinz Friedrich Leopold allerdings krank und zwar leidet derselbe an einem Augenübel. Dieses ist aber nicht neueren Datums, vielmehr ist Prinz Leopold seit Jahren damit behaftet. In eingeweihten Kreisen sei es — so behauptet der Korrespondent weiter — überdies trotz aller offiziösen Ableugnungen kein Geheimniß, daß ein Zerwürfniß mit dem Kommandeur des Regiments der Garde du Corps, Herrn Oberstlieutenant von Bissing, stattgefunden habe. Man erzählte sich, daß Prinz Friedrich Leopold eines Tages bei dem Regimentsexerzieren auf dem Bornstädter Felde von Herrn von Bissing ohne jede Rücksichtnahme dienstlich kritisirt worden sei. Diese Kritik habe sich der Prinz derartig zu Herzen genommen, daß er „Knall und Fall“ vom Bornstädter Felde nach Schloß Glienicke zurückgeritten sei und dort seine Absicht, sich in's Privatleben zurückzuziehen, zu erkennen gegeben habe. Oberstlieutenant von Bissing, ein intimer Freund des Kaisers, habe sofort über den Vorfall an den Monarchen nach England berichtet und der Kaiser habe den Zwischenfall dadurch entschieden, daß er

durch Kabinetsordre von Osborne den 2. August Prinz Leopold à la suite stellte, zu welchem Entschluß auch wohl der leidende Gesundheitszustand des Prinzen mit Veranlassung gegeben haben mag. Herr von Bissing ist ein Kommandeur, der wegen seiner Schneidigkeit eines hervorragenden Rufes genießt. Auffällig bemerkt wurde es, daß Prinz Leopold, als während des Adlerschießens des ersten Garde-Regiments die Kaiserin Wittwe Augusta dort erschien, nicht an die Equipage derselben mit herangerufen wurde.





III. Kaiserin Friedrich.

Zur Zeit des Besuches, den Kaiser Wilhelm in England machte, wurde von dort geschrieben:

„Wir nehmen von Andeutungen aus Hofkreisen Notiz, wonach der Besuch Kaiser Wilhelms in England mancherlei Verstimmungen endgiltig beseitigt hat, die seit dem Tode Kaiser Friedrichs zweifellos vorhanden waren und allerhand Mißverständnisse hervorrufen mußten. Kaiser Wilhelm ist seiner königlichen Großmutter in den letzten Tagen persönlich näher getreten als je zuvor und diese enge Berührung hat die gegenseitige Werthschätzung mit Nothwendigkeit steigern müssen. Konnte der Eindruck bisher nicht ganz verwischt werden, als ließe die persönliche Zuneigung zu wünschen übrig, so ist jetzt, wie die Thatsachen erkennen lassen, ein gegenseitiges Vertrauen gewonnen worden, das dem weiteren Verkehr der beiden Höfe vortrefflich zu Statten kommen wird. Es bleibt bezeichnend, daß in den Londoner Hofkreisen auf das Sorglichste beobachtet wurde, ob die Begrüßung des deutschen Kaisers durch die britische Souveränin mehr einen vornehm ceremoniellen oder einen herzlich zwanglosen Charakter tragen würde, und es war die freundliche

Aufrichtigkeit der Großmutter gegen den geliebten Enkel, die der Begrüßung wie dem weiteren Verkehr ein ganz bestimmtes Gepräge gab. Sie haben sich gegenseitig nach außen hin in einer Weise geehrt, wie dies zwischen der Königin und dem Kaiser Friedrich nicht in höherem Maße hätte stattfinden können. Ganz England weiß, mit wie großer Liebe und Verehrung die Mutter der Kaiserin Friedrich an ihrem ältesten Schwiegersohn hing. Diese herzliche Verehrung ist auf den kaiserlichen Enkel übergegangen und die Freude hierüber erhöht sich in der Wahrnehmung, daß der deutsche Monarch die Zuneigung der Großmutter in unbedingter Aufrichtigkeit erwiedert.

Die Zusamenkunft in Osborne bleibt ein sehr wichtiges Moment im Leben der beiden Souveräne; es wird, wie ein im Dienst des preußischen Hofes ergrauter Vertrauensmann des alten Kaisers Wilhelm und des Prinz-Gemahls Albert sich äußerte, einen Testaments-Vermerk der britischen Königin unnöthig machen, der gelautet haben würde: ihr Herz wäre von keiner Hoffnung mehr erfüllt als von der einen, es möchte, wenn sie nicht mehr unter ihren Kindern und Enkeln weilte, allezeit Friede und Liebe sie eng verbinden. Und da das unglückliche Kind dem Herzen der Mutter am nächsten steht, so erstreckt sich die sorgende Liebe zu allermeist auf die Kaiserin Friedrich. Diese lebt seit Jahresfrist in viel größerer Zurückgezogenheit, als ihrem Gemüth zuträglich sein wird, und es dürfte nach dieser Seite hin Mancherlei sich ändern, das auf Osborner Anregungen zurückgeführt werden könnte.

Als Thatsache darf unter allen Umständen angesehen

werden, daß die Tagebücher Kaiser Friedrichs jedem divergirenden Meinungsaustausch ein für allemal entzogen worden sind, und gerade diese Tagebücher hatten Anlaß zu mancherlei Verstimmung und Mißverständnissen gegeben. Es treten zwischen Berlin und London wieder Beziehungen ein, wie sie bestanden, als der Prinzregent von Preußen das Bedürfniß hatte, über alles Wichtige in der auswärtigen und inneren Politik das Urtheil seines Freundes Albert zu erfahren. Und dieser Ideenaustausch war dem ersten deutschen Kaiser bei seinen „moralischen Eroberungen" wahrlich nicht hindernd gewesen."

Eine solche Wirkung der Entrevue von Osborne ließ sich sobald nicht verspüren. Die Kaiserin Friedrich scheute noch lange Berlin und hatte, wenn sie dort einmal weilt, nur flüchtige Begegnungen mit dem kaiserlichen Sohn. Doch wird augenblicklich gesagt, daß sie, durch den Tod der Kaiserin Augusta von Rom nach Berlin gerufen, die nächste Saison hier verweilen würde.

Schloß Friedrichshof, die neue Besitzung der Kaiserin Friedrich, liegt bei Kronberg im Taunus und ist von Frankfurt aus in Dreiviertelstunden zu erreichen. Man sieht in einem reizend ansteigenden Wiesenthal Kronthal und rechts davon auf der Höhe Kronberg liegen, von einer zerfallenen Burg überragt, die Häuser versteckt hinter dem Grün der Obstgärten. Weiter zurück grüßt die Ruine Falkenstein mit dem Tannenbusch auf dem Thurm herunter und darüber erhebt sich der Altkönig mit dem langgestreckten Rücken, von dem aus ein scharfes Auge die Rundsicht vom Spessart und der Rhön bis zum Odenwald und die Bergstraße von

Homburg und Hanau auf das ganze Mainthal entlang bis nach Mainz genießen kann. Es ist das Verhängniß aller malerisch gelegenen Orte, im Innern eng, krumm und winklig zu sein. Zu gewissen Tagesstunden sind etliche Gassen schlechterdings unpassirbar, weil sie ein fleißiger Bürger mit seinem Dungwagen versperrt. Mit der prächtigen Gegend kann weder Homburgs noch Sodens, am wenigsten Wiesbadens Umgegend rivalisiren. Schilderer sprechen von der „Perle" in Nassaus Krone, was doch bei der Schönheit des ganzen Ländchens viel sagen will und Julius Weber, der vielgereiste Verfasser des „Demokritos", wußte nur eine einzige schöner gelegene Stadt Deutschlands, Heidelberg. In dieser prächtigen Landschaft liegt Schloß Friedrichshof, zehn Minuten etwa vom Städtchen entfernt am Fuße einer Hügelkette, die dem Altkönig vorgelagert ist. Ein gegen die Straßen durch Hecken und Mauer abgetrennter Park entzieht die Gebäude, aus welchem der Komplex besteht, zum großen Theile den Augen der Vorübergehenden; nur vier roth-braune Thürmchen und die oberen Partien lugen aus dem dichten Gezweige der Bäume heraus. Das Schloß ist ein 1863 bis 1866 entstandener Renaissancebau, leicht und graziös in der Gesammtwirkung. Der Mittelbau, aus Hochparterre und erstem Stock bestehend, durch hohe Bogen-fenster erhellt, wird an den vier Ecken von Thürmen ab-geschlossen und war früher von vier kürzeren Seitenflügeln (Hochparterre) flankirt. Jetzt ist man damit beschäftigt, einen großen östlichen Flügel anzubauen, nachdem man auch die umliegenden Felder angekauft hat und diese zur Ver-größerung des Parkes verwendet. Von der gegen Kronberg

gerichteten Frontseite aus führen Treppen auf eine Terrasse, während längs des ersten Stockwerkes Balkone laufen. Das Innere war eingerichtet, wie es die Mittel eines Frankfurter Krösus gestatteten. Nach dem Tode des Kommerzienraths Reiß hat man allerdings das Inventar gelichtet und der Ersatz der versteigerten Blumen und Zierbäume wird wohl nicht das Einzige sein, was zur Zeit die ordnenden Hände im Schlosse beschäftigt. Die Kronberger, die ihren Blick in das Innere werfen konnten, wissen nicht genug von der Pracht der neuen Einrichtungen zu erzählen. Wenn im nächsten Sommer der Heuschreckenschwarm der Touristen in Kronberg einfällt und Einlaß in das Schloß finden sollte, kann er vielleicht auch die Andenken an Kaiser Friedrich besichtigen, welche nach Friedrichshof gebracht werden. Gegen das nördliche Ende der Residenz laufen die Nebengebäude, Dienstwohnungen, Stallungen und alle jene Bauten, die zum Betriebe der ausgedehnten Oeconomie nöthig waren, welche zur ehemaligen Villa Reiß gehören. Dahinter breitet sich ein größerer Garten aus, kleine Rasenplätze und Wiesenstrecken, die bald wieder in Parkanlagen übergehen. Im Ganzen umfaßt die Besitzung etwa fünfzig Hectare Landes und kostete rund eine halbe Million Mark. Für das Städtchen, das ein Project nach dem anderen zerschlagen sah, mußte es eine Art Erlösung bedeuten, als sich so unerwartet die Villa Reiß in die künftige Sommerresidenz der Kaiserin Friedrich verwandelte.

Mitte September (1889) langte die Kaiserin mit dem von Frankfurt am Main kommenden fahrplanmäßigen Schnellzuge in ihrem Salonwagen auf dem Bahnhofe in Potsdam

ein. Mit der Kaiserin kamen die Prinzessinnen Viktoria, Sophie und Margarethe, der Oberhofmeister Graf Seckendorff, die Hofdamen Gräfin Perponcher und Fräulein Faber du Faur, die nach Berlin vorauffuhren, während Herr von Wedell als diensttuender Kammerherr bei der Kaiserin und den Prinzessinnen in Potsdam verblieb. In einem zweispännigen geschlossenen Hofwagen (die Witterung war kalt und unfreundlich) fuhr die Kaiserin mit den Prinzessinnen durch den Lustgarten nach der Friedenskirche. Die Kaiserin wie die Prinzessinnen waren in tiefster Trauer. Durch die Kirche hindurch gingen sie nach der Grabkapelle an der rechten Seite der Absis, die zuerst vor 23 Jahren die sterbliche Hülle des Prinzen Sigismund empfing, vor 10 Jahren die des Prinzen Waldemar und dann 9 Jahre darauf die des heimgegangenen Kaisers Friedrich; Kränze aus den Gärten von Sanssouci lagen bereit; die Kaiserin und die Prinzessinnen nahmen diese entgegen, um sie auf die Särge niederzulegen. Längere Zeit verweilten Mutter und Töchter an dem Orte, der so viel liebe und teure Erinnerungen in sich schloß. Das Mausoleum ist mit seinem äußeren Umfassungsbau und mit seiner Architektur im Innern soweit gediehen, daß die schwarzen Marmor-Monolithen bereits unter die Rundbögen eingesetzt sind. Aus Anlaß des Besuches der Kaiserin waren die Gerüste hinweggenommen, so daß der hohen Frau ein Ueberblick über den Bau eröffnet war. In das Kreuz vor dem Portikus vor der Friedenskirche, welches Kaiser Friedrich auf dem Rosengrunde von Marly zum Andenken an seine beiden Kinder hatte einpflanzen lassen, waren violette Astern

eingelassen worden. Das nächste Ziel der Fahrt der Kaiserin Friedrich war das Amtshaus in Bornstedt, das Herrenhaus der Meierei, wohin die hohen Herrschaften zu Lebzeiten Kaiser Friedrichs als Kronprinz jeden Nachmittag vom Neuen Palais aus mit ihren Kindern gefahren waren und daß sich Kaiserin Friedrich im Angedenken früherer Zeiten als Wohnung reserviert hat. Hier empfing die Kaiserin Friederich den Besuch der Herzogin Wilhelm und ihrer Tochter, der Prinzessin Reuß; dann kommen vom Neuen Palais im offenen Wagen der Kronprinz, Prinz Eitel-Fritz und Prinz Adalbert in Begleitung ihres Gouverneurs, in einem zweiten geschlossenen Wagen die jüngsten Kinder des Kaisers, die Prinzen August Wilhelm und Oskar. Die Frau Herzogin und die Kinder blieben einige Zeit; als sie weggefahren waren, machte Kaiserin Friedrich mit den Prinzessinnen einen Gang durch das Dorf, das an vielen Stellen neue Häuser zeigte. Der Spaziergang ging bis an die Arbeiterwohnungen, welche der Kronprinz einst hatte erbauen lassen, und dann nach dem Kinderheim, ebenfalls einer Stiftung des damaligen kronprinzlichen Paares. Von da begaben sich die hohen Herrschaften nach der Kirche. Als sie in ihren Kirchenstuhl eintraten, erhob sich die versammelte Gemeinde, die zum Theil schon vor dem Gottesdienste die hohen Herrschaften außerhalb der Kirche ehrfurchtsvoll begrüßt hatte. Prediger Dr. Pietschker hielt die Predigt über das Evangelium des Tages, das er als Ermunterung zum Samariterdienste auslegte. Wenn auch jede unmittelbare Erinnerung an vergangene Zeiten fehlte, so wurde im Geiste der Gemeinde der Gottesdienst doch zum Gedächtniß

Kaiser Friedrichs. In das Kirchengebet wurde Prinzessin Sophie eingeschlossen und der göttliche Segen für sie und ihre Zukunft erbeten. Mit dem Mittagszuge fuhr die Kaiserin mit den Prinzessinnen nach Berlin weiter.

Die Kaiserin Friedrich begleitete ihre Tochter Sophie, die künftige Königin der Griechen, zu ihrer Vermählung nach Athen. Diese ist die dritte Tochter der Kaiserin. Ihr Geburtstag, der 14. Juni, fällt dicht zusammen mit dem Todestage ihres heißgeliebten Vaters. Nie wurde in dem so glücklichen Familienleben des Verklärten ein häusliches Fest in so tiefer Trauer begangen, wie der diesjährige Geburtstag der Prinzessin Sophie. Als die Prinzessin an jenem Tage an das Sterbelager des Vaters trat, da legte dieser die Hände wie segnend auf ihr Haupt; er wußte ja, daß sie ihren 18. Geburtstag beging, und da er der Tochter nicht mit Worten Glück wünschen konnte, so nahm der Kaiser einen Zettel zur Hand und schrieb, seine letzten Kräfte zusammennehmend, die herrlichen Worte auf das Papier: „Bleibe fromm und gut, wie Du es immer gewesen — das ist der Wunsch Deines sterbenden Vaters." Prinzeß Sophie brach in lautes Schluchzen aus, bedeckte den todesmatten Vater mit ihren Küssen und ging hinaus. Schon vierundzwanzig Stunden später beweinte die Tochter den besten Vater. Kaiser Friedrichs Geburtstags-Glückwunsch an seine Tochter gehört zu den letzten Aufzeichnungen des Unvergeßlichen und wird von derselben allzeit wie ein Talisman gehütet werden. Still und ernst hat sich die Verlobung der Prinzessin mit dem griechischen Thronfolger vollzogen und ohne sonderliche Freude und Lust wird auch

später immer wieder der Geburtstag der Prinzessin begangen werden, da er der Vorabend war von dem Hinscheiden des großen Toten.

Der Dozent der neugriechischen Sprache am Orientalischen Seminar, Herr J. K. Miokatis, welcher der erste Lehrer der Prinzessin Sophie in dieser Sprache gewesen, hat folgende Charakterscizze der Prinzessin in dem authentischen Blatte „Ephimeris“ veröffentlicht:

„In wenigen Tagen wird die Braut des Kronprinzen von Griechenland in Athen anlangen und mit Begeisterung von den Griechen empfangen werden. Gewiß wird es dem Wunsche des griechischen Volkes entsprechen, eine wahrheitsgetreue Characterzeichnung der Prinzessin zu erhalten, welche dazu berufen ist, einstmals Königin der Hellenen zu sein. Von der „Ephimeris“ wiederholt dazu aufgefordert, ein Bild der Prinzessin zu liefern, unterziehe ich mich der Aufgabe, da ich die Ehre gehabt habe, der Braut unseres Kronprinzen näher zu treten.

Ich werde mich davor hüten, ihr den allgemein gewöhnlichen Weihrauch zu streuen, dessen Duft bald spurlos aus den Herzen der Völker entschwindet, sobald derselbe sich nicht auf Thatsachen begründet. Ich will mich nur einfach auf die Wahrheit beschränken, welche zwar nicht immer gefällt, jedoch stets zuletzt den Sieg davonträgt.

Es war im Monat September des vorigen Jahres, als ich die Aufforderung erhielt, die Braut des griechischen Thronerben in der neugriechischen Sprache zu unterrichten, und ich wurde zu diesem Zwecke nach Schloß Friedrichskron (jetzt das Neue Palais) in Potsdam berufen.

Dort angekommen, begab ich mich sogleich zu der Oberhofmeisterin der Töchter des hochseligen Kaisers Friedrich, Fräulein von Perpigna, um mit ihr das nähere über den Unterricht der Prinzessin Sophie zu besprechen. Kaum hatte ich jedoch Platz genommen und einige Worte gesprochen, als die Prinzessin selbst angemeldet wurde. Sie trat ein, reichte mir huldvoll die Hand, indem sie mir sagte, daß sie begierig sei, die Sprache ihres neuen Vaterlandes zu erlernen.

Zum ersten Male stand ich meiner künftigen Königin gegenüber und betrachtete sie natürlich mit großem, gespanntem Interesse.

Die Prinzessin Sophie ist von mittlerer Größe. In ihren Zügen spricht sich Anmuth und edle Weiblichkeit aus und dieser Eindruck wird noch gehoben durch den ausdrucksvollen Glanz ihrer kastanienbraunen Augen. Wenn auch der untere Theil ihres Antlitzes nicht so regelmäßig gebildet erscheint, wie der obere, so ist der Totaleindruck desselben doch von gewinnendem Liebreize.

Die Prinzessin gehört nicht zu den Frauen, welche sofort durch glänzende Schönheit bestechen, sondern zu jenen, welche allmählig, aber dann auch für immer die Herzen gewinnen.

Als die Prinzessin uns verlassen, hatte, führte Fräulein von Perpigna mich in das Unterrichtszimmer, wo sich auch die Kaiserin Friedrich befand. Die hohe Frau zeigte ein lebhaftes Interesse für die Studien ihrer Tochter. Während der zwei Monate vor der englischen Reise, wo ich die Ehre hatte, die Prinzessin zu unterrichten, habe ich mehrfach Ge-

legenheit gehabt, die rührende Zärtlichkeit zu beobachten, welche die erlauchte Frau mit ihren Töchtern verbindet.

„Wie liest man das, mein Kind?“ fragte die hohe Frau, auf ein Wort in der Grammatik deutend, indem sie liebkosend ihre Wange an die Wange der Prinzessin lehnte. „Psyche (Seele)“ erwiederte die Prinzessin.

Aber unvergeßlich wird mir der aus dem Grunde des Herzens quellende Ton bleiben, mit welchem die Prinzessin Sophie ausrief: „Ach, die Mama!“ als sie eines Tages den Kopf wandte und unter einer Nebenthür die kaiserliche Mutter gewahrte, welche unbemerkt eingetreten war und dort schon einige Augenblicke gestanden hatte.

Wie tief und innig die Neigung der Braut für den Kronpinzen von Griechenland ist, habe ich zweimal Gelegenheit gehabt, zu bemerken. Eines Tages trat der Kronprinz während des Unterrichts unerwartet in's Zimmer und nahm Platz, die Prinzessin war dadurch so bewegt, daß sie das, was sie eben vorher gelernt hatte, vergessen zu haben schien. „Ihre Königliche Hoheit sind, wie es scheint, etwas verwirrt,“ sagte ich, „so daß Sie das Wort, welches Sie eben ganz genau wußten, vergessen haben.“

Der Kronprinz zog sich darauf zurück; aber ich glaube, daß er im Nebenzimmer gelauscht haben muß, denn kaum war der Unterricht zu Ende, als er auch schon wieder eintrat.

Ein anderes Mal hatte der griechische lyrische Dichter Drossinis mir eine Festbeilage der Zeitschrift „Hestia“, gelegentlich des Jubiläums Königs Georg I. zugeschickt, welche eine Anzahl griechischer Bilder und Autographen enthielt,

und ich erlaubte mir, dieselbe bei Prinzessin Sophie darzubieten, welche sich wohlgefällig darüber äußerte.

Der Unterricht begann und das Heft blieb offen auf dem Tische liegen und zwar gerade auf der Seite, welche ein wohlgetroffenes, großes Bildniß des Kronprinzen in voller Uniform enthielt. Die Prinzessin schaute so oft verstohlen nach dem Bilde hin, daß sie an jenem Tage gewiß nur wenig Vortheil von ihrer Unterrichtsstunde gehabt haben wird.

In zweiundzwanzig Unterrichtsstunden kann man, wenn man will, vieles beobachten und bemerken und, wie ich glaube, den Charakter einer Persönlichkeit ziemlich genau studieren. Nach meinen Beobachtungen gehört Prinzessin Sophie durchaus nicht zu den romantischen Frauen, welche von der Phantasie geleitet werden. Im Gegentheil, sie ist sehr ruhig und von gesundem, richtigem Urtheil, kurz, wie man im Deutschen zu sagen plegt, „ein kluges Mädchen.“

Große Energie scheint sie nicht zu besitzen, was sich schon in ihren sanften und weichen Zügen ausspricht. Sie ist gut und sehr zurückhaltend und gilt, wie es scheint, in ihrer hohen Familie für sehr schüchtern, denn einige Tages nach der ersten Unterrichtsstunde, als ich die Ehre hatte, bei dem Erbprinzen von Sachsen-Meiningen den Prinzen Heinrich zu sehen, fragte mich Se. königliche Hoheit sogleich, ob die Prinzessin Sophie während der ersten Stunde nicht sehr ängstlich gewesen sei?

Die Prinzessin Sophie hat große Neigung für die Häuslichkeit und wird ihren einzigen Ehrgeiz darin sehen,

ihren hohen Gemahl glücklich zu machen und ihren Unterthanen ein Vorbild weiblicher Tugend zu sein.

Freilich kann der Charakter einer Frau unter dem Einflusse der Umstände sich ändern, aber bis jetzt weist nichts auf eine solche Veränderung bei der Prinzessin Sophie hin. Ihr Leben ist bisher ruhig dahingeflossen, und nicht eine besonders charakeristische Anekdote ist über sie zu berichten.

Selbst das Tagebuch der „kleinen Sophie", von dem ein Berliner Journal vor einigen Jahren zu erzählen wußte, und aus dem es sogar eine Seite publizirte, die ich selbst in das Griechische übersetzt haben sollte, ist eine Mythe.

In wenigen Worten kann ich für die Griechen den Charakter der Prinzessin nicht besser zusammenfassen, als in dem einfachen Satze, daß sie ganz das Gegentheil der ehemaligen Königin Amalie sein wird. Sie wird sich niemals und unter keinen Umständen in die Politik einmischen, und das ist überhaupt das Beste, was eine Königin in einem Lande thun kann, welches, wie Griechenland, von heftigen Parteikämpfen zerrissen ist."

Während die Kaiserin Friedrich in Athen weilte, wurden angebliche Aeußerungen derselben über die eben erschienenen „Erinnerungen Gustav Freitag's von Friedrich III." in der „Voß'schen" mitgetheilt. Ganz unverständlich, so äußerte sich daselbst Jemand, welcher der Umgebung der Kaiserin Friedrich sehr nahe stehen wollte, müsse allen denen, die den Kaiser in seinen Beziehungen zu seiner Gemahlin kannten, das sein, was Gustav Freitag über den Kaiser als den „Mann seiner Frau" sage. Da heiße es wört-

lich: „Er rühmte ihr reiches Wissen und ihren Geist, zu dem er immer aufsehen müsse", und weiter: „Seine Hingabe und Unterordnung unter die geliebte Frau war eine völlige. Diese Liebe war das Höchste und Heiligste in seinem Leben, das ihn ganz erfüllte. Sie war die Herrin seiner Jugend, die Vertraute aller seiner Gedanken, seine Rathgeberin, überall, wo sie Rath zu geben geneigt war." Die Kaiserin sollte hierzu bemerkt haben: „sie habe zu ihrem Gemahl emporgesehen, nicht er zu ihr; als bescheidenes, fast unwissendes siebzehnjähriges Mädchen sei sie nach Berlin gekommen. Was sie geworden, verdanke sie ihrem unvergeßlichen Gatten." „Er war es," so sprach die Kaiserin, „der mich für alles Schöne und Edle begeisterte, mich in seine Pläne einweihte, den Wunsch in mir rege machte, meinen geistigen Horizont zu erweitern. Meine rege Antheilnahme an seine Bestrebungen erfreuten ihn; ich war, wie er oft sagte, „sein guter Kamerad", mit dem er Alles besprechen konnte." „Die Kaiserin hatte, so wurde weiter in der ‚Voß'schen' erzählt, bei diesen Bemerkungen Freitag's Buch vor sich aufgeschlagen und deutete wehmütig lächend auf eine Stelle, in der es heißt: „Die Erziehung der Kinder, das Urtheil über Menschen und Ereignisse, Alles richtete er nach ihrer Persönlichkeit. Wo er ihr einmal nicht ganz folgen konnte, oder wo sein innerstes Wesen ihrer Forderung widersprach, war er tief unglücklich und unzufrieden mit sich selbst." — „Der Kaiser mir nicht folgen können!" sprach die hohe Frau, indem eine Thräne ihr in's Auge trat. „Und dann, wann und wo hätte ich je Forderungen gestellt, die seinem innersten Wesen widersprachen, ihn unglücklich und unzufrieden machten? Es

war mein Stolz, ihm im hohen Fluge seines Geistes folgen zu können, seine Pläne zu verstehen, seine Wünsche zu theilen. Wir waren Eins im Denken und im Fühlen! Die Worte: „Alles richtete er nach ihrer Persönlichkeit" sind entschieden unzutreffend. Der Kaiser pflegte in entscheidenden Fragen meine Meinung zu hören, wir tauschten unsere Ansichten aus, er freute sich, mich seine „Geheimräthin" nennen zu können, die überall versirt sei; nie aber kam es vor, daß er dadurch, daß ich anderer Ansicht war, unglücklich und unzufrieden mit sich selbst gewesen." Der Kaiserin Blick fiel dann auf jene Stelle, wo es heißt: „Sie war aus größeren Verhältnissen zu ihm gekommen, hatte mit reichen Anlagen, schnellfassendem und hochfliegendem Geist, als Lieblingskind ihres Vaters, ihren geistigen Inhalt aus einen weit umfangreicheren Gebiet von bildendem Stoff enthalten. Durch glückliche Jahre hatte sie mit Eifer und zuweilen mit Geduld dahin gearbeitet, in der Seele des Gemahls die Interessen groß zu ziehen, die ihr am Herzen lagen und er empfand in seinem einfachen, lauteren Gemüth, war in ihm lebendig geworden war, als ihr Werk." „Auch das stimmt nicht," sagte die Kaiserin mit Erregung. „Er war es, der mit seinem hochfliegenden Geist mich für alle jene Ideale erwärmte, die sein Herz erfüllten; er war es der mit Geduld dahin arbeitete, in meine Seele jene Samenkörner zu pflanzen, die in der seinigen schon zu herrlichster Blüthe entfaltet waren! Alles, was aus dem harmlosen Kinde, das er damals in sein Schloß einführte, geworden, ist sein Werk! Ich weiß thatsächlich nicht, was es heißen soll, wenn Freitag schreibt: „Ihm war, als hätte er erst durch sie sehen, fühlen, das

Wahre erkennen, das Schöne genießen gelernt. Es war leicht zu verstehen, daß solche Herrschaft einer Frau dem Mann, dem künftigen Regenten von Preußen Schwierigkeiten und Kämpfe zu bereiten drohte. Die Kaiserin versank in tiefes Nachdenken: „Solche Herrschaft. Ich ihm Schwierigkeiten und Kämpfe bereitet! Wann und wo? habe ich danach getrachtet, seinen Willen dem meinigen unterzuordnen? Der Kaiser war nicht der Mann, der sich der Herrschaft seiner Frau gebeugt hätte, selbst wenn — doch genug," unterbrach sich die Kaiserin, das Buch bei Seite legend, muß ich denn Alles lesen, was geschrieben wird?" Sie trat in eine Fenstervertiefung, blickte lange und wehmuthsvoll auf das hängende Bild Kaiser Friedrichs, und verließ dann, kaum fähig ein Wort zu sprechen, das Gemach. — Kaiserin Friedrich hat, so verlautet, den Freytag'schen Erinnerungen eigenhändig das Motto vorangesetzt: „Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen! Ich traure nicht, es giebt noch edle Herzen, die für den hohen seltenen Mann erglühen! Die Erinnerungen sind, mit diesem Motto versehen, der Bibliothek der Kaiserin einverleibt worden."

Selten ist wohl das Zeitungspublikum in solcher dreisten Weise mystifizirt worden, als mit solchen angeblichen Aeußerungen der Kaiserin Friedrich über Gustav Freytag's Erinnerungen an Friedrich III. geschehen ist. Kaiserin Friedrich war in Athen und auf ihrer Reise doch wohl mit anderen Gedanken beschäftigt gewesen, als sich aus Deutschland ein Buch, und sei es selbst über ihren verstorbenen Gemahl, nachkommen zu lassen und darüber Betrachtungen anzu=

stellen, die sie einem Reporter oder anderem Reisegefährten anvertraute, um sie nach Berlin an die Voß'sche Zeitung zu telegraphiren. Das Phantasiestück ist in einer Nebengasse Berlins ausgebrütet worden und hat 10—20 Mark Honorar eingebracht, voilà tout. Hätte der einbildungsreiche Verfasser nur eine Ahnung von dem Wesen und dem Charakter der Kaiserin Friedrich, so würde er eine solche verschwommene Zeichnung nicht haben liefern können. Es ist nicht bloß ein historischer Schnitzer, es ist eine grobe Entstellung, die Kaiserin sagen zu lassen, sie sei als ein „unwissendes" siebzehnjähriges Mädchen nach Berlin gekommen. Die Kronprinzessin Victoria kam mit einem Schatz von Kenntnissen und von Ueberzeugungen nach Berlin, wie er so umfangreich nur in ihrem elterlichen Hause, unter der Leitung ihres ausgezeichneten Vaters, der seine älteste Tochter frühzeitig auch auf dem Gebiete der Politik mit dem höchsten Interesse und fast männlicher Festigkeit zu erfüllen wußte, erworben werden konnte. Die siebzehnjährige Prinzessin hatte in London bereits ein Compendium der römischen Geschichte verfaßt, kannte die englische Verfassung bis auf den Grund, hatte sich von ihrem Vater in das Verständniß von Dingen, wie Ministerverantwortlichkeit, Verhältniß zwischen Staat und Kirche u. dergl. m. einweihen lassen. Sie war bereits zu einer festen politischen Ueberzeugung gelangt, durchdrungen von der Vortrefflichkeit der englischen Verfassung, als sie sich auf einen Boden versetzt sah, wo sie wenigstens bei einem großen Theil der Gesellschaft, nicht gleiche politische Ueberzeugungen vorfand. Dr. Hinzpeter, der Erzieher der Kinder des damaligen kronprinzlichen Paares, hat

zur silbernen Hochzeit desselben eine Jubelschrift verfaßt, aus der nur hohe Verehrung für das hohe Paar athmet, und in welcher der Gegensatz, in den die Tochter Albions in Berlin zu einem Theile der Berliner Gesellschaft trat, in zartester Weise angedeutet ist. „Daß mit dieser Prinzessin, so lesen wir daselbst, aus dem meerumgürteten Inselreiche mit seiner eigenartigen und so stark ausgeprägten Entwickelung seit undenklicher Zeit zum ersten Male ein fremdes Element in die Herrscherfamilie eingetreten sei, konnte Niemand verkennen." Ferner: „Das unbegrenzte Selbstbewußtsein der preußischen Gesellschaft und das ebenso unbegrenzte Selbstgefühl der jungen englischen Prinzessin sind sich da mitunter schroff begegnet; sie haben nie wohlwollende Urtheile über einander gefällt." . . . Dr. Hintzpeter sagt ausdrücklich von dem Verhältniß des jungen Paares unter sich: „Die Frau war durch natürliche Begabung und ausgezeichnete Erziehung, namentlich durch die sehr frühzeitige Intimität mit dem hochgebildeten, dieser Tochter mit ganz besonderer Sympathie zugewandten Vater mehr eine ebenbürtige Genossin des Mannes auch in geistiger Beziehung, als dies sonst gewöhnlich der Fall ist." Dr. Hintzpeter ist sicherlich eine Autorität. Darum citiren wir ihn. Sonst könnten wir noch ganz andere Quellen anführen, um G. Freytag sein gutes historisches Recht zuzuerkennen, wenn er von dem verstorbenen Kaiser als Kronprinz in seinen Beziehungen zur Gattin, wie oben bemerkt, sagt: „Er rühmte ihr reiches Wissen und ihren Geist, zu dem er immer aufsehen müsse". Der Correspondent der Voß'schen läßt die Kaiserin Friedrich zu jenen Worten Freytag's bemerken:

„als bescheidenes, fast unwissendes, siebzehnjähriges Mädchen sei sie nach Berlin gekommen. Was sie geworden, verdanke sie ihrem unvergeßlichen Gatten.“ Diese Erfindung der „Voß'schen Zeitung“ ist eine Versündigung an dem Andenken des Prinzen Albert, aus dessen Händen die Prinzessin Victoria, reich an Kenntnissen, für alles Schöne und Edle begeistert, fertig im Urtheile hervorgegangen war, als sie nach Berlin kam.

Ueber die Kaiserin Friedrich ist in der letzteren Zeit ein Wort des Fürsten Bismarck bekannt geworden. Ein Abgeordneter erzählt:

„Es war im März des Jahres 1883, als beunruhigende Gerüchte über den Gesundheitszustand Kaiser Wilhelm I., wie auch früher schon, in Umlauf kamen, und in vielen Kreisen die Frage anregten: „Was wird geschehen, wenn unser Kronprinz zur Regierung gelangt?“ Die Antwort lautete je nach dem Parteistandpunkte des Fragestellers und nach dessen mehr oder minder genauer Kenntniß der Verhältnisse sehr verschieden. Doch läßt sich nicht leugnen, daß im Allgemeinen die Ansicht vorherrschte, der Regierungsantritt des Kronprinzen werde zugleich einen Systemwechsel herbeiführen. Besonders der gesammte Liberalismus mit seinen sämmtlichen nach links neigenden Schattirungen machte sich große Hoffnungen, und nicht Wenige gingen in ihrer Phantasie so weit, an die Möglichkeit eines Kultusministeriums Virchow oder an die Uebernahme des Finanzportefeuilles durch Herrn Richter zu glauben.

Freilich, wer sich nur einigermaßen auf die Regierungskunst der Hohenzollernfürsten verstand, rechnete anders.

Ihm war klar, daß derart unvermittelte Uebergänge in Preußen ausgeschlossen seien, und daß die Staatsidee und die Tradition der Vorfahren schließlich mehr zu bedeuten hätten, als wechselnde Zeitströmungen und selbst noch so ausgeprägte Neigungen eines Thronfolgers. Man konnte vielleicht zugeben, daß bei der persönlichen Machtstellung, die der König von Preußen unbeschadet aller Verfassungsbestimmungen glücklicherweise immer noch besitzt, eine durch persönliche Auffassungen und Eigenschaften bedingte Nüancirung zum Unterschiede von der Regierungsweise des Vorgängers sich einstellen würde, aber an eine so radikale Umgestaltung des Systems glaubte ein besonnener Beurtheiler der Dinge nicht. Daneben fehlte es auch nicht an solchen, die in der angeblich liberalisirenden Richtung des damaligen Kronprinzen etwas Vorbedachtes insofern erblickten, als sie sagten: „Mit dem regierenden Kaiser sind die Konservativen zufrieden, auf den zunächst kommenden freuen sich die Liberalen, und auf den Prinzen Wilhelm spekuliren gewisse Hofprediger, Antisemiten und ähnliche extreme Politiker, folglich schaart sich das ganze Volk um seine Dynastie.“

Doch alle diese kühleren Erwägungen wurden in den breiten Massen nicht angestellt; sie standen vor einer ungewissen Zukunft und erwarteten viel eher durchgreifende Veränderungen, als das richtige Fortschreiten in den bewährten Bahnen des alten Kaisers.

Deshalb entschloß ich mich, den Fürsten Bismarck um eine Unterredung bitten zu lassen — und sie wurde mir gewährt. Der Fürst befand sich damals recht leidend. Seine Gesichtsschmerzen quälten ihn manchmal in schier

unerträglicher Weise. Es war das die Zeit, in der er auf den Rath der Aerzte den Vollbart trug, der ihm ein ganz fremdartiges Aussehen verlieh. Und wenn er erst, um die Schmerzen durch Reiben mit der Hand ein wenig zu lindern, den Bart hin und her schob und zauste, dann hätte man sich beinahe vor ihm fürchten können.

Als ich mich am Palais in der Wilhelmstraße einfand, um mich melden zu lassen, entgegnete mir der Portier, dessen Frage, was ich wünsche, ich kurz dahin beantwortet hatte: „Den Fürsten Bismarck zu sprechen." — „Das möchte manch' einer, aber es geht nicht. Es werden überhaupt keine Meldungen bis auf Weiteres mehr zugelassen. Eben ist der Engländer weggegangen; er konnte auch nicht vorkommen." Darauf zeigte ich eine Karte vor, auf welcher die Worte standen: N. N. ist unter allen Umständen beim Fürsten zu melden. — Das half und nach wenigen Minuten brachte ein Diener den Bescheid zurück: „Durchlaucht lassen bitten!"

Bald darauf stand ich im Kabinet des Fürsten. Er sah angegriffen und verstimmt aus. Tyras knurrte mich sehr böse an und wurde darob von seinem Herrn energisch zur Ruhe verwiesen. „Wie kann man Sie nur jetzt zu mir schicken?" begann er. „Man weiß doch, daß ich gerade heute einen schlechten Tag habe. Zwar möchte ich gern mit Ihnen plaudern, aber unser Herrgott hat mir ein Schloß vor den Mund gehängt. Sogar gewisse Buchstaben verursachen mir einen besonderen Schmerz, wenn ich sie aussprechen will. Trotzdem habe ich Sie nicht abweisen wollen." Das Alles kam stockend und stoßweise hervor und

und dazwischen wurde der weiße Backenbart so kräftig gerieben, daß es fast aussah, als habe sich das Gesicht selber nach einer Seite verschoben. Ich gestehe es offen, daß ich mich ziemlich unbehaglich fühlte, zumal in einer solchen Situation mit der Frage auf dem Herzen: „Was geschieht, wenn der Kronprinz zur Regierung kommt?" Da legte sich Tyras in's Mittel. Er erhob sich, stellte sich vor mich hin und legte seinen Kopf auf meine Kniee. Der Fürst bemerkte das. „Ein merkwürdig gescheidtes Thier," sagte er. „Der weiß sofort, wer es gut mit mir meint und wer nicht. Aber so zutraulich wird er selten. Ein Glück übrigens, daß Sie nicht mit einem Aktenheft gekommen sind; er hätte Sie sonst sofort angenommen."

Ich begriff, daß ich nicht viel Zeit mit Präliminarien verlieren durfte. Deshalb warf ich nach einigen Worten des Bedauerns über des Fürsten Leiden und meine von mir sehr schmerzlich empfundene Störung die Frage hin: „Durchlaucht, was geschieht, wenn der Kronprinz zur Regierung kommt?" Da sah mich der Fürst einen Augenblick groß an, gleichsam, als sei er selber überrascht durch eine derartige Interpellation, erwiderte dann aber mit vollster Ruhe und Gelassenheit: „Das will ich Ihnen sagen! Wenn Se. Kaiserliche Hoheit heute zur Regierung gelangen sollte, dann gebe ich sofort meine Entlassung als Ministerpräsident und Reichskanzler und erhalte morgen meine Bestallung als Reichskanzler und Ministerpräsident zurück."

„Das habe ich nicht anders erwartet. Deshalb habe ich es auch niemals für möglich gehalten, daß der kommende

Wechsel auf dem Throne einen Wechsel im System bedeuten würde."

„Wie man's auffaßt! Die Stellung des Königs von Preußen ist Gott sei Dank eine so starke, daß die Individualität des Monarchen sich jedesmal nicht bloß geltend machen wird, sondern auch Geltung verschaffen muß. Jeder unserer regierenden Herren hat von jeher darauf gehalten, sofort bei der Thronbesteigung zu erkennen zu geben, daß er nunmehr die Zügel der Regierung ergriffen hat, daß eben ein anderes Regiment eingetreten ist. Das zeigt sich erst in dem Wechsel der dem Könige am nächsten stehenden Personen. Nicht bloß, daß der Hofstaat ein anderer wird, was ja bezüglich der Staatsgeschäfte im Ganzen wenig zu bedeuten hat, nein auch in den Ministerien treten meist erhebliche Veränderungen ein. Deshalb ist es wohl denkbar, daß auch bei dem in Rede stehenden Ereignisse diejenigen Minister, die eine wesentlich prononcirte Stellung eingenommen haben, anderen Männern Platz machen müssen, die der Persönlichkeit des neuen Herrschers homogener erscheinen. Aber ein Wechsel des Systems bedeutet das keineswegs in dem Sinne, wie es gemeinlich aufgefaßt wird, da Se. Kaiserliche Hoheit sich längst dahin ausgesprochen hat, mir nur solche Kollegen beizugeben, mit denen ich die Geschäfte weiter zu führen im Stande sein würde."

„Damit fällt das ganze Gerede und die Hoffnung des Liberalismus in sich zusammen."

„Wenn ich jünger wäre, und noch die Arbeitskraft wie vor fünfzehn Jahren hätte, dann wäre es wohl möglich,

daß mir das Ansinnen gestellt würde, mich mit einem Kranze liberaler Kollegen zu umgeben —"

„Doch nur, Durchlaucht, um den Beweis zu liefern, wie schnell Sie mit der Gesellschaft aufräumen würden!"

„Das auch! Aber zu solchen Experimenten fehlt mir gegenwärtig die Kraft und die Lust. Ein neues Ministerium würde demnach nur mit meiner Zustimmung gebildet werden. Was soll übrigens ein anderes Ministerium?! Nach den großartigen Erfolgen, die Gott unserm regierenden Herrn verliehen, hätte er das vollste Recht darauf gehabt, sein Alter in Ruhe und Frieden zu verbringen. Wer zwang ihn dazu, die ganze Last der Sozialreform, die Aenderungen des wirthschaftlichen Systems, Staatsbahnen, Neuorganisation der Verwaltung u. s. w. u. s. w. noch auf seine Schultern zu nehmen. Das hätten wir unseren Nachfolgern überlassen können, ohne den Vorwurf der Geschichte befürchten zu müssen, wir hätten nicht genug gethan. Wenn nun trotzdem angesichts eines Ereignisses, das seit Jahren jeden Tag eintreten konnte — denn auf eine so geradzu wunderbar zu nennende Verlängerung des Lebens Sr. Majestät unseres jetzigen Herrn konnte doch niemand die Rechnung machen — derart kolossale Unternehmungen angebahnt wurden, deren Fortsetzung nach einer ganz bestimmten Richtung hin unabweisbar geboten ist, so wäre es vermessene Thorheit gewesen, auch nur einen Schritt auf jenes Terrain zu thun, ohne die positivste Sicherheit zu haben, daß der Nachfolger an der Krone entschlossen sei, den eingeschlagenen Weg ohne Wanken und Schwanken fortzusetzen. Es ist doch besser, den Zug gar nicht aus dem

Perron herauszulassen, als ihn mitten auf der Strecke, wo es keine Weiche giebt, in ein anderes Geleise dirigiren zu wollen. Das kann nur Bruch und Stücke machen. Deshalb ist niemals etwas Neues von Bedeutung unternommen worden, ohne die eingehendste Berathung mit dem Kronprinzen und ohne seine ausdrückliche Zustimmung."

„Eigentlich sollte das als selbstverständlich gelten. Aber wie kommt es denn, daß mitunter begründet erscheinende Nachrichten über das Verhalten Sr. Kaiserlichen Hoheit auftauchen, die ihn mit der Regierung Sr. Majestät in Widerspruch schildern?"

„Warum denn nicht? Was ist der Kronprinz von Preußen anders, als der erste Unterthan seine Vaters? Stellung, Rang, Stand verleihen ihm seine hohe Geburt. Dieselbe verwehrt ihm aber gleichzeitig die Bethätigung des eigenen Willens in politischer Hinsicht. Daher kommt es auch, daß — sagen wir einmal — die Stimmung im Hofhalt des Kronprinzen aus einer anderen Tonart geht, als am Hofe selber. Können Sie mir einen preußischen Kronprinzen nennen, von dem es nicht geheißen hat, er stände im Widerspruche mit der Politik des Hofes? Ein Anderes ist es, Kronprinz sein, und etwas ganz Anderes, König."

„Das schildert Shakesspeare so drastisch in seinem König Heinz!"

„Ja, und die Fallstaffs sollen sich wundern, daß ihnen die Augen übergehen.

Ich kenne doch so ziemlich alle fürstlichen Personen Europas und darüber hinaus persönlich und einigermaßen

genau. Aber ich kenne keinen unter Allen, der eine so hohe Auffassung von seinem fürstlichen Berufe hätte, wie unser Kronprinz Friedrich Wilhelm. Gegenwärtig trägt er das Haupt noch in den Wolken. Wenn ihn aber einmal die Last der Krone auf den realen Boden der Thatsachen niedergedrückt haben wird, wenn er als König einsieht, daß Thronrecht und Volksrecht so vertheilt sind, daß das letztere nur auf Kosten des ersteren vermehrt werden kann, dann werden alle die liberalen Theorien, mit denen er sich bis dahin ohne Gefahr und Verantwortung beschäftigen konnte, verschwinden, wie Nebel vor der Sonne. Dann wird er unbeugsam auf den Rechten der Krone bestehen, dann wird er sich nicht ein Jota abhandeln lassen, dann wird es Mühe kosten, ihn von den extremsten Schritten zur Behauptung seines Standpunktes zurückzuhalten. Denn der Kronprinz hat in seiner Natur alle Anlagen, von der Gewalt den umfassendsten Gebrauch zu machen."

Der Fürst hatte sich von seinem Thema augenscheinlich erwärmen und anregen lassen. Er schien seine Schmerzen vergessen zu haben und sprach mit mächtiger Beredtsamkeit. Er war ganz bei der Sache, und darum hieß es, den Augenblick ausnützen.

„Aber die Frau Kronprinzessin!" warf ich ein.

Des Fürsten Hand zuckte wieder nach dem Barte; er rieb ein wenig und dann sagte er in liebenswürdigstem Tone:

„Mir ist nicht bekannt, daß Ihre Kaiserliche Hoheit irgend welche Neigung hegt, sich in die fürstlichen Obliegenheiten ihres erlauchten Gemahls einzumischen. Wenn man die hohe Frau in ihren Kunstneigungen nicht stört und

England gut behandelt, hegt sie keine weiteren Wünsche. Den Gefallen kann man ihr doch wohl erzeigen. Uebrigens ist sie viel zu klug und kennt Preußen zu genau, als daß sie daran dächte, Minister, kommandirende Generäle und Oberpräsidenten beeinflussen zu wollen. Aber wie gesagt, von ihrer Seite ist etwas Aehnliches nicht zu erwarten, weil sie von vornherein darauf verzichtet, eine Rolle spielen zu wollen, die noch keiner preußischen Königin beschieden war."

Da ich befürchten mußte, die Güte Sr. Durchlaucht zu mißbrauchen, erwiderte ich weiter nichts, und machte entgegen aller Etiquette Miene, mich zu erheben. Der Fürst war liebenswürdig genug, meine Intention richtig zu deuten und entließ mich mit einem kräftigen Druck der Hand. Die Unterredung, die ich im Obigen nur skizzirt habe, hatte wohl zwanzig Minuten gedauert. Jedenfalls hatte ich in derselben mehr erfahren, als wenn ich zwanzig der neuesten Broschüren über denselben Gegenstand gelesen hätte, und ich war dadurch in die Lage versetzt, den kommenden Dingen in Deutschland und Preußen mit größerer Ruhe entgegen zu sehen, als viele Politiker und Diplomaten es gethan haben. Manche Fehler und Ungeschicklichkeiten, die andere im Laufe der Jahre begangen haben, sind mir dadurch erspart geblieben."

* * *

Durch einige Zeit, aber doch nur während kurzer Frist, schien es, als ob die Thaten und das Bild des verewigten Kaisers Friedrich im Stande sein würden, die Verdienste des Kanzlers um die deutsche Einheit in den Schatten zu stellen, und die Verkleinerer des mächtigen Staatsmannes glaubten aus den Anregungen, welche der Kronprinz bereits im August 1870 gegeben hatte, um das Kaiserreich aufzurichten, schließen zu können, der Kanzler habe sich erst wider seinen Willen zu der größten seiner Thaten drängen lassen. Nicht lange aber konnte sich diese Ansicht behaupten und in raschester Aufeinanderfolge haben zwei bereits vielbesprochene Bücher jene unhaltbare Geschichtsauffassung widerlegt. In erster Linie war es der Veröffentlichung Gustav Freitags beschieden, die Thaten und die Gedanken des Kronprinzen in ihrem wirklichen Lichte zu zeigen, und wiewohl der Charakter dieses Fürsten durch diese Schilderungen nur noch in edlerem Glanze strahlt, muß es nach diesen Aufzeichnungen doch ausgeschlossen erscheinen, daß er der Mann gewesen wäre, jene gewaltigen Schwierigkeiten zu überwinden, welche Fürst Bismarck auf dem Wege zur Größe des deutschen Reiches gefunden hat. Schon im Frühjahre 1866 sagte Bismarck zu einem Mitarbeiter des „Siècle", der gekommen war, ihn über seine Absichten zu erforschen, daß er dem Kronprinzen erklärt habe, es sei ja möglich, daß er (Bismarck) sein kühnes Vorhaben, den Krieg um die Herrschaft in Deutschland zu führen, mit dem Galgen büßen werde, aber es sei ihm gleich, wenn nur dem Kronprinzen durch seinen Tod der Weg zu Deutschlands Kaiserkrone geebnet sei. Bestimmter noch und unverhüllter, als wir es bisher

wußten, erfahren wir jetzt aus dem Buche des sächsischen Diplomaten Vitzthum, daß eines der größten Hindernisse gegen die Durchführung der Pläne des Fürsten Bismarck der Hof des Kronprinzen und insbesondere der Einfluß der damaligen Kronprinzessin gewesen sei, welche von Bismarcks Wirken den größten Schaden für Preußen und für das Haus Hohenzollern befürchtete. Kaiserin Friedrich ist, wie man weiß, vollständig unter dem geistigen und politischen Einflusse ihres Vaters, des Prinzgemahls Albert von England aufgewachsen, und für ihn, der ein Bewunderer war von Englands parlamentarischen Einrichtungen, welcher mit großem Takte seine königliche Gemahlin zum Heile des Landes berieth, schien es ausgemacht, daß nur der Anschluß an das parlamentarische System das Haus der Hohenzollern zur Herrschaft in Deutschland führen könnte. Immer wieder wiederholte er Aehnliches in Denkschriften an den Prinzen Wilhelm von Preußen, den späteren ersten Kaiser seines Namens, und in den Memoiren des Herzogs Ernst von Koburg sieht man Schritt für Schritt die Bemühungen der koburgischen Brüder verzeichnet, Kaiser Wilhelm genau auf die Bahnen des Nationalvereins zu lenken, welcher die Hohenzollern unter gleichzeitigem Verzicht auf einen Theil der monarchischen Vorrechte zur deutschen Kaiserwürde erheben wollte. Von diesen Lehren und Anschauungen erfüllt, mußte die Kronprinzessin Victoria das ganze Vorgehen Bismarck's gegen das preußische Abgeordnetenhaus, sowie seine, wie es damals schien, blutige Gegnerschaft wider Oesterreich als ein Unglück für den Frieden Europas und für die Entwickelung Deutschlands betrachten. Jetzt wissen wir es

genauer noch als früher, und zwar durch einen Freund des verstorbenen Kaisers, daß seine Gemahlin dem gemüthvollen und ideal denkenden Manne an geistiger Schärfe überlegen war, und daß er, überzeugt von ihren geistigen Vorzügen und erfüllt von Liebe zu ihr, sich ihrem Rathe völlig hingab. Dazu lernen wir noch aus den Erinnerungen des Freiherrn von Vitzthum, daß in den Jahren 1864 und 1865 zeitweise ein förmlicher Bund der Frauen an den europäischen Höfen bestand, um durch gemeinsame Anstrengungen, insbesondere durch Einwirken auf Kaiser Wilhelm I. diesen zur Entlassung seines Ministerpräsidenten zu bestimmen. „Die Kronprinzessin — so schrieb eine dem Hofe nahestehende Dame dem Freiherrn von Vitzthum am 26. Januar 1865 — sei von der Gefahr durchdrungen, welche die jetzige Richtung der preußischen Politik für die Zukunft ihrer Kinder haben könne. Sie klagte, daß bei „the infatuation of the poor king" ihr eigener und des Gatten Widerstand auf Kosten der Popularität beider erfolgen müsse." Noch schärfer spitzte sich die Sache im Frühjahre 1866 zu, damals richtete die Königin Victoria von England einen Brief an König Wilhelm, in welchem sie ihn dringend von dem Kriege mit Oesterreich und vor den Rathschlägen seines Ministers warnte. Die Kronprinzessin setzte Alles daran, um den Sturz des Mannes herbeizuführen, welcher, wie die Folge lehrte, ihr und ihren Kindern die Kaiserkrone auf das Haupt setzen sollte. Sie fand bei allen diesen Unternehmungen die entschiedene Bundesgenossenschaft der verwitweten Königin Elisabeth von Preußen, der Gemahlin Friedrich Wilhelms IV., und diese ging

in ihrer Freundschaft für Oesterreich, in ihrem Streben, den Krieg zu verhindern, so weit, daß sie bekanntlich den König Wilhelm darüber interpellirte, ob er wirklich ein Bündniß mit Italien gegen Oesterreich abgeschlossen habe, und sie schrieb ihrer Schwester, der Erzherzogin Sophie von Oesterreich, der Mutter des Kaisers Franz Joseph, einen Brief, in welchem sie ihre Unterredung mit König Wilhelm mittheilte. Man kann sich denken, welche tiefe Verstimmung, oder besser gesagt, welche furchtbare Gereiztheit zu jener Zeit in dem Grafen Bismarck lebte, da er in dem Hofe des Kronprinzen den Mittelpunkt aller gegen seine Macht und seine Pläne gerichteten Anschläge erblicken mußte, ja man kann sagen, daß, nicht durch die Schuld des Grafen Bismarck, damals für immer sein Verhältniß zu dem Hofe des Kronprinzen verbittert wurde.

So ist es begreiflich, daß er unmittelbar nach dem Siege von Königgrätz seinen Triumph über die Frauen des königlichen Hauses ausnützte und mit Hinblick auf Erfolge seiner Politik den Rest ihres Einflusses für die ganze Lebenszeit Kaisers Wilhelm brach legte. Selbst Fernstehenden gegenüber äußerte er sich im Vollgefühle seines Sieges, wie ja auch Graf Seherr-Thoß in seinen schon im Jahre 1881 erschienenen Erinnerungen erzählt, daß ihm, dem Führer eines ungarischen Emigrantenkorps, Bismarck gesagt habe: „Beim Könige wurde ich von allen Seiten als verkappter Demokrat verdächtigt. Dieser Kampf kostet mich meine Nerven, meine Lebenskraft! Aber besiegt habe ich sie Alle, Alle?“ So rief er — fügt Graf Seherr-Thoß hinzu, — in prächtigem Zorn mit der Hand heftig auf

den Tisch schlagend und nannte drei weibliche Namen, die ihm besonders viel Aergerniß scheinen bereitet zu haben." Die besiegten Gegner hat Fürst Bismarck, wie das Beispiel Arnims und Anderer beweist, nicht gerade geschont und ohne Frage haben die von ihm damals angefeindeten Frauen redlich mit Nadelstichen zurückgegeben, wenn er irgend einen Schlag gegen ihre Lieblings- und Herzenswünsche führte. So kennen wir aus den bisherigen Veröffentlichungen einige Fäden jenes Gewebes, aus welchem die Geheimgeschichte der letzten zwanzig Jahre besteht. Nicht alles ist bekannt, aber aus den Veröffentlichungen sehen wir, daß Bismarck anfangs in dem Kampfe mit den hohen Damen keineswegs der Angreifer war, und doch sind die Bücher von Freitag, Vitzthum und Seherr-Thoß gewiß nicht auf Anregung des Fürsten Bismarck geschrieben worden, wie ja Vitzthum eher einer seiner Gegner ist, die sich in das Unvermeidliche fügen. Aus Quellen also, welche von dem Fürsten Bismarck unabhängig sind, lernen wir einen Zusammenhang der Dinge kennen, durch welchen die Schwierigkeiten nur noch gigantischer erscheinen, die er auf dem Wege zu seinem Ruhme zu überwinden hatte.

* * *

Während des Druckes dieses Buches hat Berlin eine große politische Wandlung erfahren. Kaiser Wilhelm ist mit einem Schlage „populär" geworden. Er war es ja längst anderswo, aber die Hauptstadt citirte immer noch den Vater, um den Sohn in den Schatten zu stellen, da kamen die Erlasse vom 4. Februar, und sofort wurde der

junge Kaiser für den deutschen Freisinn reklamirt. „Er ist unser." Kaiser Friedrich wird nicht mehr citirt. Sonderbares Schauspiel!

Jenen Erlassen ging der Rücktritt des Reichskanzlers vom Handelsministerium voraus, das er zehn Jahre lang verwaltet hatte. Man brachte beides, den Rücktritt und die Erlasse, in einen Zusammenhang. Wollte man sich des Kaisers als für die liberale Sache gewonnen versichern, so bedurfte man des Gegensatzes des Monarchen zum Reichskanzler, und der frühere Widerspruch des Kanzlers gegen den in den Erlassen ausgesprochenen Gedanken in Bezug auf die Arbeiterschutzgesetzgebung schien jenen Gegensatz glaubhaft zu machen. Man bedurfte ferner der kaiserlichen Abschwenkung von dem Standpunkte der Reform, wie sie sein Großvater seit dem November 1881 verfolgt hatte. Man machte aus dem Enkel einen Apostaten und auf diese Weise ihn „populär." In dieser Tendenz wurde in der Presse gleich das parlamentarische Diner beim Reichskanzler vom 4. Februar, woran der Kaiser Theil nahm, ausgebeutet.

Zu diesem Diner waren die Eingeladenen um 6 Uhr pünktlich zur Stelle. Es war kein „parlamentarisches Diner" insofern, als weder vom Abgeordnetenhause, noch vom Herrenhause die Präsidenten, Schriftführer und Abtheilungsvorstände in dieser Eigenschaft geladen waren. Das Präsidium des Abgeordnetenhauses war nur durch den zweiten Vicepräsidenten, Herrn v. Benda, vertreten, während vom Herrenhause Herr Dr. Miquel anwesend war, ebenfalls Vicepräsident dieser Körperschaft. — Der

Kaiser, welcher gleich nach 6 Uhr vor dem Reichskanzler-palais vorfuhr, wurde von der Fürstin von Bismarck ehr-furchtsvoll begrüßt. Se. Majestät reichte der Fürstin den Arm und nahm bei Tisch zu ihrer Linken Platz. An der rechten Seite der Fürstin saß Herr v. Benda, während dem Kaiser gegenüber der Reichskanzler sich niedergelassen hatte, neben welchem zur Rechten Abg. Reichensperger placirt war. Im Uebrigen waren die Plätze, wie bei den parla-mentarischen Diners des Fürsten Bismarck immer der Fall ist, streng nach dem Lebensalter geordnet. Daß sich unter den Geladenen auch Bischof Dr. Kopp befunden, bestätigte sich nicht; dagegen waren anwesend: Graf Udo Stolberg, Graf Limburg-Stirum, Freiherr von Erffa, von Puttkamer-Rippkau, von Balan, von Bülow-Wandsbeck, von Kardorff, Freiherr von Zedlitz, Graf Douglas, Fürst Hatzfeld, Frei-herr von Stumm, von Eynern, Dr. Enneccerus, Weber-Genthin, Freiherr von Huene, Prinz Arenberg, Reichensperger. Neben der Fürstin Bismarck machte die Gräfin Wilhelm Bismarck, welche mit ihrem Gemahl aus Hannover angekommen war, die Honneurs, während Graf Herbert, sowie Herr von Bismarck-Kniephof dem Reichskanzler in seinen Pflichten als Wirth zur Seite standen. Die einfach ausgestattete Tischkarte, welche an der Spitze das Bismarcksche Familienwappen trug, lautete: Caviar, Fasanensuppe, Trüffeln mit frischer Butter, Rhein-lachs, Schlesischer Karpfen, Prager Rauchfleisch, Rehschnitte mit Artischocken, Wildschweinkopf, Cumberlandsauce, franzö-sische Masthühner, Salat, Stangenspargel, Aprikosenauflauf, Eis, Käsestangen. — Der Kaiser war in heiterer Stim-mung und unterhielt sich lebhaft, trank auch wiederholt dem

Fürsten Bismarck zu. Der Reichskanzler zeigte sich von erstaunlicher Frische und Elasticität. Nach der Tafel zündete er auf besonderen Wunsch des Kaisers seine Pfeife an. Dieser rauchte eine Cigarre und auch die anderen Herren gaben sich meist dem Genusse der duftenden Havanna hin, während sich um kleinere Tische zwanglose Gruppen bildeten, an welchen der Kaffee servirt wurde. Besonders zeichnete Se. Majestät Dr. Miquel durch eine längere Unterredung aus, zu welcher später auch Freiherr v. Stumm zugezogen wurde. Se. Majestät zeigte ein besonderes Interesse für die Arbeiterfragen. Auch die Steuerreform wurde berührt, ebenso Schulangelegenheiten und andere Verwaltungsfragen, wie beispielsweise der Wegebau. Fürst Bismarck gab einiges aus dem reichen Schatze seiner Erinnerungen zum Besten und erzählte u. A. eine Episode aus der Schlacht bei Königgrätz, wo man viel Mühe hatte, Kaiser Wilhelm I. aus dem Granatfeuer zu entfernen. Der Kaiser fühlte sich auf das angenehmste berührt und verweilte mit sichtlichem Vergnügen in der Gesellschaft, welche entzückt war von der Huld des Monarchen. Erst gegen 11 Uhr verließ Se. Majestät das Kanzlerpalais und bald darauf verabschiedeten sich auch die übrigen Gäste.

Von diesem Diner brachte nun die „Tägliche Rundschau," ein patriotisches, mehr nach rechts stehendes Blatt, einen Bericht, den sie sich von einem deutsch-freisinnigen Correspondenten als Kukuksei in's Nest legen ließ. Dieser Bericht lautete:

„Darüber kam unter den Abgeordneten, die zusammen mit Kaiser Wilhelm am Dienstag Abend des Kanzlers Gäste

waren, nur eine Meinung auf: derartige Zusammenkünfte zu zwangloser Besprechung wichtiger Tagesfragen sind von nicht hoch genug zu schätzendem Werth für alle Betheiligten. Beim Weggehen bemerkte der Kaiser scherzend: er wünsche wohl bald wieder in so prächtiger Gesellschaft zu sein, wie diesen Abend, ebenso hatten die Abgeordneten das Gefühl, gar nicht besser ließe sich über schwierige Dinge eine Verständigung herbeiführen, als durch solche offene Aussprachen, wie der 4. Februar sie gebracht habe. Den Gästen des Bismarck'schen Hauses gefiel von vorn herein des Monarchen freundliches Wesen, das im Gespräch etwas Herzliches annahm, und ansprechend war der Wechsel von heiteren, tändelnden Bemerkungen zu ernsten Erwägungen. Der Kaiser hatte augenscheinlich viel auf dem Herzen, das er los werden wollte und unsere Gewährsmänner hatten ganz den Eindruck, als wünsche er das Ende des Mahles herbei, um mit einzelnen Herren in's Gespräch zu kommen, die entfernt von ihm saßen. Es wurde denn auch rasch getafelt und die Gesellschaft löste sich in Gruppen auf, denen sich der Kaiser zu nochmaliger Begrüßung näherte, jede Huldigung vornehm abweisend und darauf bedacht, bald mit dem Grafen Douglas, bald mit dem Oberbürgermeister Miquel, mit den Freiherrn v. Stumm und v. Huene in Unterredungen einzutreten, die er mit Fragen einleitete und durch das Ersuchen um ausführlichere Erläuterungen der gehörten Ansicht erweiterte. Es lag ihm an klarem, präzise gefaßtem Bescheid, unter Weglassung alles Nebensächlichen, das Augenmerk immer auf das Thema richtend, von dem ausgegangen wurde. Die Streikbewegung nahm den Mo=

narchen ganz besonders in Anspruch. Inwieweit sind die Arbeiterausstände berechtigt? Was hat zur Vermeidung der Arbeiterausstände zu geschehen? Wie kann überhaupt eine dauernde Beruhigung erreicht und mit welchen Mitteln am sichersten die Arbeiterwelt befriedigt werden? Stumm muß zunächst Auskunft geben und mit dessen Vorschlägen sind Miquels Ansichten in Vergleich zu bringen. Douglas zählt als Grubenbesitzer und Großgrundbesitzer ebenfalls zu den Sachverständigen. Was bringen sie Neues vor? Wäre nicht, nach des Kaisers Dafürhalten, in Betracht zu ziehen, was in England meistentheils zu beiderseitiger Befriedigung gelingt, die streitenden Parteien zu gutem Nebeneinander zu bestimmen? Der Kaiser verrieth die Gabe, eine Frage streng sachlich zu prüfen, und dabei zwar nicht in vorgefaßten Meinungen zu verharren, aber auch nicht eher seine eigene Meinung fallen zu lassen, als bis ihn das Gegentheil vollständig überzeugt hatte. Des Monarchen Rathgeber in der Arbeiterfrage war wohl ohne Zweifel sein Erzieher Dr. Hinzpeter gewesen, dessen Studium ihn weniger zu einem Staatssozialisten, als zu einem Selbsthilfe-Mann gemacht haben, und des Kaisers Urtheil bewegt sich in gleicher Richtung. Sein elterliches Haus war ihm früh eine Schule für Sozialpolitik gewesen und es hatte ihm gut gethan, nicht fruchtlose Erörterungen über allerlei Systeme zu hören, sondern Jahre hindurch zu beobachten, wie des Vaters und der Mutter praktische Versuche bald auf dem Gebiet des Fortbildungsschulwesens, bald im Bereich der Kunstindustrie und verwandter Bestrebungen einschlugen. Der Mutter kluger Sinn drängte auf Thatsachen

hin, und in der Vorstellung, daß auf diese Weise am ersten etwas zu erreichen wäre, war auch der Kaiserliche Sohn verblieben. Belacht wurden des früheren Ministers v. Puttkamers „Kanonen,“ die aufzufahren wären, wenn etwa der große Belagerungszustand nöthig würde. Tendenziöse Politik in Fragen, die auf die Gesellschaft erschütternd wirken, wurde weit von der Hand gewiesen. Arbeiterschutz, Gewerbegerichte, Einigungsämter — das wird helfen, wenn nur immer Werke der Nächstenliebe vermittelnd, versöhnend, beruhigend einwirken — wir haben damit alle Hände voll zu thun. Der Kaiser stand unter dem Eindruck des allgemeinen Urtheils über seine Großmutter Augusta, deren Wirken ein ideal-soziales war. Der letzte Gedanke, der des Monarchen Gedanken beherrscht, ist augenscheinlich kein anderer, als der: wie kommen wir aus der Nothwendigkeit eines Sozialistengesetzes heraus? Wir müssen erreichen, daß wieder Friede in die Gemüther zurückkehrt, und um im Innern alles mögliche Gute zu schaffen, gewinnen wir glücklicherweise durch das unverkennbare Verlangen aller Länder nach friedlichen Zuständen die erforderliche Zeit. Die Abgeordneten nahmen aus des Kanzlers Hause die Ueberzeugung mit fort, es müßte mit dem klaren, ruhigen, praktisch denkenden Monarchen gelingen, über Schwierigkeiten glücklich hinwegzukommen, die zeitweilig für unüberwindlich gegolten hatten. Und noch einen anderen Eindruck gewannen des Kanzlers Gäste: es ist hocherfreulich, daß der Erste im Reiche ganz von Etikette abzusehen vermag und sich mit Wohlbehagen dem Genuß hingiebt, mit andern ge-

meinsam sein Wissen zu erweitern und seine Gedanken zu vertiefen."

Dieser ganze Bericht war ein Phantasiestück sonder Gleichen. Nichts Wahres daran, als was Jeder, der an dem Diner nicht Theil genommen, sich selber sagen konnte, nichts Wahres, als daß beim Fürsten Bismarck ein Diner stattgefunden hatte und daß der daran Theil nehmende Kaiser mit einigen Abgeordneten sich in Unterredungen eingelassen, deren Inhalt sich der deutsch-freisinnige Kukuk der Täglichen Rundschau, der dem Diner nicht beiwohnte, und dem nur einige Brocken von irgend einem Theilnehmer mitleidig hingeworfen waren, aus eigener Einbildungskraft zurecht zu legen wußte. Von Puttkamer war natürlich keine Rede, von seinen Kanonen ebenso wenig. Welches Bild vom Kaiser Wilhelm entwirft mit dreister Hand der Correspondent: Der Kaiser ist vom Dr. Hinzpeter erzogen, der kein Staatssozialist ist, sondern ein Selbsthilfe-Mann. Der Kaiser bewegt sich in derselben Richtung, er verleugnet seinen Großvater. Es hat von Vater und Mutter den Sinn ererbt für Fortbildungsschulen, von ihnen hat er seine Sozialpolitik, d. h. die Selbsthilfepolitik, abenteuerliche (sozialreformatorische) Systeme sind ihm fremd. Die Hauptsache für den Monarchen ist: kein Sozialistengesetz mehr. „Arbeiterschutz, Gewerbegericht, Einigungsämter — das wird helfen." Unsere gesammte Sozialpolitik ist demnach auf dem Holzwege. Holdlächelnd und mit anmuthiger Handbewegung zählt der Mann in der „Tägliche Rundschau" die Rezepte auf, zu denen Kaiser Wilhelm sich bekennt, und die besser helfen und genügen werden, als

die Sozialpolitik Bismarcks. Andere sind nun freilich der Meinung, daß das wärmste thatkräftige Wohlwollen, die aufopfernste Nächstenliebe, Leute wie Liebknecht nicht entwaffnen oder einen Zoll breit von der Linie, auf der sie auf ihr Ziel lossteuern, abbringen werden — und doch ist seine und seiner Genossen Herrschaft über große Theile der deutschen Arbeiterschaft nicht gebrochen, nicht einmal angebröckelt. Es ist auch eine wirklich bemitleidenswerthe Oberflächlichkeit des Urtheils, wenn man den Ausführungen des Herrn von Puttkamer in Stolp ein Gepräge zu geben versucht, als spräche eine Gemüthshärte, oder eine Neigung, die Dinge äußerlich zu behandeln, aus ihnen. Der Kernpunkt der Stellung der Konservativen gegenüber den Fragen des Sozialistengesetzes ist im Gegentheil die Barmherzigkeit, denn wir wollen wenige Verführer mit voller Schärfe treffen, um Hunderttausenden den stillen Frieden ihres Heerdes zu erhalten, oder wieder zu gewinnen, und sie vor leiblichem und geistigem Schaden zu bewahren. Wir wollen nicht zu denen gehören, die, wenn Blut und Gräuel die Straßen unserer Städte erfüllen, sich die Erinnerung an die Stunde zurückrufen müssen, in der sie, als es noch Zeit war, vorzubauen, mit einer schillernden Versöhnungsphrase über den Ernst der Lage hinwegtänzelten, aber die angesichts von Leichenhaufen, die hüben und drüben Söhne desselben Landes aufgethürmt haben, sich die Frage vor ihrem Gewissen zu beantworten haben werden, ob die Begeisterung für eine sogenannte Rechtsgleichheit wirklich einen solchen Preis werth war. Und der Nachdruck, mit dem unser Kaiserlicher Herr in seinen Ansprachen der

letzten Zeit wiederholt der Sozialrevolution, wenn sie es so haben will, die volle Strenge der züchtigenden Hand der starken Obrigkeit, die ihr Recht und ihre Pflicht von Gott hat, angekündigt hat, giebt uns die trostreiche Gewißheit, daß auch bei ihm die Thaten seines warmen Herzens gegenüber den verführten Arbeitern auf einer anderen Seite stehen, als seine Entschlüsse betreffs der Verführer, und von allem Optimismus und aller Sortimentalität weit abliegen.

Auf demselben Niveau, wie das Phantasiebild von dem Diner bei Bismarck, stehen die Mittheilungen der „Täglichen Rundschau“ über die Entstehung der Kaiserlichen Erlasse. Sie gehören dem Gebiet des Klatsches an. Das Berliner Blatt tischt nämlich die alte, tendenziöse Erfindung der „Freis. Ztg.“ als neue „Enthüllung“ auf, daß mangels rechtzeitig herbeigeführter Verständigung (natürlich zwischen Kaiser und Kanzler) beim Schluß des Reichstages nicht mehr die Zeit geblieben sei, dem Kaiser ein gedruckes Exemplar der Thronrede zu überreichen; letzterer wäre genöthigt gewesen, die Schlußrede nach einer Abschrift des vereinbarten Textes zu verlesen. Der Kaiser hat allerdings nicht ein gedrucktes, sondern ein geschriebenes Exemplar der Thronrede verlesen; aber dies beweist gerade das Gegentheil von dem, was damit angeblich bewiesen sein soll. Das Exemplar, aus dem die Vorlesung stattfand, hatte die Gestalt einer aus einander gefalteten Pergamentrolle, eine Einrichtung, die dem Kaiser die Mühe des Umwendens ersparte, aber zu ihrer Herstellung jedenfalls mehr Zeit erforderte, als ein gedrucktes Exemplar. Außerdem ist es

Thatsache, daß die für die Mitglieder des Reichstages bestimmten gedruckten Exemplare schon geraume Zeit vor Beginn des feierlichen Aktes im Weißen Saale in den Händen der Bureaubeamten waren. Was sonst noch von der „Täglichen Rundschau“ behauptet wird, z. B. daß das Wegbleiben der — staatsrechtlich unstatthaften! — Gegenzeichnung „vereinbart“ sei und daß der Kanzler dem Inhalte der Erlasse erst dann hätte zustimmen können, nachdem er sein Amt als preußischer Handelsminister niedergelegt habe, trägt so sehr die Stempel der Erfindung und Unwissenheit an der Stirn, daß ernsthafte Zeitungsleser die „Enthüllung“ ohnehin als das erkannt haben, was sie sind: das Produkt eines sensationslustigen politischen Dilettantismus.

Ein prächtiger Wintertag lachte am 14. Februar in Berlin. Wohl jagte ein eisiger Wind durch die Straßen, allein die Sonne schien so warm hernieder, daß der kalte Wind eine nur geringe Wirkung hatte. Es herrschte eben ein Kaiserwetter in des Wortes vollster Bedeutung heute über Berlin. Dies war den Berlinern um so willkommener, da es heute Unter den Linden und speziell vor dem Portal des alten Königlichen Schlosses viel zu sehen gab. Schon in ziemlich früher Morgenstunde fluthete denn auch eine unendliche Menschenmenge nach der Straße Unter den Linden, sodaß in der Gegend des Café Bauer und der Kranzlerschen Hof-Konditorei nur mit Mühe vorwärts zu kommen war. Das Ziel der Spaziergänger bildete selbstverständlich das Königliche Schloß, woselbst eine starke Postenkette von reitenden und Fußschutzleuten sehr bald anzeigte, daß etwas Außergewöhnliches im Werke sei. Sehr bald begann denn

auch die Auffahrt aller derjenigen Generale, Offiziere u. s. w., die nach dem Kapitelsaale des Königlichen Schlosses befohlen waren, um der Nagelung und Weihe der dem Kürassier-Regiment Graf Wrangel (Ostpreußisches Nr. 3) zu verleihenden neuen Standarte beizuwohnen. Man bemerkte unter dem Anfahrenden Se. Königliche Hoheit den Prinzen Friedrich Leopold nebst Gemahlin, den Regenten von Braunschweig, Prinz Albrecht, den Prinzen Alexander, die Generalfeldmarschälle Graf v. Moltke, Graf v. Walderfee und Graf v. Blumenthal, den Kriegsminister, General der Infanterie Verdy du Vernois, den Generaloberst der Infanterie v. Pape, die kommandirenden Generäle des Garde- und dritten Armeekorps, Freiherr v. Meerscheidt-Hüllessem und Bronsart v. Schellendorff II. Im weiteren bemerkte man unter den Anfahrenden Ihre Majestät die Kaiserin Friedrich nebst den Prinzessinen-Töchtern. Die hohen Damen, in Tieftrauer gekleidet, kamen in geschlossenem Wagen. Obwohl die hohen Damen sämmtlich verschleiert waren, so wurden sie dennoch vom Publikum erkannt und mit stürmischen Hurrah- und Hochrufen begrüßt. Man sah noch eine ganze Reihe von Stabsoffizieren, sowie eine Reihe von Militärbevollmächtigten fremder Staaten nach dem Schlosse fahren; diese waren jedoch, da sie sämmtlich in geschlossenem Wagen ankamen, nicht zu erkennen. Kaum war diese Auffahrt beendet, da zog eine kombinirte Eskadron des ostpreußischen Kürassier-Regiments Graf Wrangel, von den Linden kommend, nach dem Schlosse. Die Eskadron, die in vollem Paradeanzug war, nahm auf dem ersten Schloßhof Aufstellung. Ein prächtiger Anblick war es, als die Sonnen-

strahlen sich in den blitzenden Kürassen brachen. Eine unendliche Menschenmenge hatte zu beiden Seiten des Schlosses, sowie in der Schloßfreiheit Posto gefaßt. Einem sehr großen Theile des Publikums gelang es auch, Se. Majestät den Kaiser zu sehen, allerhöchstwelcher nach beendeter Feier die Parade über die Eskadron abnahm. Als Se. Majestät nahte, präsentirte die Schwadron. Der Regiments-Kommandeur dankte Sr. Majestät im Namen des Regiments für die Verleihung der Standarte und brachte zum Schluß ein dreimaliges Hurrah auf Se. Majestät aus, in das die ganze Eskadron lebhaft einstimmte. Alsdann formirte sich die Eskadron zum Parademarsch in Zügen. — Als diese Feier längst beendet war, wich das Publikum trotzdem nicht von der Stelle, im Gegentheil, die Zahl der Neugierigen wurde immer größer, denn sehr bald sollte in dem alten Hohenzollernschlosse ein noch viel bedeutenderer Aktus sich vollziehen. Der Staatsrath, der auf Grund der jüngsten Kaiserlichen Erlasse nach Berlin berufen war, sollte Nachmittag 3 Uhr im Elisabethsaale des Königlichen Schlosses von Sr. Majestät dem Kaiser eröffnet werden. Kurz nach 2 Uhr begann denn auch die Auffahrt von den Mitgliedern des Staatsraths. Da die zum Staatsrath gehörenden Königlichen Prinzen bereits fast sämmtlich im Schlosse waren, so sah man nur wenig Königliche Wagen. Dagegen bemerkte man außer vielen Pracht-Equipagen mehrere Landkutschen und Droschken erster und zweiter Klasse. Da die Herren sämmtlich in geschlossenem Wagen ankamen, so vermochte man nur sehr wenige zu erkennen. Einer der ersten war der Reichskanzler Fürst v. Bismarck,

der in den Militärmantel gehüllt in einer zweispännigen Equipage, in Begleitung seines Sohnes, des Grafen Herbert von Bismarck, die Linden entlang gefahren kam. Obwohl der Fürst tief im Fond des Wagens saß, so wurde er dennoch vielfach erkannt. Dies hatte zur Folge, daß ein brausendes Hoch- und Hurrarufen sich die Linden entlang bis zum Königlichen Schlosse fortpflanzte. Pünktlich um 2 Uhr 55 Minuten kam der letzte Wagen an. Während die Auffahrt Vormittags von der Schloßfreiheit-Seite stattfand, erfolgte die Auffahrt für die Mitglieder des Staatsraths durch das zweite, dicht an der Kaiser-Wilhelmsbrücke nach dem Museumsplatze zu belegene Schloßportal. Die feierliche Eröffnung des Staatsraths hatte augenscheinlich längst begonnen, als noch unaufhörlich dichte Menschenschaaren dem Schlosse zuströmten.

Die Eröffnung fand im Elisabethsaal statt. Die Wahl war auf diesen Saal gefallen, in Erinnerung daran, daß die erste Versammlung des Staatsrathes durch den damaligen Kronprinzen, spätern Kaiser Friedrich, in demselben Raume vor sich gegangen war.

Zu der diesmaligen Eröffnung waren nur diejenigen Mitglieder geladen, welche eigens in den Staatsrath berufen worden. Die kommandirenden Generäle und Oberpräsidenten, welche nur an den Abstimmungen Theil zu nehmen pflegen, waren nicht besonders geladen.

Das äußere Arrangement unterschied sich wesentlich von dem bei der Eröffnung des Reichstages; es lehnte sich sofort an die bevorstehenden Arbeiten an.

Demzufolge erwarteten die fast vollzählig erschienenen Mitglieder den Kaiser bereits an den Tischen, an denen die Vorlagen berathen werden sollten. Die Haupttafel war für den Kaiser, die Prinzen und seine höchsten Räthe bestimmt, während die übrigen Mitglieder an zehn senkrecht darauf stoßenden Längstafeln sich niederließen. Fürst Bismarck erwartete im Saale den Kaiser, schritt demselben entgegen, als er nach Ankündigung in üblicher Weise durch den Oberceremonienmeister den Saal betrat, und wurde bei dieser Gelegenheit vom Kaiser in eine längere Unterhaltung gezogen.

Der Kaiser, welcher die Uniform des Regiments der Garde du Corps trug, nahm in der Mitte der Haupttafel Platz, zu seiner Rechten Fürst Bismarck, daran sich anschließend Generalfeldmarschall Graf Moltke. Als der Kaiser den Saal betreten, hatten die Mitglieder sich erhoben, sie verblieben stehend, während der Kaiser aus einem geschriebenen Manuskript seine Rede vorlas.

Die Ansprache verbreitete sich in dem bekannten, bereits in den Erlassen zum Ausdruck gekommenen Sinne, hauptsächlich über die Nothwendigkeit der Regelung aller die Arbeiter betreffenden gesetzlichen Vorschriften, soweit es das Inland betrifft, und betonte dabei die Wichtigkeit der Erzielung eines Einvernehmens mit den anderen Industriestaaten. Positive Vorschläge waren in dieser Ansprache des Kaisers nicht enthalten, sie beschränkte sich darauf, die warme Theilnahme des Kaisers an dieser Frage von Neuem zu bekräftigen, und darauf hinzuwirken, daß dieselbe Theilnahme in allen zur Mitwirkung berufenen Kreisen erweckt werde.

Der Kaiser erwarte von den reifen Erfahrungen des Staatsrathes Fingerzeige, ehe die Regierung ihre Vorlagen mache.

Zum Generalreferenten wurde Oberbürgermeister Dr. Miquel ernannt, zum Korrefenten Geh. Finanzrath Jencke aus Essen, der Vertreter der Krupp'schen Werke. Die Berathungen wurden den Abtheilungen des Staatsraths für das Innere und für Handel und Gewerbe überwiesen; doch war nicht ausgeschlossen, daß noch Mitglieder anderer Abtheilungen zur Berathung herangezogen würden.

Nach der Beendigung der Ansprache durch den Kaiser, welcher die Anwesenden mit gespanntester Aufmerksamkeit lautlos gefolgt waren, ersuchte Fürst Bismarck den Kaiser, die Vorstellung der Mitglieder des Staatsrathes zu gestatten, es geschah dies in der Weise, daß die Mitglieder abtheilungsweise durch den Staassecretär Bosse aufgerufen wurden. Der Kaiser unterhielt sich bei dieser Gelegenheit mit einer großen Anzahl der Anwesenden in der eingehendsten Weise, und es wurde ganz besonders bemerkt, daß die Industriellen sowohl, wie die anderen Berufskreisen angehörenden Civilpersonen dabei in hervorragender Weise herangezogen wurden. Auch während dieser Vorstellung wendete sich der Kaiser, wie beim Beginn des feierlichen Aktes, wiederholentlich und angelegentlich an den Fürsten Bismarck.

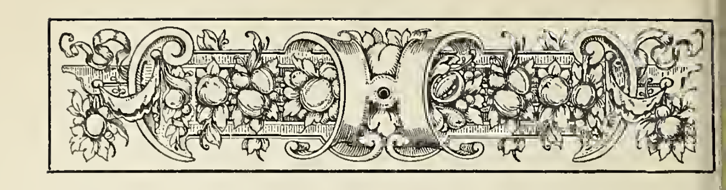
Es ist bestimmt worden, daß während der späteren Arbeiten des Staatsrathes die Mitglieder dieselben Plätze einnehmen, die sie heute in zwangloser Reihenfolge sich gewählt haben.

Die feierliche Eröffnung hatte um 4 Uhr ihr Ende erreicht.

In der Fassung des ersten Berichtes im „Reichsanzeiger" war gesagt: „Nach Beendigung der Ansprache (des Kaisers) bat der Reichskanzler den Kaiser, die Sitzung zu schließen und die Vorstellung der Mitglieder des Staatsraths zu gestatten." Danach konnte es den Anschein gewinnen, als ob der Reichskanzler einen vorzeitig schnellen Schluß der Sitzung habe herbeiführen wollen. Dieser Auffassung wurde der Boden entzogen durch die Feststellung im „Reichsanzeiger," daß Fürst Bismarck als „Vicepräsident des Staatsraths" nach Beendigung der Ansprache des Kaisers gesagt habe: „Der Staatsrath wird sofort den Befehlen Ew. Majestät entsprechen, in seinen Abtheilungen zusammentreten und von dem Ergebniß seiner Berathungen Ew. Majestät Meldung machen. Ew. Majestät bitte ich nach Schluß der Sitzung um huldreiche Genehmigung der Vorstellung der Mitglieder des Staatsraths." Bei dieser Gelegenheit ist vielleicht darauf hinzuweisen, daß Fürst Bismarck seit Beginn seiner staatsmännischen Laufbahn in Gemäßheit seiner bekannten, streng monarchischen Gesinnung unverbrüchlich den Grundsatz befolgt, dem einmal ausgesprochenen Willen des Souveräns gegenüber nur noch eine Pflicht zu kennen: die der bestmöglichsten Ausführung der Absichten des Herrschers. Was die sachliche Verschiedenheit der Meinung zwischen Kaiser und Kanzler betrifft, die vor Publikation der Erlasse bestanden und in einer Modifikation dieser ihren Abschluß gefunden haben soll, so wird dieselbe wohl überschätzt, Kaiser und Kanzler sind wenigstens über

das Endziel aller zu ergreifenden Maßregeln niemals verschiedener Meinung gewesen: daß der Staat alles, was ihm oblag, gethan haben müsse, damit er, wenn die Nothwendigkeit einer gewaltsamen Abwehr des sozialistischen Umsturzes eintrete, seine Entschlüsse mit ruhigem Gewissen fassen könne. Wenn hier und da befürchtet wird, daß die kaiserliche Initiative, weil sie von der Sozialdemokratie mußbraucht werde, die Begehrlichkeit der Arbeiterwelt nur noch mehr aufzustacheln, eine Beschleunigung der sozialen Katastrophe zur Folge haben könne, so wird dabei Eines übersehen: entweder ist diese Katastrophe vermeidlich, dann bieten die Reformen und Repressalien, wie sie Kaiser und Kanzler gleichmäßig wollen, die einzige Möglichkeit, diesem Ziele zu entsprechen; oder die Katastrophe ist unvermeidlich, dann ist aus naheliegenden Gründen nur zu wünschen, daß die Krisis bald überwunden werde, d. h. so lange eine schnelle und kräftige Aktion noch sicher zum Ziele zu führen verspricht.





München.

Das Königshaus.

Das Haus Hohenzollern hat, seitdem die Kurfürsten von Brandenburg die Lehre Luthers annahmen, außerhalb Deutschlands an einen nichtprotestantischen Hof niemals eine Prinzessin fortgegeben, und nie da sich geholt. Es kamen für seine Vermählungspläne immer nur die englische Königsfamilie, sowie die Oranier und Wasas in Betracht. Mit Rußland ist einmal eine Ausnahme gemacht. Charlotte, Tochter Friedrich Wilhelms III., vermählte sich dem Kaiser Nikolaus und nahm die griechisch-katholische Konfession an. Friedrich der Große trug trotz seiner freireligiösen Ansichten doch Bedenken, in einen Religionswechsel seiner Schwestern zum Zweck der Vermählung mit andersgläubigen Thronerben zu willigen, daher er die Bewerbung des französischen Dauphin um die Prinzessin Amalie, und die der Kaiserin Elisabeth von Rußland für den Zarewitsch, den nachmaligen Peter III., um die Hand Ulrika Eleonorens ablehnte. Innerhalb Deutschlands hat zwischen Preußen und Bayern die Heirathspolitik das konfessionelle Hinderniß nicht gelten lassen, doch ohne Konfessionswechsel auf preußischer Seite.

Dagegen hat die Mutter Ludwigs II. noch in ihren letzten Jahren sich zum Katholizismus bekehren lassen, womit am unzufriedensten der eigene Sohn gewesen sein soll. Das deutsche Volk hegte viel Hingebung und Verehrung für König Ludwig II., weil dieser, bevor noch die bayerischen Kammern die für den Krieg erforderlichen Kredite bewilligt hatte, schon am 16. Juli 1870 den Befehl der Mobilmachung des bayrischen Heeres gegeben hatte und weil er durch sein Schreiben vom 30. November 1870 an die deutschen Fürsten und an die Senate der drei Freien Städte die Initiative zur Wiederherstellung der Kaiserwürde ergriffen und am 3. Dezember durch den im Hauptquartier befindlichen Prinzen Luitpold im Namen sämmtlicher deutscher Regierungen dem König von Preußen in Versailles die deutsche Kaiserkrone hatte antragen lassen. Aber diese Initiative hatte eine eigenthümliche, in hohem Grade abschwächende Vorgeschichte. Die „Dresdener Nachrichten" schrieben hierüber: „Als unser Volk in Waffen vor Paris lag, kam der bereits in allen Zeitungen bei öffentlichen Toasten und in patriotischen Versammlungen ausgesprochene Wunsch der deutschen Stämme nach Einigung unter Wilhelm Barbarossa von Preußen endlich auch offiziell in Fluß, indem Bismarck vertraulich in München an die Hand geben ließ, es sei an der Zeit, der Sehnsucht des deutschen Volkes zu willfahren und das deutsche Kaiserreich aufzurichten. Der König von Preußen aber werde die ihm anzubietende Krone nur dann annehmen, wenn sie ihm von den deutschen Fürsten angeboten werde; König Ludwig von Bayern, als Souverän des mächtigsten Staates, außer Preußen, müsse

die Initiative ergreifen. Man sah in Versailles einer bereitwilligen Rückäußerung entgegen. Aber König Ludwig zeigte sich anfangs abgeneigt. Nun wurde von Versailles aus auch bei König Johann von Sachsen angefragt, ob er, im Falle Bayern sich weigere, als Nachfolger des mächtigsten Kurfürsten im freien deutschen Reich, den deutschen Fürsten den Vorschlag machen wolle, dem König Wilhelm die Kaiserkrone anzubieten. König Johann gab ohne Bedenken eine zustimmende Erklärung. Als nunmehr der Großherzog von Baden bei König Ludwig Schritte that und ihm zugleich aus der Geneigtheit des sächsischen Königs kein Hehl gemacht wurde, da ergriff der unglückliche Monarch, einer edleren Wallung folgend, die Initiative, wie die Feder und schrieb den veröffentlichten Brief, der ihm nichtsdestoweniger zu großer Ehre gereicht." Die amtliche „Leipziger Zeitung" fügte hinzu, daß ihr von bayrischer Seite der Sachverhalt in der nämlichen Weise geschildert worden sei, und die „Allgemeine Zeitung" sagte bezüglich der Stellung des Königs Ludwig zum preußischen Herrscherhause, daß „der König in seinem persönlichen Gesammtausdruck gegen die Hohenzollern allmählich selbst die mäßigsten Ansprüche unbefriedigt ließ."

Der „Hannoversche Courier" schrieb hierüber: „Erst als dem König von Bayern klar wurde, daß, wenn er nicht die Initiative dazu ergreife, der König Johann von Sachsen die Sache in die Hand nehmen würde, gab er nach. Das Verdienst, die Angelegenheit zum guten Ausgang geführt zu haben, gebührt neben dem Reichskanzler dem jetzt vielgenannten Grafen Holnstein, welcher in einem Gewaltritt

von Versailles nach Hohenschwangau dem König einen Brief des Grafen Bismarck überbrachte, in welchem der damalige Kanzler des Norddeutschen Bundes dem Wittelsbacher Herrscher bemerkte, wie hohe Freude es ihm, dem Kanzler, bereiten würde, wenn der König von Bayern die Kaiserfrage bei den deutschen Fürsten in Anregung brächte, denn er habe für das bayrische Haus eine angeerbte Anhänglichkeit; wären doch seine Ahnen die treuesten Vasallen der bayrischen Markgrafen von Brandenburg gewesen. Damit hatte Graf Bismarck den König gewonnen; gleich darauf erging der bekannte Brief Ludwig II. an die deutschen Fürsten und Freien Städte mit der Einladung, dem König von Preußen die erbliche Kaiserwürde anzutragen.“ Nach anderen Nachrichten soll König Ludwig zuerst den Vorschlag gemacht haben, den König Wilhelm als Kaiser von Norddeutschland zu proklamiren und über die ihm als dem Sprößling eines älteren Geschlechts gestellte Zumuthung Aeußerungen des Unwillens gethan haben. Auch ist bekannt, welche Mühe die Minister hatten, um den König dazu zu bringen, daß er am 16. Juni 1871 an dem Siegeseinzug der bayrischen Truppen in München, zu welchem der Kronprinz des deutschen Reiches als Führer derselben eingeladen worden war, persönlichen Antheil nahm. Als es Zeit war, daß der König sein Pferd besteigen sollte, sagte er den drängenden Ministern: „Ich weiß wohl, was ich heute zu thun habe; heute habe ich meinen ersten Vasallenritt zu machen.“ Er ließ sich zwar endlich bewegen, aber sein nicht verhehlter Mißmuth störte die allgemeine nationale Freude in hohem Grade und bildete für

den eingeladenen Kronprinzen eine Verlegenheit. Was aus allen diesen Mittheilungen auf's Deutlichste hervorgeht, ist die Thatsache, daß der Cäsarenwahn bei König Ludwig II. ziemlich weit zurückdatirt.

In dem unglücklichen Jahre 1886, in dem König Ludwig II. seinen schrecklichen Tod fand, besuchte am 11. November Prinz Ludwig von Bayern den kaiserlichen Hof und kehrte am 18. nach München zurück: am 7. Dezember traf sein Vater, der Prinzregent Luitpold, in Berlin ein, begleitet von dem Minister des Auswärtigen v. Crailsheim und mehreren hohen Militärpersonen. Er wurde sowohl vom Kaiserhaus, als von der Berliner Bevölkerung mit warmer Theilnahme empfangen, als der Fürst, welcher mit besonnener und fester Hand sein Land und sein Volk durch eine Episode schwerer Trübsal und Verwirrung hindurch zu geleiten verstanden hatte und in jenen Zeiten des inneren Parteihaders und der von auswärts drohenden Gefahren der Reichsregierung als treuer Verbündeter zur Seite stand. Bei dem Festmahl am 8. Dezember brachte der Kaiser einen Trinkspruch auf das Wohl seines erlauchten Gastes aus und betonte besonders die Schlußworte: „daß wir auf immer und ewig gute Freunde bleiben wollen."

Während der Krisis, welche beim Beginn des Jahres 1887 durch die Militärfrage im Reiche veranlaßt wurde, trat in der Haltung der bundesstaatlichen Dynastien in erfreulicher Weise die Wandlung hervor, welche das erste halbe Menschenalter Reichspolitik in den Gesinnungen der regierenden Familien der kleineren Staate erzeugt hat. Der damals erschienene erste Band der Denkwürdigkeiten Herzogs Ernst

von Koburg gab eine interessante Schilderung davon, wie fremd diese fürstlichen Häuser in einer Zeit, welche noch im Gedächtniß der Mitlebenden ist, fast durchweg dem Gedanken eines Nationalstaates gegenüber standen; aus der Fremdheit war später, als dieser Gedanke auf seine Verwirklichung hindrängte, in der Sorge um die überkommene Stellung bei vielen eine bittere Feindschaft geworden. Aber die Theilnahme an der Leitung der Reichsangelegenheiten, worin die bundesstaatlichen Dynastien einen realen Ersatz für den Verzicht auf Scheinrechte erlangten, hat eine durchgreifende Wandlung bewirkt. Sie ist in charakteristischer Weise von der ersten dieser Dynastien, der bayrischen, während des Jahres 1887 bei verschiedenen Anlässen bekundet worden; als der Prinzregent Luitpold die neugewählte bayrische Abgeordneten-Kammer eröffnete, konnte man mit Freude hervorheben, daß die ein Jahr zuvor erfolgte Königskatastrophe am Starnberger See nicht, wie damals vielfach befürchtet wurde, zu einer Stärkung der partikularistischen Elemente geführt, sondern im Gegentheil das bayrische Fürstenhaus der kaiserlichen Dynastie genähert, und daß der Einfluß des ersteren beruhigend auf jene Elemente gewirkt hatte.

Am 25. Juni 1888 stand im weißen Saale in Berlin voran in der Reihe der Fürsten Prinz Luitpold, dem Namen nach Regent, der That nach König von Bayern. Er ist einer von den beiden katholischen Fürsten Deutschlands, er ist der einzige, der mit der Mehrheit seines Volkes die katholische Konfessin theilt. Er ist ein überzeugter, glaubenseifriger Katholik, er gehört nach seiner

kirchlichen Stellung derjenigen Richtung an, welche man die ultramontane zu nennen pflegt. Er hatte seiner Zeit als nachgeborener Prinz des Wittelsbacher Hauses der Einführung der deutschen Reichsverfassung offen widerstrebt, er ist, nächst dem Könige von Preußen, das machtgewaltigste Glied des deutschen Reiches. Noch vor wenigen Jahren hatten die Hoffnungen des Partikularismus auf ihm geruht; Freunde und Gegner hatten von ihm erwartet, daß er, zur Regierung gelangt, sich alsbald mit einem Ministerium aus den Reihen des Centrums umgeben würde. Er hat diese Erwartungen zu Schanden gemacht; er hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß er sich fest auf den Boden der Reichsverfassung stelle. Seine Regierung währt lange genug, um ohne Uebereilung das Urtheil zu gestatten, daß er ein guter Regent ist. Er steht den Bedürfnissen des Landes mit Wohlwollen und Verständniß gegenüber, und die heutigen Zustände Bayerns können denen anderer Länder als Muster vorgehalten werden. Dem Beispiele, das er gab, indem er nach Berlin kam, konnte sich kein anderer Fürst versagen, und menschlichem Ermessen nach ist die Zeit vorüber, in welcher der deutschen Reichsverfassung in ihrem gegenwärtigen Bestande von den partikularistischen Bestrebungen deutscher Fürsten eine Gefahr droht.

Wenn man in Bayern reist, sieht man sehr oft in Familienhäusern, auch in öffentlichen Lokalen, einen Kupferstich nach einem Gemälde des bayerischen Hofmalers Stüler, welches die Famile König Ludwigs I. von Bayern vor einem den Einzug König Otto's in Nauplia darstellenden Gemälde wiedergiebt. Von den Persönlichkeiten dieses Fa-

milienkreises sind bereits alle hinweggestorben, außer der verwittweten Herzogin von Modena und dem damals etwa dreizehnjährigen Knaben, welcher im schwarzen Ueberrock und umgeschlagenen Hemdkragen, seinem königlichen Vater am nächsten stehend, gar aufmerksam auf das Bild schaut. Das ist Prinz Luitpold von Bayern. Obwohl er an äußerer Erscheinung niemals mit seinem älteren Bruder, dem späteren König Max II., in die Schranken treten konnte, so hatte er doch die meiste Aehnlichkeit mit seiner schönen Mutter, der Königin Therese. Diese war bekanntlich eine Nichte der Königin Luise, ja, es bestanden in der bayerischen Königsfamilie doppelte Verwandtschaftsverhältnisse mit der Königin Luise, indem König Ludwig I. von seiner Darmstädtischen Mutter her der rechte Vetter der Königin war. Die Blutsverwandtschaft des bayerischen Hauses mit dem preußischen war viel enger als mit dem österreichischen Kaiserhause, wohin allerdings wiederum die nationale Stammesverwandtschaft and die Konfession neigten, obwohl Bayern gerade von Oesterreich zu verschiedenen Zeiten die ärgste Unbill erfahren hatte und Bayern gerade durch Friedrich den Großen in seiner politischen Selbstständigkeit, erhalten wurde. Von dem zweiten Sohne König Ludwigs I., dem Prinzen Luitpold, erzählte man sich schon in dessen Jugendjahren, daß er, obwohl dem Throne ferner, dem Herzen des Vaters um so näher gestanden habe. Als er in die bayerische Armee eintrat, war seine eigene Wahl der Waffe die der Artillerie. Dieser galt sein durch Studien unterstütztes Interesse, in dieser avancirte er alle Grade aufwärts bis zum Feldzeugmeister, ihr verblieb auch seine

Vorliebe bis auf den heutigen Tag. Verhältnißmäßig jung vermählte er sich mit einer Tochter des österreichischen Erzhauses, aus jener Abzweigung desselben, welche in Toscana herrschte, mit der Erzherzogin Augusta, Tochter des Großherzogs Leopold II. Seine Gemahlin war eine imposante fürstliche Erscheinung, eine Frau, geeignet, den Stolz der Cäsarenrace zu repräsentiren. Aus ihrem Vaterlande hatte sie den Geschmack für die Künste mitgebracht und mit der Zeit sich auch mit jener ernsten Richtung der deutschen Literatur befreundet, die in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung ihr Organ hatte. Vielleicht eben darum, weil das Eheleben des prinzlichen Paares ein so inniges und musterhaftes war, empfand es weniger das Bedürfniß, in die Oeffentlichkeit zu treten, es bewahrte, namentlich nachdem Maximilian II. seinem Vater Ludwig auf dem bayerischen Thron gefolgt war, eine gewisse reservirte Haltung. Es ließ sich an dem Glücke genügen, welches ihm seine Kinder bereiteten, an einem kleinen Kreis von Freunden. Einen eigentlichen Hof hielten Prinz und Prinzessin Luitpold nicht, obwohl die nothwendigen Persönlichkeiten dazu in ihrem Hofstaate vorhanden waren. Einem eigentlichen Hofleben stand auch schon die zunehmende Kränklichkeit der Prinzessin entgegen und der einfache und fast bürgerliche Sinn des Prinzen. Die Vermögensverhältnisse des prinzlichen Paares waren ausreichend, wenn auch nicht gerade glänzend. Prinz Luitpold war von jeher ein guter Haushalter gewesen. Wie er in seiner Lebensführung stets korrekt war, so herrschte auch stets in seinen Finanzen die größte Ordnung. So konnte er aus eigenen Mitteln zum Wohnsitz für sich und seine sich mehrende Familie das schöne

Palais am Odeonsplatz, welches eine Tante, die Herzogin von Leuchtenberg, mit ihrem Gemahle, dem Adoptivsohne Napoleons I., Eugen Beauharnais, erbaut hatte, erwerben. In diesem wuchsen gedeihend seine vier Kinder auf, drei Prinzen und eine Prinzessin, in diesem starb ihm 1864 auch leider seine Gemahlin hin. Nach ihrem Tode ist der Prinz Wittwer geblieben, die Erziehung seiner Kinder, die Erfüllung seines militärischen Berufes als Lebensaufgabe betrachtend. Als sein Neffe Ludwig II. auf den Thron gelangte, trat er noch mehr in die Stille und Ruhe des Privatlebens zurück, das seinen Neigungen wohl am ehesten entsprach.

Als Soldat wählte er, wie bemerkt, die Artillerie als Spezialwaffe. 1866 befehligte er eine der vier bayerischen Felddivisionen; es war bei Helmstadt, wo Prinz Ludwig, der damals im lebhaftesten Feuer seine Batterie kommandirte, in der Nähe des Vaters schwer verwundet wurde. 1870 weilte Prinz Luitpold während der Schlachten von Gravelotte und Sedan im Hauptquartier des Königs Wilhelm, war auch bei der Kaiserproklamation in Versailles, sowie beim Siegeseinzug in Berlin zugegen. In den späteren Regierungsjahren des Königs Ludwig II. übernahm Prinz Luitpold, der außerdem den Vorsitz im Staatsrathe führte, fast die ganze repräsentative Seite der königlichen Stellung. In einem scharfen Gegensatz zu den genialen, aber extravaganten und die ernstere Pflichterfüllung erschwerenden Neigungen Ludwig II. geht durch den ganzen Luitpold'schen Zweig des Königshauses ein Grundzug schlichter bürgerlicher Einfachheit, der mit viel Herzensgüte und gesundem Menschenverstand gepaart ist. In Bezug auf das

starke Hervortreten des Pflichtgefühls, namentlich in Bezug auf die schnelle, fleißige und sachgemäße Erledigung der Geschäfte kann man den Prinzregenten mit Kaiser Wilhelm vergleichen. Obwohl der Prinzregent den Pflichten seiner Stellung und auch dem unvermeidlich damit verbundenen Prunk voll und ganz gerecht zu werden weiß, ist dennoch für gewöhnlich seine Kleidung von der allereinfachsten Art; unwillkürlich an seine Hauptliebhaberei, die Jagd, erinnernd. Sieht man den einfachen Mann mit den wettergebräunten Zügen im grauen Mantel und Filzhut, nach allen Seiten grüßend, in offenem zweispännigen Wagen vorbeifahren, so wird, wer ihn nicht kennt, aus dem äußeren Aufputz ganz gewiß nicht auf seinen hohen Rang schließen können. Von schlankem, etwas über Mittelgröße hinausgehendem Wuchse, liebt Prinz Luitpold alle körperlichen Uebungen, am meisten die Jagd. Er gilt als ein guter Schütze und ausgezeichneter Schwimmer. Ein großer Freund der Natur, namentlich jener die Lieblichkeit der bayerischen Mittelgebirge mit der Großartigkeit schweizerischer Alpenszenerie vereinigenden Landschaftsbilder verbringt er einen großen Theil des Jahres auf Jagdzügen im Gebirge. Nächst der Jagd gilt die hervorragendste Neigung des Prinzregenten der Kunst. Er hat schon zu einer Zeit, als an Thronansprüche seiner Linie nicht zu denken war, nach Maßgabe der ihm damals zur Verfügung stehenden, nicht übermäßig großen Mittel, namentlich jüngere Talente ermuntert. Auch heute noch ist der Prinzregent in den Ateliers der Maler ein oft gesehener Gast. Ohne die übrigen Richtungen zurückzusetzen, zeigt er entsprechend seinen sonstigen Neigungen eine besondere

Vorliebe für die Landschaftsmalerei. Der Prinzregent liebt es, beinahe täglich hervorragende Männer der Kunst und Wissenschaft bei sich zu Tische zu sehen, und zwar nicht zu genußvollen Gastmählern, sondern im einfachsten, bloß wenige Personen umfassenden Familienkreise. Man rühmt die Gemüthlichkeit des Plauderstündchens, das, wenn man von der Tafel aufgestanden ist, beim Kaffee zu folgen pflegt und an dem für gewöhnlich auch die hochgebildete Tochter des Prinzregenten Theil nimmt. Bis zur Königskatastrophe und auch noch einige Zeit nachher lebte der Prinzregent nebst der zahlreichen Familie seines Sohnes Ludwig in dem nicht sehr umfangreichen ehemaligen Leuchtenberg'schen Palast am Odeonsplatz, ist aber zu Anfang des Jahres 1887 in die „neue Residenz", das Münchener Königsschloß, übergesiedelt, wo Ludwig I. und Maximilian II. beständig residirt haben, Ludwig II. dagegen bloß zeitweilig auf kurze Zeit.

Als am 1. Nov. 1889 der Prinzregent sein Namensfest beging, gaben die bayerischen Preßorgane, ohne Unterschied der Parteistellung, aus diesem Anlaß der Verehrung und aufrichtigen Sympathie für den Prinzen, in dessen Händen bei der geistigen Umnachtung des Königs Otto, seit König Ludwigs jähem Ende die Verweserschaft des Königreichs liegt, in warmen Worten Ausdruck. So schrieben die „Münchener Neuesten Nachrichten":

„Unsere Zeit ist der Pflege eines patriarchalischen Verhältnisses zwischen Fürst und Volk nicht günstig. Wenn dennoch gerade in Bayern die Bande, welche das Regentenhaus und die Bevölkerung umschlingen, von jener einfachen

und gemüthlichen Herzlichkeit sind, welche in dem Herrscher des Landes auch den Vater erblickt, so ist das Verdienst, dies hohe Gut zu erhalten und zu pflegen, die eigenste That Sr. Königl. Hoheit des Regenten. Für jeden Angehörigen des Staates ist er zugänglich, sein Ohr ist offen jedem Hilferuf, sein Auge wendet sich jeder Noth zu und freigebig hilft die gütige Hand. Die schlichte Leutseligkeit, die bürgerliche Einfachheit und die kraftvolle Männlichkeit, welche in der behaglichen Häuslichkeit und dem stählenden Waidwerk ihr Genügen findet, verbindet sich auf's Glücklichste mit dem Adel der Gesinnung, welcher die Pflichten des Fürsten in der Wahrung des Rechtes, dem Schutze alles Schönen und Guten mit unermüdlichem Eifer sucht. Wahrlich, das Geschick Bayerns liegt in guter Obhut bei solchem Regenten, der in der Treue gegen das Reich und in der Treue gegen die Rechte seines Volkes die edelsten Schätze hütet!"

Dem Wunsche, daß es dem Prinzen Luitpold noch lange vergönnt sein möge, seines hohen Amtes zu walten, schließt man auch außerhalb Bayerns freudig sich an, eingedenk der gut deutschen und reichstreuen Gesinnung, die der Prinzregent als Leiter der Geschicke des zweitgrößten deutschen Staatswesens stets bethätigt hat.

Für den Prinzregent ist der erste November auch ein wichtiger und militärischer Gedenktag. Am 1. November 1839 verlieh nämlich König Ludwig I. seinem drittgeborenen Sohne Luitpold die Oberst-Inhaberstelle des 1. Artillerie-Regiments und es waren 1889 also 50 Jahre verflossen, daß das Regiment den erlauchten Wittelsbacher Sprossen in seinen

Reihen zählt und dessen Namen zu führen die Ehre hat. Zur Vorfeier des 30 jährigen Regiments-Inhaber-Jubiläums veranstalteten am 30. Oktober die Offiziere des 1. Feld-Artillerie-Regiments im großen Saale des Kunstgewerbehauses in München ein Fest, zu welchem sich sämmtliche Offiziere der Regiments, sowie, einer Einladung derselben Folge leistend, die sämmtlichen auswärts garnisonirenden, früher dem Regimente angehörigen Offiziere eingefunden hatten. Die Kapelle des Regiments unter Leitung ihres Musikmeisters Keilberth führte das Konzertprogramm durch. Der Abend trug den Stempel einer kameradschaftlichen Zusammenkunft zum Austausch von Erinnerungen aus vergangener Zeit und nahm einen gemüthlichen und gelungenen Verlauf.

Am 31. Oktober wurde die eigentliche Feier des Festes mit einer Parade des Regiments im Hofe der Max II. Kaserne eingeleitet. Zu derselben hatten sich um ½10 Uhr die Prinzen Ludwig, Rupprecht, Leopold, Arnulf, Ludwig, Ferdinand, Alfons und die Herzöge Max, Emanuel und Ludwig, die Generalität, sowie eine große Anzahl Offiziere eingefunden. Das Regiment stand in Breitkolonne, daran anschließend die nicht eingetheilten Offiziere, Unteroffiziere und Beamten des Regiments, anstoßend die Hartschiere (15 an der Zahl), die im Regiment gedient hatten, und dann eine große Anzahl (etwa hundert) ehemaliger Regimentsangehörige, nur solche, die mindestens neun Jahre gedient, oder die goldene oder silberne Tapferkeitsmedaille verdient, darunter fünf, die mit dem

Prinzregenten dienten und theilweise mit ihm Wache gestanden hatten.

Punkt 10 Uhr betrat der Prinzregent in der Uniform des Regiments, in Begleitung des Generaladjutanten, Generallieutenant Freyschlag von Freyenstein, den Kasernenhof. Am rechten Flügel des Regiments stand Kriegsminister v. Heinleth, Korpskommandeur Prinz Leopold, der General der Infanterie z. D. v. Muck in der Uniform à la suite des Regiments, der Kommandeur der Feldartilleriebrigade v. Malaise. Se. Königl. Hoheit begrüßte das Regiment mit „Guten Morgen, Regiment," worauf das Regiment „Guten Morgen, Königl. Hoheit" erwiderte. Se. Königl. Hoheit nahm dann aus den Händen des Obersten v. Lutz den Regimentsrapport entgegen, worauf er unter den Klängen des Präsentirmarsches und der bayerischen Nationalhymne die Fronten abschritt. — Hierauf hielt Oberst v. Lutz eine begeisterte Ansprache.

Der Prinzregent sprach darauf folgende Worte:

„Seit der Reihe von Jahren, seit ich Inhaber des Regiments bin, hat sich dasselbe stets gut geführt, namentlich in den letzten Feldzügen hat das Regiment der bayerischen Armee Ehre gemacht. Ich bin überzeugt, daß das Regiment auch fernerhin seinen guten Ruf unentwegt bewahren wird, im Krieg und Frieden!"

Dann wurden die anläßlich des Jubiläums dekorirten Offiziere und Unteroffiziere vor die Front gerufen und dem Prinzregenten vorgestellt. Der Regent richtete an jeden derselben freundliche Worte. Schließlich formirte sich das Regiment zum Parademarsch. Unterdessen besichtigte der

Prinzregent die früheren Regimentsangehörigen, ebenfalls die Einzelnen durch Ansprachen auszeichnend. Der Parademarsch selbst wurde in Batteriefronten trefflich ausgeführt.

Um $1/_2$12 Uhr begab sich eine Deputation des Regiments in die Residenz, um Sr. Königl. Hoheit einen vom Offiziercorps gewidmeten Ehrensäbel zu überreichen.

Von den drei Söhnen des Prinzregenten ist der muthmaßliche Thronfolger, Prinz Ludwig, eine mittelgroße, untersetzte, breitschulterige Gestalt von bedeutender Körperkraft. In Uniform sieht man ihn noch seltener als seinen Vater. Seine Gemahlin, eine geborene Prinzessin von Oesterreich-Este, ist trotz ihrer zehn lebenden Kinder (eins ist gestorben) eine stattliche Erscheinung mit interessanten Gesichtszügen und lebhaftem Minenspiel. Während des Winters pflegt Prinz Ludwig in dem schönen und geräumigen rothfarbenen Wittelsbacher Palast an der Brienner Straße zu wohnen, den Sommer dagegen, mit landwirthschaftlichen Versuchen beschäftigt, auf seiner zwischen München und dem Starnberger See gelegenen Besitzung Lautstetten zuzubringen. Die Neigungen des Thronfolgers sind von denen seines Vaters wesentlich verschieden. Es wäre unrichtig, bestreiten zu wollen, daß Prinz Ludwig nicht auch von jeher militärische Neigungen gehabt habe, aber sie neigen wohl mehr nach der Seite der Flotte, als nach derjenigen des Landheeres. Wäre er als Bürgersmann geboren, so würde er gewiß weder Soldat, noch Maler, wohl aber ein tüchtiger Landwirth oder, wenn man seine sehr stark entwickelte Liebhaberei berücksichtigt, ein wackerer Marineoffizier geworden sein. Da es aber durchaus nicht

in der Natur dieser Luitpoldinischen Prinzen liegt, Liebhabereien freies Spiel zu lassen, so wird Prinz Ludwig dereinst als König gewiß ebenso sehr Soldat und ebenso Schützer der Künste sein, wie jetzt sein Vater. In geographischen Dingen wohlerfahren, ist Prinz Ludwig Ehrenpräsident der Münchener Gesellschaft für Erdkunde, sowie anderer wissenschaftlicher Vereine. Aber das Hauptfeld seiner Thätigkeit, ein Feld, auf dem er eine der ersten Münchener Autoritäten sein dürfte, ist die Landwirthschaft und alles, was nur irgendwie damit im Zusammenhang steht. Sowohl bei landwirthschaftlichen Versammlungen, als auch bei den Sitzungen der Gesellschaft für Erdkunde pflegt Prinz Ludwig fast niemals zu fehlen. Viel und oft ist, wenn auch weniger in den Zeitungen, als in privaten Kreisen, über des zukünftigen Thronfolgers politische Stellung gestritten worden. Wer jemals Gelegenheit hat, mit dem Prinzen sich zu unterhalten, erhält das Bild eines äußerst liebenswürdigen und herablassenden, namentlich in wissenschaftlicher Hinsicht hochgebildeten, dabei klar, ruhig und sicher urtheilenden Mannes, von dem man gar nichts anderes annehmen könne, als daß er voll und ganz auch in Bezug auf die Gestaltung der politischen Verhältnisse in und mit seiner Zeit lebe. Thatsächlich unterliegt es nicht dem leisesten Zweifel, daß der Prinz schon seit längerer Zeit vollständig auf dem Standpunkt der gegebenen Verhältnisse steht, und zwar bei seinem offnen, loyalen Charakter aus vollster innigster Ueberzeugung. Gerade deshalb aber darf man heute wohl ohne Rückhalt aussprechen, daß der Prinz, wofür seine Aeußerungen im Reichsrathe zeugen, den Zwist von

1866 erst erheblich später verwunden hat, als sein Vater, oder namentlich auch als sein Bruder, Prinz Leopold. Desgleichen hat unter dem verstorbenen König der jetzige Prinzregent im Reichsrath fast immer im Sinne der Regierung abgestimmt, Prinz Ludwig dagegen sehr oft in entgegengesetztem Sinne.

Am 20. Dezember 1870 hauchte Prinz Ludwig, dessen Vater damals im deutschen Hauptquartier war, in einer Rede in der ersten bayerischen Kammer seinen Schmerz über die Verträge mit dem norddeutschen Bunde aus, schloß aber mit den Worten: „Ich stimme den Verträgen zu, weil ihre Annahme die leidenschaftlich erregten Gemüther des Volkes beruhigt, weil sie eine Einigung der deutschen Staaten schaffen, weil sie den förderativen Charakter im Vergleich zur früheren Nordbundverfassung wesentlich mehr waren und weil sie eine Annäherung zwischen Deutschland vollziehen zu wollen scheinen, die uns allein den Frieden, den wir so nothwendig haben, gewährleistet.“ Schließlich richtete der edle Prinz unter Sensation der zahlreich gefüllten Tribünen den Wunsch an die Minister, sie möchten, um die neuen Lasten erträglicher zu machen, auf eine Steuerreform bedacht sein, und ferner in den hoffentlich bald anzubahnenden Friedensverhandlungen für Bayern eine beträchtliche Gebietsvergrößerung verlangen, welches dieses nicht nur als Anerkennung der geleisteten trefflichen Dienste, sondern zur Sicherung seines eigenen Bestandes zu fordern berechtigt sei; denn je größer Bayern werde, desto sicherer sei es gegen ein Aufgehen in Preußen und desto besseren Schutz

und Halt könne es auch den anderen deutschen Staaten gewähren, die sich im gleichen Falle befänden.

Elsaß-Lothringen kam nun allerdings zum großen Leidwesen des Prinzen Ludwig nicht an Bayern, und der Prinz galt seitdem wie vor dem Kriege lange als eine unbeugsame Stütze des bayrischen Partikularismus. Fast zwanzig Jahre später, im Hochsommer des Jahres 1889, als im bayerischen Hochlande die reife Saat geschnitten, und zu Garben gebunden wurde, zogen fröhliche Turner aus allen deutschen Gauen zu einem neuen Verbrüderungsfeste nach München, der gastlichen Kunststadt. Im Auftrage des Prinzregenten, seines Vaters, begrüßte Prinz Ludwig die Festtheilnehmer. Seine Ansprache ging weit über den Rahmen eines höflichen oder freundlichen Empfanges hinaus, sie entwickelte ein markiges Gedankenbild deutscher Gesinnung.

Die Rede lautete:

„Geehrte Festversammlung! Vor 8 Jahren war es mir vergönnt, auf dieser Festwiese das VII. deutsche Bundesschießen zu eröffnen. Heute, nach 8 Jahren, eröffne ich ein weit größeres Fest. So weit die deutsche Sprache klingt und noch weit darüber hinaus haben sich Festgäste vereinigt, um, wie vor 7 oder 8 Jahren, wieder zusammen zu kommen, hier ein deutsches Turnfest zu feiern. Vor acht Jahren da lebte noch unser greiser Heldenkaiser Wilhelm. Ihm, dem stets Siegreichen, war es vergönnt, die letzten Jahre Friede zu halten in Deutschland, ich möchte sagen in Europa. Mir war das Glück beschieden, im letzten Jahre seines Lebens ihm näher zu treten. Diese Zeit wird mir unvergeßlich sein. Die Einfachheit, Anspruchslosigkeit,

Bescheidenheit dieses Mannes, der so Großes geleistet hat, hat ihn erst recht groß erscheinen lassen. Aber nicht nur diesen Kaiser, einen zweiten Kaiser hat Deutschland verloren, ich möchte ihn einen zwiefachen Heldenkaiser nennen: er war ein Held vor dem Feinde, er war ein Held dem eignen schweren Leiden gegenüber, einem unheilbaren Leiden, dem er widerstanden hat, mit dem er gekämpft hat bis zu seinem letzten Athemzuge. Bayern beklagt den Tod eines geistvollen, Begeisterung erweckenden Königs, den Wahnsinn umfing und immer tiefer und tiefer in seine Netze zog. Aber von so traurigen Ereignissen allein wollen wir nicht reden. Wir wollen von einem der freudigen Ereignisse in den letzen 8 Jahren reden. Vor 8 Jahren erschien Deutschland isolirt; jetzt wissen wir, daß es gelungen ist, mit dem benachbarten Oesterreich-Ungarn ein festes Bündniß zu schließen — ein Bündniß, daß in Oesterreich-Ungarn und in Deutschland freudig begrüßt worden ist und von beiden Seiten hochgehalten wird. Aber noch weiter zurück wollen wir schauen. Wir wollen an die Zeit Jahns denken. Wie sah es damals in Deutschland aus? Ein großer Theil war noch abgerissen und gehörte zum französischen Kaiserreiche, ein anderer Theil, im Rheinlande vereinigt, war durch die Lage gezwungen, Napoleon im Kriege zu folgen. Preußen, das so sehr verkleinerte, hatte in seinem Lande französische Garnison, nur der Theil Deutschlands, der unter der Regierung des letzten römischen Kaisers und des ersten österreichen Kaisers stand, hatte noch allein erträgliche Zustände. Der Kraft ganz Europas bedurfte es und eines dreijährigen Ringens, um die napoleonische Herrschaft zu

brechen. In der damaligen Zeit, in der Zeit von Deutschlands Erniederung, lebte in Bayern ein junger Mann, deutscher als viele früher und auch wohl jetzt es waren, der spätere König Ludwig I. von Bayern, dem voriges Jahr nicht nur von seinem eigenen Lande, sondern von ganz Deutschland, ich möchte sagen, von der ganzen Welt gehuldigt worden ist. Dieser als Kronprinz empfand die Schmach, die Deutschland drückte, tief. Er machte kein Hehl daraus, und es war in damaliger Zeit und in seiner Lage keine Kleinigkeit; er spielte damals um seine Krone und um sein Leben und als die Befreiungskämpfe geschlagen waren und er später den Thron bestieg, da errichtete er den Befreiungskämpfern zu Ehren bei Kehlheim die Befreiungshalle und setzte ihr den niemals genug zu beherzigenden Spruch vor: „Mögen die Teutschen niemals vergessen, was den Befreiungskampf nothwendig gemacht, noch wodurch sie gesiegt!“ und sein Enkel hat diesen Spruch nicht vergessen. Als im Jahre 1870 von dem Neffen des großen Napoleon der damalige Norddeutsche Bund bedroht war, da war er es, der sein Heer dem Könige von Preußen unterstellte. Damit war entschieden, daß ganz Deutschland gegen Frankreich ging. Wie dann König Wilhelm das Heer von Sieg zu Sieg geführt hat, wie ihm später derselbe König Ludwig II. im Namen der deutschen Fürsten die deutsche Kaiserkrone angetragen hat, wie aus der Uebereinstimmung des norddeutschen Reichs und Bundesraths und der süddeutschen Parlamente das deutsche Reich entstanden ist, das wissen wir Alle noch zur Genüge. Und nun frage

ich Sie, meine Herren, die Sie aus dem deutschen Reiche sind, was ist unsere Angabe?

Diese Aufgabe ist: treu festzuhalten an Kaiser und Reich, und einig zu bleiben. (Lebhaftes Bravo.) „Treu fest zu halten an Kaiser und Reich,“ darunter verstehe ich, festhalten an dem von sämmtlichen deutschen Staaten freiwillig eingegangenen, freiwillig gehaltenen Bunde, der den Einzelstaaten, je nach ihrer Bedeutung, je nach ihrer Geschichte, je nach ihrer Größe verschiedene Rechte einräumt, dessen Centralgewalt genügt, um die nothwendige Einheitlichkeit nach innen und außen zu wahren; der aber auf der anderen Seite den einzelnen deutschen Staaten ermöglicht, die ihnen zukommenden Kulturaufgaben zu erfüllen. Da weise ich vor allem hin auf die Erhaltung des jetzigen hohen Standes in Kunst und Wissenschaft, den Deutschland errungen hat und den es nur hat erringen können und nur festhalten wird, wenn der Wettstreit der deutschen Staaten in diesem edeln Sinne aufrecht erhalten bleibt. (Bravo!) Und nun, meine lieben Turner aus der befreundeten österreichisch-ungarischen Monarchie! Ihnen spreche ich meine ganz besondere Freude aus, daß durch die hochherzige Handlung des verstorbenen Kaiser Wilhelms I. und des noch lebenden Kaisers und Königs Franz Joseph und die Weisheit ihrer Staatsmänner es gelungen ist, nachdem Oesterreich durch die Verhältnisse genöthigt war, aus dem deutschen Bunde zu treten, einen neuen Bund zu schließen. Diese That hat eine Bedeutung, die nicht hoch genug zu schätzen ist. Es bedeutet das endgiltige Schließen des mehr als hundertjährigen Zwistes zwischen dem preußischen Königs-

hause und dem Hause Habsburg-Lothringen, (Bravo!) — ein Zwist, von dem Deutschland Unsägliches gelitten hat. Ihnen, meine Herren aus Oesterreich, rufe ich zu: Halten sie fest an Ihrer deutschen Sprache und an Ihrer deutschen Gesinnung! (Stürmisches Bravo!) Thun Sie dies, indem Sie nicht wanken und weichen in der Treue gegen Ihr berühmtes angestammtes Haus Habsburg-Lothringen und vergessen Sie nicht, ebensowenig, wie wir vergessen, daß kein deutsches Fürstenhaus Deutschland so viel Kaiser gegeben hat, als das Haus Habsburg. Vergessen Sie nicht, wie auch wir es nicht vergessen, daß Habsburger und Lothringer oft an der Spitze gestanden sind, als es sich handelte, Deutschlands Feinde im Innern und Aeußern abzuwehren, und daß sie mehr wie alle anderen gegen Franzosen und Türken gekämpft. Und nun bedenken Sie, daß Ihr Kaiser Franz Joseph es war, der, als im Jahre 1859 nach dem für Oesterreich unglücklichen Kriege der Kaiser Napoleon das Ansuchen an ihn stellte, auf Kosten Deutschlands sich mit ihm zu vertragen, mit den stolzen Worten es ablehnte: „Ich bin ein deutscher Fürst.“ Vergessen Sie nicht, daß er es war, der trotz allem was vorgegangen ist, Deutschland wieder die Hand zum Frieden gereicht hat. Vergessen Sie nicht, daß, als der jetzige jugendliche, thatkräftige, unermüdliche, durch Bundestreue und Arbeiter-Freundlichkeit ausgezeichnete deutsche Kaiser ihm seinen ersten Besuch abstattete, nach den ersten Trinksprüchen auf beide Monarchen, der Kaiser und König Franz Joseph es war, der noch einmal aufstand, das Glas erhob und trank auf die deutsche Armee, der sagte: „Unsere Kameraden“ (Bravo!) und der deutsche

Kaiser antwortete: „Die österreichisch-ungarische Armee soll leben, unsere Kameraden!"

Ich wende mich nun an alle Diejenigen, die weder zu Deutschland, noch zu Oesterreich-Ungarn gehören, die aber unsere Sprache sprechen. Ich freue mich, daß nicht nur in Europa, sondern auch außerhalb unsere Sprache Geltung behalten hat und gesprochen wird. Wir wünschen mit allen in Frieden zu leben und freuen uns, mit diesen Völkern in geistigem Verkehr geblieben zu sein. Das Wort von Mund zu Mund, der Klang der Muttersprache, die Literatur und nicht am wenigsten die Universitäten sind ein Band, das sämmtliche Deutsche umschlingt.

Nun ein Wort noch an die Fremden. Dem neuen Bunde, den Deutschland mit Oesterreich-Ungarn geschlossen hat, hat sich noch ein dritter Bundesgenosse angeschlossen — Italien. So ist jetzt ein Gebiet im Bunde vereinigt, das im Mittelalter das römische Reich deutscher Nation ausmachte. Aber welch ein Unterschied gegen damals! Während damals der Kaiser fortwährend gegen innere und äußere Feinde zu kämpfen hatte und nur Wenige ihrer Krone froh sein konnten, schützt dieser Bund den Frieden Europas und wenn dieser mächtige Bund im Stande ist, in kürzester Zeit Heere aufzustellen, wie sie die Welt nie gesehen hat, so ist er doch nur zum Frieden geschaffen, und wir Alle wünschen und hoffen, daß dieser Friede lange dauern möge. Nun aber schließe ich, indem ich den Wunsch ausspreche, daß das VII. deutsche Turnfest gelingen möge, wie das VII. deutsche Bundesschießen in München und daß, wenn Sie wieder in Ihre Heimath zurückkehren werden,

Sie sich an dieses Fest und an die festgebende Stadt gerade so gern erinnern, als wie es die deutschen Schützen thun, die vor 8 Jahren hier versammelt waren!" (Anhaltendes, stürmisches Bravo!)

Tagelang bildete der bayrische Thronfolger den Gegenstand des Gesprächs. Und da erfuhr man, wie bescheiden, pflichteifrig und hingebend für seine Familie, sowie für öffentliche Zwecke dieser Prinz bisher gelebt und gewirkt hatte. Viel mehr läßt sich gegenwärtig über den Prinzen Ludwig nicht sagen, aber das Wenige ist wohl genug. Es deutet auf eine ruhige, kernige, ihrer Pflichten sich voll bewußte Männlichkeit hin, auf einen wackeren deutschen Charakter, auf eine besonnene, nicht geistreich sprudelnde Intelligenz. Für Anekdotenkrämer bietet er keinen Stoff; er befriedigt aber jene tiefer blickenden Menschenkenner, welche das Nützliche in einem Lebensganzen zu würdigen verstehen. Die Bayern dürfen in ihm einen guten, gerechten, verstandesklaren, geschäftseifrigen König erwarten, der redlich besorgt sein wird, ihre Wohlfahrt zu fördern, sie als thätiges Glied des deutschen Reichskörpers zu erhalten. Die obige Rede, mit welcher Prinz Ludwig das siebente deutsche Turnfest in München eröffnete, war eine Kundgebung, die in ganz Deutschland und im Auslande tiefen Eindruck machte. Die Ultramontanen in Bayern hatten ihre Hoffnungen, welche der Prinzregent Luitpold von Bayern nicht erfüllt hat, auf seinen Sohn übertragen. Nach der Turner-Rede desselben mußten sie auch auf diese Hoffnung endgiltig verzichten. Die Grundsätze, von welchen Prinz Luitpold sich leiten läßt, sie werden auch bei seinem Nachfolger wirksam bleiben: das

treue Festhalten an Kaiser und Reich hat er als die Pflicht jedes Deutschen bezeichnet; er hat diese Pflicht für sich selbst vor einer nach Tausenden zählenden Versammlung aus allen Theilen Deutschlands, aus allen Ländern Europas als leitenden Gesichtspunkt aufgestellt, und er verlangt ihre freudige Anerkennung und treue Uebung von jedem Deutschen, jedem loyalen Bayern insbesondere.

Aber damit ist die politische Bedeutung der Rede noch nicht eröffnet. Von selbst fordert sie zu einem Vergleich mit jenen trüben, traurigen Zeiten auf, welche das deutsche Volk nach den Befreiungskriegen durchzumachen hatte, sie fordert dazu auf, auch wenn der Redner nicht selbst den Vergleich gestreift hätte. Welch' wunderbare Entwickelung rollt sich da vor unserem geistigen Auge auf! Noch kein halbes Jahrhundert ist es her, daß jede Aeußerung des nationalen Gedankens in Deutschland, geschweige denn jede Bethätigung nach den Anschauungen der Regierungen unter den Begriff des Verbrechens fiel und als solches geahnt wurde, und heute bekennt sich nicht nur der Thronfolger des zweitgrößten deutschen Staates und das nicht nur für sich, sondern, wenn auch stillschweigend, im Namen der Mitfürsten — bei feierlichem Anlasse öffentlich zu diesem Gedanken, sondern er erklärt das Bekenntniß und die Bethätigung dieses Gedankens für die Pflicht jedes Deutschen. Eben damit tritt es aber auf's Klarste und Schärfste hervor, welche ungeheure Strecke Weges die deutsche Nation in ihrer Entwickelung an Haupt und Gliedern seit 1866 und 1870 zurückgelegt hat. Bis in das letzt erwähnte große Jahr hinein währte die traurige Verwirrung der

Geister fort, welche trotz aller Uebereinstimmung in dem Sehnen nach dem Ideal deutscher Einigkeit, angesichts des Weges, welchen zu dieser die thatsächliche Entwickelung eingeschlagen, Platz gegriffen hatte. Sie ist heute verweht und versunken, und selbst die Einzeldynastien, in denen ein großer Theil der Nation noch nach 1871 ein bedenkliches Hinderniß zur vollen und ehrlichen Ausstattung einheitlich nationaler Organisation erblicken zu müssen glaubte, sie haben heute den Gedanken dieser Einigung, das Pflichtbewußtsein gegen Kaiser und Reich voll in sich aufgenommen und einer ihrer vornehmsten Vertreter hat dieses Bekenntniß freudig so zu sagen vor aller Welt abgelegt. Sofern wir in dem Prinzen Ludwig das hervorragendste Mitglied der kommenden Generation deutscher Reichsfürsten erblicken müssen, eröffnet dieses Bekenntniß einen hoffnungsvollen, die gedeihlichste Entwickelung verheißenden Ausblick in die Zukunft.

Besonders warm wurde der Ton des Redners bei dem wiederholten Hinweise auf das enge Bundesverhältniß des deutschen Reiches zu Oesterreich; er gab damit nicht nur seinem persönlichen Gefühle als ein dem habsburgischen Hause nahe verwandter süddeutscher Prinz, sondern einer in Süddeutschland überhaupt noch stark vertretenen Gefühlsrichtung Ausdruck. Mehr als im Norden hat man dort die Trennung Deutschlands und Oesterreichs schmerzlich als ein bedauerliches Ereigniß empfunden, und zwar meist auch da, wo man sich der Nothwendigkeit derselben nicht verschloß. Das wiederhergestellte enge Allianzverhältniß hat daher gerade in Süddeutschland mächtig dazu beigetragen,

viele Herzen mit der neuen Ordnung der Dinge in Deutschland auszusöhnen, sofern in dem Zustandekommen jener Allianz ein zeitgemäßer Ersatz für den außer Frage getretenen großdeutschen Gedanken gefunden wurde. Aber aus der warmen Sympathie, welche er für Oesterreich bekundete, entnahm er sich auch die Berechtigung, den Deutsch-Oesterreichern Worte des Trostes und der Ermuthigung zuzurufen, welche von diesen gewiß mit freudigster Empfindung vernommen wurden. Die warmen Gefühle des Prinzen für den Kaiser Franz Joseph entspringen namentlich dem Umstande, daß ihm dieser ein deutscher Fürst von Herkunft wie von Gesinnung ist, und daß er ihn somit niemals einer wirklichen Preisgebung der Deutschen an die Slaven fähig hält. Jene mögen daher tapfer an ihrer Art und Sprache festhalten und der Zukunft vertrauen. Da der Prinz ohne Zweifel sicher war, daß diese Worte beim Kaiser Franz Joseph keinen Anstoß erregen, so kann man ihnen eine allgemeinere Tragweite nicht absprechen.

Einen erweiterten Gesichtskreis erhielt die Rede mit dem Hinweise auf das Bündnißverhältniß des deutschen Reiches und Oesterreichs zu Italien. Sehr zutreffend hob er hervor, daß die in der Triple-Allianz vereinigten Gebiete etwa das mittelalterliche römische Kaiserreich deutscher Nation darstellen, aber in ihrer Dreigliederung zeitgemäß reorganisirt und daher ein Heerd kräftiger Eintracht an Stelle innerer Wirren und Kämpfe, ein Niemand bedrohender Hort des Friedens, und zwar gerade dadurch, daß ihm Streitkräfte zur Verfügung stehen, wie die Welt sie noch nie gesehen hat. Vielleicht wurde dem Prinzen diese Be-

trachtung durch die auch in den Memoiren des Herzogs Ernst von Koburg aufgefrischte Erinnerung an eine in der ersten Hälfte des Jahrhunders einmal aufgetauchte Idee eingegeben. Ihr zufolge sollte ein italienischer und ein deutscher Bundesstaat gegründet werden. In dem ersteren sollte der Kaiser von Oesterreich als italienischer, in dem letzteren als deutscher Fürst das Präsidium führen. Man braucht diese ungeheuerliche Idee nur zu erwähnen, um zu erkennen, wie glücklich in Wirklichkeit sich die Dinge nach dieser Richtung hin entwickelt haben.

Soweit die Rede des Prinzen sich auf die inneren deutschen Angelegenheiten bezog, enthielt sie die Summe der Anschauungen, welche bezüglich derselben bei den deutschen Einzeldynastien obwalten, und somit eine Art Programm der einzelstaatlichen Politik. Daß dabei der förderalistische Charakter des Reiches stark betont wurde, kann nicht Wunder nehmen, und man darf wohl anerkennen, daß er die zulässige Linie getreu eingehalten hat. Wie die inneren deutschen Verhältnisse sich thatsächlich entwickelt haben, ist es den Einzeldynastien gelungen, indem sie sich loyal dem Reiche unterstellten, sich eine neue bedeutsame Stellung in demselben und durch dasselbe zu erwerben. Durch treue Haltung in schwierigen Momenten haben sie diese Stellung noch befestigt. Zu kritischen Bemerkungen bot vielleicht der Satz Gelegenheit, in welchem der Prinz bemerkte, das Reich sei ein freiwillig eingegangener und freiwillig gehaltener Bund. Wir glauben indessen, daß eine solche Kritik, wenn sie geübt wurde, voreilig war. Es ist ja wahr, wenn 1871 eine deutsche Dynastie sich geweigert hätte, zur Herstellung des

Reiches die Hand zu bieten, so wäre die mächtige nationale Strömung wohl über sie hinweggegangen und ebenso wenig könnte die Rede davon sein, daß jemals ein Mitglied des Reiches von demselben sich lossagen dürfte; nicht bloß ein Vertrag zwischen den Dynastien, sondern die Reichsverfassung einigt die deutsche Nation und ist die Grundlage ihrer staatlichen Organisation. Aber wahr ist es auch, daß die deutschen Fürsten freudig die Hand boten zur Herstellung des Reiches und daß die freudig und ohne Zwang dem Kaiser und dem Reiche seitdem die Treue gehalten haben. Solche Unterordnung aber ist weit werthvoller, ein weit stärkerer Kitt, als erzwungener Gehorsam. Daß der Geist freier Einordnung in das Ganze in ihnen lebendig ist, das haben die Fürsten des deutschen Reiches, indem sie nach dem Tode Kaiser Friedrichs sich alle um den Thron seines jugendlichen Nachfolgers schaarten, deutlich bekundet, und so lange er lebendig ist, mag es auch bei den Worten des Prinzen Ludwig sein Bewenden haben. Wie seine Rede auf der Theresienwiese bei München den lebhaftesten Beifallssturm erweckte, so stimmt ihr gewiß, nachdem sie Gemeingut geworden, freudig jeder Deutsche zu.

Prinz Rupprecht, der älteste Sohn des Prinzen Ludwig, der voraussichtlich auch einmal König von Bayern sein wird, ist ein schlank gewachsener, hübscher junger Mann von 20 Jahren, der sich seinen neuen Pflichten als Sekondelieutenant mit voller Inbrunst hingiebt. Obwohl bereits von einer bevorstehenden Verlobung des Prinzen Rupprecht, sowie seiner 17 jährigen Schwester Adelgunde die Rede ge=

wesen ist, dürften derartige Angaben einstweilen verfrüht sein.

Prinz Leopold, der zweite Sohn des Prinzregenten, und Kommandeur des 1. bayerischen Armeecorps ist durch und durch Berufssoldat. In Civilkleidung hat man ihn kaum je gesehen. Prinzessin Gisela, seine Gemahlin, eine Tochter des Kaisers von Oesterreich, besitzt die schlanke, zarte Figur eines achtzehnjährigen Mädchens, hat sich niemals um Politik gekümmert, liebt es aber, selbst gleich einem frohen Kinde an den Spielen ihrer Knaben und Mädchen Theil zu nehmen.

Prinz Arnulph, der 38jährige dritte Sohn des Prinzregenten, ist mit einer Prinzessin von Lichtenstein vermählt. Er ist Kommandeur der 1. Münchener Division. In seiner früheren militärischen Thätigkeit hat sich der Prinz Arnulph besonders bemüht, das Infanterie-Leib-Regiment u. a. durch Einstellung der größten und schönsten Leute zu einer Elite- und Mustertruppe für das übrige Heer zu machen.

Ein dritter Zweig des bayerischen Königshauses ist die von einem verstorbenen Bruder des Königs Max II. und des Prinzregenten abstammende Adalbertinische Linie, der die Prinzen Ludwig Ferdinand (nebst Gemahlin und Kindern) und Alfons, sowie die Prinzessin Isabella, Elvira und Clara angehören. Da die Mutter eine spanische Prinzessin ist und auch der jetzt 29jährige Prinz Ludwig Ferdinand eine Spanierin, nämlich eine Schwester des verstorbenen Prinzen Alfons geheirathet hat, so bestehen seitens dieser Linie lebhafte Beziehungen zur Pyrenäen-Halbinsel, während andererseits die Verbindung der Prin-

zessin Isabella mit dem Prinzen Thomas, Herzog von Genua, eine Brücke zu den politischen Verhältnissen des heutigen Italiens geschaffen hat. Prinz Ludwig Ferdinand hat sich in früheren Zeiten gleich dem später zu erwähnenden Herzog Karl Theodor viel mit Medizin beschäftigt, u. a. eine Arbeit über die Krankheiten der Zunge veröffentlicht. Ein jüngerer Bruder, Prinz Alfons, der zur Zeit Major im 1. schweren Reiterregiment ist, gilt als der erste Sportsmann des königlichen Hauses.

Das Haupt der herzoglichen Linie von Bayern, der 1888 im 80. Lebensjahre verstorbene, Herzog Maximilian, lebte mit seiner gleichalterigen Gemahlin, einer Schwester Ludwig I., in dem nicht übermäßig großen Familienpalast in der Ludwigstraße. In seiner Jugend soll Herzog Maximilian ein Verehrer alles Schönen, einer der ersten Lebemänner des Königreichs gewesen sein, und namentlich auch stets einen Kreis interessanter, in dieser oder jener Weise hervorragender Leute um sich vereinigt haben. In seinem Palast hatte er einen kleinen Cirkus angelegt, in dem zu einer Zeit, als es noch keinen Renz gab, die feinere, damals vorwiegend in England gepflegte Reitkunst und Pferdedressur geübt wurde. Als in späteren Jahren diese Liebhaberei nachließ, galt Herzog Maximilian als der hervorragendste Gönner der Musik. Von seinen fünf, durch ungewöhnliche Schönheit ausgezeichneten Töchtern hat sich die älteste mit dem inzwischen verstorbenen Erbprinzen von Thurn und Taxis, die zweite mit dem Kaiser von Oesterreich, die dritte mit dem König beider Sizilien, die vierte mit dem inzwischen verstorbenen Grafen von Trani, die

fünfte mit dem Herzog von Alençon, einem Prinzen aus dem Hause Orleans verehelicht. (Die jetzt geistesgestörte Herzogin von Alençon war bekanntlich eine Zeit lang mit dem unglücklichen König Ludwig II. verlobt.) Von den drei Söhnen des Herzogs Maximilian hat der älteste, Herzog Ludwig, bei seiner Verehelichung mit einer Schauspielerin zu Gunsten seines Bruders Karl Theodor, seinem Erstgeburtsrecht entsagt. Er beschäftigt sich viel mit kaufmännischen Dingen und ist u. a. Protektor der Wiener Versicherungsgesellschaft „Phönix“. Sein Bruder, der in zweiter Ehe mit einer portugiesischen Prinzessin vermählte Herzog Karl Theodor, hat sich durch seine nicht gewöhnlichen Leistungen auf dem Felde der Augenheilkunde hervorgethan. Er lebt, insofern für ihn nicht im Winter die Empfindlichkeit seiner Athmungsorgane nach südlicheren Klimaten treibt, das ganze Jahr hindurch zu Tegernsee. Die herzogliche Linie bezieht eine Apanage von 388000 Mk., außerdem gehört ihr das Fideicommiß Bonz in Oberfranken, eine ehemalige Benediktiner-Abtei.





Kaiser Wilhelm in München.

Unter dem 2. Oktober 1888 wurde aus München geschrieben:

„Heut ist nun der Kaisertag! Ja, es ist nur ein einziger kurzer Tag, den Kaiser Wilhelm II. in München verweilt, und die Münchener, welche sich so sehr darauf gefreut haben, bekommen das jugendliche Reichsoberhaupt kaum zu sehen, denn wie die Ankunft gestern Abend um 9 Uhr stattgefunden hat, so ist auch die Abfahrt heute auf eine späte Stunde festgesetzt, und die glänzendste Illumination kann doch das Tageslicht nicht ersetzen.

München scheint als Feststadt in Permanenz erklärt worden zu sein; seit Donnerstag schon zieht sich vom Bahnhof durch die Schützenstraße über den langen, mit prächtigen Gartenanlagen geschmückten Maximiliansplatz und durch die Briennerstraße bis zur königlichen Residenz eine via triumphalis, bestehend aus unzähligen Masten, welche unter einander durch Tannengewinde verbunden sind und von deren Höhe blauweiße Wimpel lustig im Winde flattern. Dem Bahnhof gegenüber ist ein sonderbares, etwas zu niedrig gerathenes Thor in zopfigem Geschmack errichtet worden; auf den verschiedenen Abstufungen erheben sich geschnittene Lorbeerpyramiden und über dem Thorbogen zeigt das eine

Feld das bayerische Wappen, das andere den Reichsadler; diese beide Malereien wurden je nach Bedürfniß nur vertauscht, so daß am Freitag Abend die bayerischen Rauten nach auswärts winkten, während gestern Abend der deutsche Adler den Kaiser grüßte. Man ist überhaupt sehr praktisch bei Errichtung dieser via triumphalis vorgegangen — am Freitag war Alles gut bayerisch, und als dann der Prinzregent, der von einer zehntägigen Rundreise durch die Rheinpfalz heimkehrte, seinen festlichen Einzug gehalten hatte, genügten einige wenige Aenderungen, um dem Bilde einen mehr großdeutschen Charakter zu geben; bei den Wimpeln wechselt nun das Weißblau immer mit Schwarz-weiß-roth ab, und an der Max-Josefsstraße ist in der Eile noch ein zweites Triumphthor errichtet worden, ein hoher Bau, dessen Pfeiler mit grünem Stoff beschlagen und mit exotischen Gewächsen und Blumenkörben bestellt sind, während die von einer mächtigen Kaiserkrone überragten Rundbogen die Inschriften „Salve Imperator" und „Gott mit uns" tragen und an den vier Ecken die deutsche Flagge von riesigen Masten herniederweht. Das Ende der via triumphalis ist das Hofgartenthor ganz in der Nähe der Residenz, welches im Großen so geblieben ist, wie es am Freitag war und für heute nur noch etwas reicher mit breitblättrigen Pflanzen und vergoldeten Palmenwedeln verkleidet wurde. Die übrige Dekoration ist originell und wirkte, als sie frisch war, auf einige Entfernung recht gut; auf laubumwundenen Bogen erhebt sich über dem Thorbau eine weithin schimmernde, vergoldete Krone, während das Thor selbst und die Pfeiler in üppigster Weise mit Guir-

landen und Gehängen von — Gemüsen geschmückt sind, und zwar von ganz veritablen frischen Gemüsen und Feldfrüchten, unter denen dunkelrothblaue Krautköpfe, grüne und gelbe Kürbisse, gelbe und rothe Rüben und Zwiebeln, Weißkohl mit ganzen Bündeln von Aepfeln und Pfefferschoten abwechseln; auch hier war der Gedanke maßgebend, daß die Dekoration vier Tage lang aushalten sollte, und es wäre bei lebendigen Blumen unmöglich gewesen; übrigens sehen auch die Krautköpfe heut schon recht lebensmüde und welk aus, und das Laub ist dürr und farblos geworden.

Daß etwas Außerordentliches bevorstand, konnte man der Stadt München auch ohne den reichen Flaggenschmuck, in dem alle Straßen und Plätze prangen, seit einigen Tagen anmerken; es herrschte ein ungewöhnliches Treiben; viel Landvolk ist aus allen bayerischen Gauen hereingeströmt, um den deutschen Kaiser zu sehen, und dabei beobachtete man wieder noch einmal alle jenen schönen und malerischen Trachten, die leider immer seltener werden und selbst in abgelegensten Thälern bereits der häßlichen und uniformen städtischen Kleidung weichen müssen — die kurzen hundertfaltigen Röcke der Dachauerinnen, die goldenen Hauben aus der Passauer Gegend, die nackten Kniee der Berchtesgadener und die silberverschnürten Mieder der Miesbacherinnen. Alle Gaststätten sind in Folge Zuzugs vom Lande wieder derartig überfüllt, daß viele Leute die letzte Nacht im Freien verbringen mußten.

Aber das war gestern Abend auch ein ganz imposanter Empfang; ein solches Jubeln und Jauchzen hätten die Münchener allein gar nicht fertig gebracht, da mußten schon

die wetterharten Gebirgler mit ihren an's Jodeln und Juchschreien gewöhnten Kehlen und Lungen aushelfen. Schon vor sieben Uhr standen die Menschen zu Tausenden Kopf an Kopf zu beiden Seiten der Einzugsstraße hinter den Spalier bildenden Vereinen und Korporationen; an ein Vorwärtskommen oder Ueberschreiten des Dammes war nicht zu denken und geduldig harrten Alle im Dunkeln aus, bis sich gegen 9 Uhr die Scene änderte und die Illumination begann. Auf der langen Strecke blieb kein Haus unbeleuchtet und auf der Straße waren zwischen den Flaggenmasten immer in einem Abstande von zwanzig Schritt riesige Eisenkörbe aufgestellt, in denen mächtige Kienfeuer prasselten und ein röthliches Licht verbreiteten, während hier und da Bogenlampen und Zinkfackeln blendend die Nacht durchstrahlten. Inzwischen hatten sich mit dem Regenten die Prinzen des königlichen und herzoglichen Hauses, sowie der noch immer zum Besuch hier weilende Prinz Thomas von Genua auf dem Bahnhof eingefunden. Kurz vor 9 Uhr verkündeten vom Marsfelde her Kanonenschüsse das Nahen des Zuges und bald darauf rollte der Letztere unter den Klängen des Fahnenmarsches und „Heil Dir im Siegerkranz“ in die Bahnhofshalle ein. Der Kaiser, in der Uniform seines bayerischen Ulanenregiments, verließ mit raschen Schritten den Salonwagen und umarmte und küßte den Regenten auf's herzlichste; sodann begrüßte er die anderen Prinzen und nahm die Vorstellung der Minister und Generäle entgegen. Die Vertreter der Stadt erwarteten den hohen Gast an dem oben erwähnten zopfigen Thor vor dem Mittelbau des Bahnhofes. Un-

beschreiblicher Jubel ertönte, als sich der Kaiser nahte — in langsamem Schritt fuhr die sechsspännige, offene Equipage, in der der Kaiser zur Rechten des Regenten saß, daher, grell beleuchtet von plötzlich aufflammendem bengalischen Feuer, während das Hoch- und Hurrahrufen geradezu betäubend die Luft durchdröhnte. Der Bürgermeister v. Widenmayer hielt, nachdem ein kurzer Gruß des Sängerbundes verklungen war, eine kernige Ansprache, deren Wortlaut im Norden des Reiches mit besonderer Freude aufgenommen werden wird: „Es ist das erste Mal, hieß es darin, daß der deutsche Kaiser unsere Stadt betritt. Tief drückt dieser Tag sich in die Stadtgeschichte ein, wie jener andere Tag, da vor 17 Jahren Friedrich, der siegreiche Kaisersohn Bayerns ruhmgekrönte Krieger in die Heimath führte. Damals war es Frühling im neuen Bunde, heut ist's ein Ehrentag im dauernd gefesselten Reiche, auf dem Wilhelm's und Friedrich's, der verklärten Kaiser, Segen ruht. Wir sind unserem Regenten treu ergeben, stolz auf unser herrliches Bayerland, glücklich in unserer heimischen Art. Aber mit unserem Regenten stehen wir zugleich treu und fest zu Kaiser und Reich. Dem Reiche sind wir unlöslich verbunden in guten, wie in schweren Tagen, Theil seines Lebens, Theil seiner Kraft, mit ihm wachsend, mit ihm leidend.“

Nachdem der Kaiser in wenigen warmen Worten, die von der „Wacht am Rhein“ jedoch fast ganz übertönt wurden, gedankt hatte, setzte sich der Zug unter brausendem Hochrufen, Hüte- und Tücherschwenken langsam wieder in Bewegung; der Enthusiasmus, mit dem der Kaiser überall

die ganze via triumphalis entlang begrüßt wurde, war großartig und mag den jugendlichen Hohenzollernkaiser gerade in der Hauptstadt Bayerns wohl sonderbar berührt haben — wer hätte das nach dem Kriege von 1866 für möglich gehalten? Und doch ist kein Vierteljahrhundert über die trüben Erinnerungen von damals dahin gebraust, aber freilich, was für eine große Zeit! Und nun rauschen über der Residenz der Wittelsbacher die goldgelben Seidenfalten der deutschen Kaiserstandarte; auf den Straßen stehen Tausende von Menschen und warten stundenlang, ob ihnen ein gütiges Geschick nicht doch noch den Anblick des Mannes gewährt, der in so jungen Jahren auf den mächtigsten Thron der Welt berufen worden ist, und wo er sich zeigt, wird er mit brausendem Hurrahrufen begrüßt — ja, die Bayern stehen treu und fest zu Kaiser und Reich."

Während ein Jahr später die Jubiläumsfeierklänge von Dresden kaum verrauschten und in der Königshauptstadt am Neckar Fürst und Volk ein mit einander durchlebtes Vierteljahrhundert festlich begingen, dessen schönster Moment auch nach den Empfindungen im Schwabenlande die Wiederaufrichtung des Reiches der deutschen Nation war, ließ der deutsche Kaiser und König von Preußen dem Vorsitzenden des bayerischen Staatsministeriums Freiherrn von Lutz durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens eine Auszeichnung zu Theil werden, welche in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt zu werden verdient.

Das königliche Herrscherhaus der Wittelsbacher hat ähnlich, wie im vergangenen Jahre das Haus Wettin, schon früher unter inniger Antheilnahme von Kaiser und Reich

die vielhundertjährige Verbindung von Fürst und Volk gefeiert. Die dem bayerischen Ministerpräsidenten im Juni 1889 gewordene Verleihung des höchsten Ordens, den der deutsche Kaiser als König von Preußen verleihen kann, erinnerte in den festlichen Tagen von Dresden und Stuttgart mit Recht daran, daß alle drei außerpreußischen Königreiche, ihre Oberhäupter und Stämme, wie in den entscheidungsvollen blutigen Stunden des äußeren Kampfes um die Unabhängigkeit und Einheit der deutschen Nation, so auch neuerdings in der nicht minder friedlichen Arbeit des inneren Auf- und Ausbaues dem übrigen Deutschland treu zur Seite gestanden haben. Man weiß, wie stark Anfangs, namentlich in Süddeutschland, das Mißtrauen auftrat, die deutsche innere Entwickelung werde thatsächlich nur zu einem vergrößerten Preußen führen, hergebrachte preußische Einrichtungen, ob passend oder nicht, würden den Niederschlag der neuen Reichsgesetzgebung darstellen. Auf der anderen Seite wurde die Befürchtung laut, blinder Partikularismus werde da und dort auf seinem Schein in allen Dingen bestehen und die berechtigten Ansprüche der Gesammtnation lahm legen. Für den unbefangen Urtheilenden hat sich (wenn man von einigen wenigen Einzelheiten, welche für eine Entscheidung im Ganzen nicht maßgebend sein können, absieht) im Laufe der Jahre — und für die Entwickelung im Völkerleben sind die 18 Jahre der Reichsgesetzgebung nur eine Spanne Zeit — die eine wie die andere Sorge als sehr wenig begründet erwiesen. Ohne an bewährten, auf dem größeren Gebiete schon erprobten preußischen Gestaltungen vornehm vorbeizugehen, hat die Reichsgesetzgebung in dem Zu-

sammenwirken der Regierungskräfte aus Nord und Süd und der nationalen Gesammtvertretung sich, namentlich auf dem sozialpolitischen Gebiete mit allen den Schwierigkeiten anderer neuer staatlichen Aufgaben, bereit und befähigt gezeigt, unter mehr oder minder widerstreitenden Einzelinteressen oder den Auffassungen derselben einen Ausgleich zu finden. In dieser Beziehung haben die nach Preußen größten staatlichen Gemeinwesen am meisten die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und wenn man jetzt den äußerlichen Zeichen des herzlichen Einverständnisses zwischen Kaiser und Reich, zwischen Fürst und Volk von Sachsen und Württemberg die besondere Auszeichnung des ersten vertrauten und amtlichen Berathers des Prinzregenten von Bayern sich anreihen sah, so durfte man darin einen neuen Beweis erblicken, daß auch in Bayern Staatsoberhaupt und Staatsregierung, getragen von der Zustimmung der ebenso gut deutsch als bayerisch gesinnten Bevölkerung, ihren Antheil an der Reichsregierung und Reichsgesetzgebung in gleichem Sinne bethätigen. Und zugestanden muß werden, daß in keinem deutschen Einzelstaate diese nationale Pflichterfüllung, welche allerdings auch den wahren Interessen der engeren Heimath am besten dient, mit so vielen Hindernissen zu kämpfen hatte, als in Theilen von Bayern. Um so mehr verdient es Anerkennung, daß ein Mann, wie der Freiherr von Lutz, wenn ihm auch das Vertrauen der Krone unentwegt zur Seite stand und steht, neben den Schwierigkeiten eines gemäßigt liberalen Regimes im Innern, die deutsche Politik Bayerns in der innern Reichsentwickelung, unterstützt von seinen verschiedenen Ministerkollegen, auf dem Pfade zu halten gewußt hat, für

den die kaiserliche Auszeichnung Dank und Anerkennung aussprach. Nicht minder aber werden die politischen Gegner sowohl, als die dem Ministerium Lutz günstiger gestimmten gutbayerischen Patrioten zugeben müssen, daß die Reichsregierung, soweit sie insbesondere durch den Reichskanzler zum Ausdruck kommt, in der Rücksichtnahme auf bayerische Anliegen, Interessen und sagen wir geradezu, auch Voreingenommenheiten einen politischen Takt und ein Vertrauen bewies, welches, wie die Folgezeit gelehrt, seine Früchte getragen hat. Die nationale öffentliche Meinung außerhalb Bayerns ist nicht immer mit solchen Entscheidungen einverstanden gewesen; aber sie konnte nicht anstehen, in die dem Freiherrn von Lutz gewordene Anerkennung einzustimmen, der an seinem Theil in langjähriger, treuer Pflichterfüllung unter großen Schwierigkeiten aller Art die inneren Beziehungen Bayerns zum Reich im wahren Interesse von beiden gefestigt und gedeihlich fortentwickelt hat. Wir wissen nicht, ob die durch die Blätter gegangene Andeutung Grund hat, daß die Verleihung des Schwarzen Adlerordens an Herrn von Lutz mit ausdrücklicher Beziehung auf das Gesetzwerden des Invaliden- und Altersversicherungsentwurfs geschehen ist. Jedenfalls hat der bayerische Ministerpräsident, soweit er dafür mitthätig war, dadurch seinem engeren Heimathlande einen Dienst erwiesen, der, wie die Abstimmung im Reichstage zeigte, auch von einsichtsvollen politischen Gegnern des gegenwärtigen bayerischen Ministeriums anerkannt werden mußte, und mit den Reichsgesetzen über die Kranken- und Unfallversicherung darthut, wie berechtigt und segensreich neben und über den Einzelstaaten auf großen

und hochwichtigen Gebieten die innere einheitliche Gesetzgebung ist und ganz besonders für die minder bemittelten Volksklassen wirksam wird.





Aus der Gesellschaft.

Ein Ballfest in der bayerischen Hofburg war unter Ludwig II. eine Seltenheit geworden. Die herrlichen Räume des von Klenze erdachten und ausgeführten Saalbaues standen öde und leer, der edle, mehr dem Idealen zugewendete Sinn des Königs fand kein Genügen an den profanen Lustbarkeiten, an Tanz und Maskenspiel. Vielleicht hatte auch die Ehelosigkeit des Monarchen Einfluß darauf, daß er weniger Einladungen, insbesondere an Damen, erließ, obwohl seine bekannte persönliche Liebenswürdigkeit ihn gerade von dieser Richtung her zu einem Gegenstand hoher Feier und Verehrung machte. Jedoch ganz wollte der König dem Herkommen und den Gebräuchen sich nicht versagen, zum Glanz des Hofes wurden Prunkfeste für erforderlich gehalten, auch zehrten Hunderte von bürgerlichen und gewerblichen Etablissements an dem Aufwand, welchen die glücklichen Theilnehmer für Schmuck und Putz verausgaben, und welchen der splendide Wirth zur Erheiterung seiner Gäste es sich kosten ließ. — So war denn ein großer Hofball für den 31. Januar 1872 angeordnet, und nicht bloß die hohen Kreise in der Stadt, welche dort erscheinen durften, sondern auch niederen, denen eine reiche Ernte in Aussicht stand, rüsteten sich, daß dem Feste der

seiner würdige Glanz nicht fehle. Der große Tanzsaal strahlte im Licht von tausend Kerzen, die von den mächtigen Lüstren, von den Wänden überall leuchteten, und die Pracht der Räume erschien doppelt in dem feenhaften Wiederschein, der von den goldumrahmten Wänden spielte. Ein buntes Gewirr von Uniformen und reichen Toiletten bewegte sich im Saale, Diamanten und Perlen, Ordenssterne und Stickereien, Tressen und Spitzen an Ecken und Enden, mehr noch die Schönheit der Frauen und die Würde der Männer imponirten auf den ersten Blick. Am oberen Ende des Saals standen drei Männer in langen schwarzen Gewändern, sie schienen etwas vereinsamt, nur der älteste von ihnen, um dessen Hals an breitem scharlachrothen Band der Orden der französischen Ehrenlegion hing — es war vielleicht das einzige Exemplar im Saale — unterhielt sich von Zeit zu Zeit mit den in seiner Nähe befindlichen Diplomaten. Es war der päpstliche Nuntius mit seinen beiden jugendlichen Uditore's, welche letztere einmal aber auch mit dem im Husarenuniform anwesenden Militärattaché der preußischen Gesandtschaft in ein augenscheinlich sehr heiteres Gespräch kamen. Und über die bunten Uniformen und reichen Toiletten hinweg streifte der Blick an das andere Ende des Saales: dort standen wieder vier schwarze Männer, diese aber in moderner bürgerlicher Kleidung, das Direktorium der Kammer der Abgeordneten. Die Fürsten Oettingen und Hohenlohe, in der hochrothen silberübersäeten Tracht der Kronbeamten, beide mit dem Hubertusorden angethan, die Staatsminister Pfretzschner und Lutz mit dem großen Band des Michaels-Ordens,

Dr. Fänstle und Pfeufer, die Ritter des Georgi=Ordens in scharlachrothen Fräcken mit weißem Besatz, die Generäle, unter denen Frhr. v. Pranckh, v. d. Tann und Stephan hervorragten, die Diplomaten und Staatsräthe, die Kammerherren und Reichsräthe, sie wogten alle so bunt durch einander, daß man kaum sich satt sehen konnte. Da ertönten zwei Schläge der Fouriere am Eingang des Saales mit ihren Stäben auf den Boden, und sofort löst sich das Gewirre, die Mitte freilassend, ringsum die Plätze einnehmend, welche die Rangordnung vorschreibt. Unter Vorantritt seines Dienstes erscheint der König; er führt seine Tante, die Prinzessin Adalbert am Arm, hinter ihm schreitet Prinz Adalbert mit der Prinzessin Ludwig, sodann der Herzog Ludwig die Prinzessin Therese führend, die Prinzen Luitpold, Ludwig und Leopold. Der König trägt die Uniform seines Chevauxleger=Regiments, er grüßt nach allen Seiten mit der ihm eigenen Hoheit und Anmuth und mit der Güte, die ihm alle Herzen gewinnt. Er ist älter, aus dem Jüngling ist ein Mann geworden, die Lippe ziert ein schwarzer Schnurr=, das Kinn ein Knebelbart, das Auge blickt ernst. Wohl mag auch die Sorge, welche die Königin Mutter fernhielt von dem Feste, die Sorge um den erkrankten Bruder ihr Theil haben daran, daß der sonst so freundliche Strahl des großen Auges etwas umschleiert erscheint, dennoch ist nur Huld und Freundlichkeit in den Mienen des Monarchen zu lesen. Er begann den Cercle bei dem an der Spitze des diplomatischen Corps stehenden Nuntius, und nachdem er diesem, sodann dem russischen, dann dem preußischen, dem sächsischen, dem italienischen, dem württem=

bergischen Gesandten (der österreichische war wegen Unwohlseins entschuldigt), darauf deren Damen je einige Minuten geschenkt, wandte er sich gegen die auf der andern Seite des Saales stehenden heimischen hoffähigen Damen, von denen mehrere durch den Oberstkämmerer Grafen Pocci (dem geistreichen Erzähler, Zeichner und Kinderfreund, stand aber das goldgestickte scharlachrothe Hofkleid nicht so gut zu Gesicht, als die ihm viel geläufigere Joppe) zum ersten Mal vorgestellt wurden. Endlich, auf ein Zeichen des Ober-Zeremonienmeisters, intonirte die Musik die Polonaise, und der König eröffnete den Ball mit der Gemahlin des württembergischen Gesandten, Frhrn. von Soden. Später tanzte er noch in einer Quadrille mit der Freifrau von Bruck, der Gattin des österreichischen Gesandten, und während des Soupers, welches um 11 Uhr von den höchsten Herrschaften im Barbarossasaale eingenommen wurde, während für die Gäste in den beiden Schönheitssälen und im Schlachtensaal servirt wurde, saß er zwischen den Prinzessinnen Adalbert und Ludwig. Dann aber zog er sich zurück, die Prinzen aber blieben, und die jüngeren von ihnen betheiligten sich lebhaft am Tanze, der bis gegen 2 Uhr währte.

Einige Münchner Gesellschaftsbilder andrer Art entnehmen wir einer sehr viel späteren Zeit. Aus dem Jahre 1889, Monat Oktober, meldete eine Münchener Correspondenz:

„Wenn die Sommerfreuden zu Ende gehen und die Herbstwinde ihr tolles Spiel mit den roth und gelb gefärbten Blättern treiben, kommen alljährlich zwei sehr interessante Frauen nach München zum Besuch; sie sind nicht

schön, durchaus nicht mehr jung, die eine ist übermäßig dick und gelb, die andere schwerhörig, fast taub, trotzdem aber erregen beide die allgemeine Aufmerksamkeit mehr als die schönsten und jüngsten Frauen, welche sonst im Laufe des ganzen Jahres Isar-Athen passiren. Zudem kommen sie hierher in einer Qualität, die sich der Sympathien der Wenigsten erfreut, als Schwiegermütter, ich nenne die Exkönigin Isabella von Spanien, deren Tochter Paz an den Neffen des Prinzregenten, Prinz Ludwig Ferdinand, verheirathet ist, und die Prinzessin Clementine von Sachsen-Coburg, deren Schwiegersohn Herzog Max Emanuel in Bayern, der jüngste Bruder der Kaiserin von Oesterreich ist. Dieser letzteren Verwandtschaft dankt München gegenwärtig das einzige Ereigniß von Wichtigkeit, die Anwesenheit des Fürsten von Bulgarien, der gestern ganz heimlich von Wien resp. Ebenthal hier angekommen ist und sich sofort zu seiner Mutter nach dem am Ende des Englischen Gartens etwas versteckt liegenden Schlosse „Biederstein" begeben hat. Wenn ich Madame Clementine sehe, muß ich immer an eine tolle Szene denken, die mir vor einigen Jahren im Südbahnhôtel in Toblach passirt ist; ich kam mit dem Mittagszuge an und wartete im großen Saale auf mein Essen, als sich im Nebenzimmer ein furchtbarer Lärm erhob; eine Menge Männer- und Frauenstimmen schrieen überlaut durch einander; ich fragte den Wirth, was denn das für eine Kirchweihgesellschaft sei, die in Streit gerathen, und erhielt die Aufklärung, daß im kleinen Saale die Familie Orleans ihr Gabelfrühstück einnähme. — Fünfzehn oder siebzehn königliche Hoheiten, die in Toblach

frische Alpenluft schnappten. — Die Meisten seien taub und da müßten Alle so schreien, um sich unter einander zu verständigen.

Also Fürst Ferdinand ist da; ich habe bis jetzt leider nicht das kleinste Stück seiner großen Nase zu sehen bekommen und bedaure nur, daß ich ihn nicht für Sie interviewen kann. Uebrigens wissen Sie ja, daß es sich nicht um politische Angelegenheiten handelt, daß sich der Prinz vielmehr auf der Brautfahrt befinden soll; ich will das nicht abstreiten, doch scheint mir eine andere Version nicht minder glaubwürdig: Die Prinzessin Clementine hat nämlich in das abenteuerliche Unternehmen am Balkan bereits ungezählte Millionen hineingesteckt, um ihren Ehrgeiz zu befriedigen und ihren Lieblingssohn Ferdinand auf seinem Thrönchen zu halten, ihre anderen Kinder jedoch sehen sich durch diese etwas zweifelhafte Anlage eines Vermögens, auf das sie ebenfalls Anspruch haben, benachtheiligt und bieten schon seit Monaten Alles auf, um die Mutter von weiteren Ausgaben für den Fürsten von Bulgarien zurückzuhalten. Aber auch für den Fall, daß es sich wirklich um eine Brautschau handelt, weiß der geschäftige Hofklatsch schon Namen zu nennen — die Herzogin Amalie in Bayern, die älteste Tochter des Augenarztes Herzog Karl Theodor aus seiner ersten Ehe mit der längst verstorbenen Schwester des Königs Albert von Sachsen, soll für den bulgarischen Thron bestimmt sein. Herzogin Amalie wird demnächst 24 Jahr alt, ist nicht schön, ja nicht einmal anmuthig, aber von großer Liebenswürdigkeit und jener Einfachheit, durch welche sich die ganze bayerische Königsfamilie auszeichnet.

Ihre Hofdame ist die jüngere Tochter des Dichters Redtwitz, die erst kürzlich mit viel Glück als Schriftstellerin debütirt hat. Nun um was es sich auch bei dieser geheimnißvollen Reise des Fürsten Ferdinand handelt — ich wünsche ihm alles Gute; bemerkenswerth wäre bei seiner eventuellen Verlobung mit der Herzogin Amalie vielleicht der Umstand, daß die Letztere die Nichte der Kaiserin von Oesterreich ist.

Die andere Schwiegermutter ist die Königin Isabella, die man aber in diesem Jahre nur selten in der Stadt gesehen hat; das Wetter war ja fortwährend unglaublich schlecht und so blieb die Familie dicht in dem schönen Nymphenburg bei einander; es muß ein reizendes Leben unter den Adalbert'schen Prinzen und Prinzessinnen sein, die Geschwister haben einander sich sehr lieb und hängen mit großer Zärtlichkeit an ihrer Mutter, die bekanntlich eine Cousine der Königin Isabella, ebenfalls eine Spanierin ist. Auch Prinz Ludwig Ferdinand ist Arzt wie sein Vetter Karl Theodor, und betreibt die Wissenschaft ebenfalls mit großem Ernst, während seine Gemahlin recht hübsche Gedichte macht und als Malerin ganz Anerkennenswerthes leistet. Des Prinzen älteste Schwester Isabella ist mit dem Herzog von Genua vermählt und gegenwärtig auch schon seit Wochen in Nymphenburg zu Besuch, ebenso die mit dem jungen Montpensier verheirathete Schwester der Prinzessin. Als nun vor 14 Tagen Eduard Strauß mit seiner Kapelle auf dem hiesigen Löwenbräukeller konzertirte und der Saal schon anderthalb Stunden vor Beginn des Konzertes gedrückt voll war, beobachteten wir an dem Tisch

neben uns sechs sonderbare glattrasirte Physiognomien, deren Besitzer sich auch noch dadurch recht auffällig benahmen, daß sie keinen Blick vom Eingang verwendeten und sich plötzlich etwa gegen 9 Uhr Alle wie auf ein geheimes Kommandowort erhoben; es war nämlich eine andere Gesellschaft eingetreten, vier Herren und drei Damen, welche, ohne ein Wort zu wechseln, sofort um den Tisch Platz nahmen, von dem sich die Glattrasirten schweigend zurückgezogen hatten; erst später erkannte ich den Herzog von Genua mit seiner Gemahlin und die Prinzessin Eulalia von Montpensier nebst Hofkavalieren und Hofdamen — die Anderen waren Hoflakaien gewesen, welche für ihre Herrschaften „Platz gesessen hatten“ hatten. Die Letzteren aber saßen dann fest bis zum Schluß in dem mit Rauch-, Bier- und Speisedunst gefüllten Lokal, mitten unter Soldaten, Bürgern, Studenten und Ladnerinnen, von denen die Wenigsten ahnten, wer sie waren.

Die schöne Gemahlin des Herzogs Karl Theodor, eine Braganza, betreibt keine Kunst, wie die Prinzessin Paz, sondern geht als gute Doktorsfrau ganz auf in dem Berufe ihres Gemahls, wie oft hat sie den Blinden, denen der Herzog durch seine Kunst das Augenlicht wiedergab, den Kopf gehalten, bei Operationen Blutungen gestillt oder den Leidenden Trost zugesprochen? Charakteristisch hierfür ist ein Geschenk, welches der Herzog für seinen berühmten Collegen, den Geheimrath Ziemssen, bestimmt hat, das Portrait seiner Gemahlin von Clemens von Pausinger gemalt und gegenwärtig im Kunstverein ausgestellt, wo es neben drei anderen Bildern desselben Meisters allgemeine

Bewunderung erregt, denn Clemens von Pausinger verfügt über eine geradezu verblüffende Technik als Pastellmaler und über eine Schärfe der Charakterisirung, die ihn in die erste Reihe unserer Portraitisten stellt, während die Noblesse und, ich möchte fast sagen, die Poesie seiner Auffassung und Darstellung seinen Werken einen seltenen Reiz verleiht."

Ueber das Oktoberfest auf der Theresienwiese im vorigen Jahre schrieb eine Dame:

„Als ich an einem kühlen Herbstmorgen bei meinem Gastfreunde in München anlangte, hieß es: „Gleich nach Tisch müssen Sie mit auf die Theresienwiese zum Oktoberfest. Heut ist Preisvertheilung und wir haben schon Tribünenplätze genommen." Ich war noch nie um diese Jahreszeit in München gewesen, bekenne auch, nie von diesem Volksfest gehört zu haben; ließ mich also gern mitnehmen.

Für diejenigen, welche in München fremd sind, will ich bemerken, daß die Theresienwiese außerhalb der Stadt am Fuße der Anhöhe liegt, auf welcher die Ruhmeshalle den Hintergrund für die von Schwanthaler modellirte Bavaria bildet, eine Kolossalstatue, das umfangreichste Erzwerk der Neuzeit und trotz seiner Größe von bewunderswerther Schönheit. Das Oktoberfest, welches 14 Tage dauert, spielt sich auf dieser Wiese ab und ist das größte und beliebteste Volksfest der Münchener, zu dem auch die Landbevölkerung in großen Schaaren herbeiströmt. Wie in guter alter Zeit wird noch jetzt alljährlich zu dem Fest ein ganzer Ochse am Spieß gebraten, und wer Lust und Geld hat, kann sich ein Stück erstehen. Es soll nicht übel schmecken. — Obgleich es in

den letzten Tagen viel geregnet hatte, war heut der Himmel günstig. Glich auch der von unzähligen Menschen- und Thierfüßen zertretene Boden stellenweise einem schwarzen Sumpf, schickten uns auch die Tribünen-Ordner von vorn nach hinten und von hinten nach vorn, wir verloren den Humor nicht, und endlich hatten wir uns durchgefragt nach der Tribüne „auf der Schießstätt". Der Platz war wenigstens Geld und Mühe werth, denn wir erfreuten uns des besten Ueberblicks über die große Theresienwiese, die ganz mit Buden und Zelten bedeckt war und von Menschen und Thieren wimmelte. Rechts von uns das Riesenbild der Bavaria, die ernst auf das lustige Treiben zu ihren Füßen herabblickte; uns gerade gegenüber das weiße blau-verzierte Zelt, bestimmt den Hof und die Spitzen der Behörden aufzunehmen. Schon hatten die in mittelalterliche Tracht gekleideten Pagen und Fahnenträger die Ehrenpreise vorbeigetragen, und „schwere Reiter" die Rennbahn von Menschen freigemacht, da erschienen die Hof-Equipagen. Unmittelbar hinter der Reiterei der Prinzregent, der mit lauten Zurufen begrüßt wurde; ebenso Prinz Ludwig mit seinen Kindern und Prinz Alfons mit seiner Schwester Elvira, die zusammen in einem kleinen offenen Wagen fuhren. Eine sympathische Erscheinung ist Prinz Rupprecht, der künftige Thronerbe, ein Bild von Gesundheit und strahlend von Heiterkeit. Den ersten Platz im Zelt nahm die Königin Isabella von Spanien ein, welche, wie gewöhnlich, den Sommer mit einer ihrer Töchter, der Herzogin von Montpensier oder der Gräfin Girgenti, in Nymphenburg verlebt bei ihrer jüngsten Tochter, Maria

della Paz, welche an den Prinzen Ludwig Ferdinand verheirathet ist. Unter den jüngeren Damen fiel besonders in's Auge die Herzogin von Genua mit ihrem schönen rothblonden Haar, welches dem feinen bleichen Gesicht einen besonderen Reiz giebt; unter den Herren ihr Gemahl in italienischer Uniform mit dem grünen Federstutz. Unmittelbar hinter der Königin von Spanien hatte der päpstliche Nuntius Platz genommen.

Nachdem die hohen Herrschaften die hinter dem Zelt befindlichen Thiere gemustert, begann die Vorführung der Preisgekrönten, die sämmtlich mit Blumen geschmückt waren. Manchem Stier waren die Augen verbunden, manchem die Füße mit Stricken gefesselt, und doch hatten zwei, auch drei Personen oft Mühe, die störrischen Thiere mit Anstand an dem königlichen Zelt vorüberzuführen, und war es glücklich gelungen, so gab einer der frischen Burschen nicht selten seiner Freude Ausdruck durch Luftsprünge und laute Juchzer, was großen Jubel beim Publikum erregte. Nach den Stieren kamen die Kühe, von Mädchen in ihrer malerischen Gebirgstracht geleitet; das melodische Läuten der Glocken ertönte weithin; dann die Pferde, ungesattelt am Zaume geführt.

Die Eigenthümer erhielten von dem Prinzregenten, der auf die unterste Stufe getreten war, ein Diplom und manch Bäuerlein schüttelte ihm dabei treuherzig die Hand, was er mit freundlichem Lächeln aufnahm. Allgemeine Heiterkeit erregte ein achtjähriger Knabe, der als Eigenthümer stolz mit Fahne und Papierrolle seinem preis-

gekrönten Ochsen folgte, auch ein Mädchen erhielt das Gleiche.

Nach beendeter Preisvertheilung erschienen die Pagen wieder, voran die in den Münchener Farben, schwarzgelb, dann die in den bayerischen, blauweiß, den bayerischen Löwen auf dem Wams. In feierlichem Aufzuge brachten sie die Ehrengeschenke für die Sieger im Wettrennen, und gefolgt von zahlreichen Fahnenträgern, betraten sie das königliche Zelt, um hinter den Herrschaften Aufstellung zu nehmen. Nun begann das Rennen, für Viele der spannendste Theil des Festes. Es verlief ohne besondere Zwischenfälle; nur hätte die Gewohnheit des Publikums, ehe der dritte Umritt beendet war, schon in die Bahn zu dringen, beinahe ein Unglück herbeigeführt. Der weit zurückgebliebene letzte Jockey wurde abgeschnitten, und als er versuchte, durch die Menschen hindurch das Freie zu gewinnen, hätte er fast noch Prügel erhalten. Wieder vertheilte der Prinzregent die Preise, die Fahnenträger gaben ihre dekorirten Fahnen den glücklichen Siegern, der Hof entfernte sich und das Publikum auf den Tribünen folgte, halberstarrt von dem stundenlangen Sitzen in der kühlen Herbstluft, größtentheils seinem Beispiele.

Wir mischten uns unter die bunte Menge, die zurückblieb und bei der das Landvolk in seinen malerischen Trachten eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Ich lernte die Theresienwiese in ihrer augenblicklichen Gestalt als eine Art „Wurstprater“ kennen. Den Mittelpunkt bildete ein großes, weißes Zelt, von der Königskrone überragt. Zu meiner Ueberraschung belehrte mich ein da Wache stehen-

der Feuerwehrmann, daß dies eine Station der Feuerwehr sei und dieselbe schon öfter in Thätigkeit gesetzt worden wäre. Als ich weiter eindrang und die vielen „Wurst- und Heringsbratereien“ sah, wurde mir die Nothwendigkeit einer solchen Einrichtung einleuchtend. Würste sieht man auch anderwärts auf dem Rost braten, wie hier; aber Heringe auf einen Spieß gesteckt, am offenen Feuer auf bloßer Erde geröstet, das war mir neu und schien mir in diesem Menschengewühl auch nicht ungefährlich. Ganze Buden sind mit Heringen garnirt, die in mehreren Etagen über einander hängen; sie werden theils, wie oben beschrieben, am Spieß, theils auf dem Rost gebraten. Auf Schritt und Tritt stößt man auf eine „Holländische Heringsbraterei,“ „Nürnberger Heringsbraterei“ oder „Heringsbraterei auf altbewährte Art.“ Im Uebrigen kann man nur sagen, nichts fehlte hier, um Augen, Ohren und Gaumen der kleinen und großen Kinder zu erfreuen. Hier eine Bude mit dem Bilde der Aurora, die aus dem Meere aufsteigt, gegenüber die Vorstellung der Magneta, die, geheimnißvoll gehalten, über dem Wasser schwebt; dort Liliputaner, die einer anderen Zwerggesellschaft die Gunst des Publikums streitig machten, Kasperle- und Affentheater, von den gelehrten Hunden zu schweigen, die lesen und rechnen konnten. Auch Glückshafen fehlten nicht, um die die Menge sich drängte.

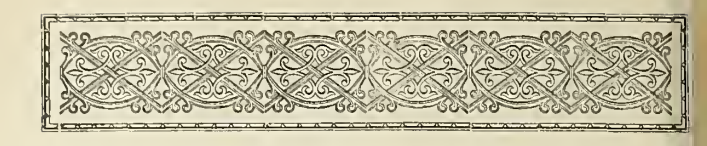
Selbstverständlich ist, daß sämmtliche Bräus hier vertreten waren, merkwürdig erschien mir dagegen, daß in einer Bodega auch Wiener Kaffee zu haben war, Alles bei betäubender Musik, versteht sich. Daß man in einem voll-

ständigen Morast umherging, mag dem Münchener auch selbstverständlich vorkommen; ich als Fremde war aber zufrieden, nach all diesen Genüssen wieder festen Boden unter meinen Füßen zu fühlen und, dem ohrbetäubenden Tumult entronnen, die bunten Bilder in Ruhe an meinem geistigen Auge noch einmal vorüberziehen zu lassen."

Wir wollen dieser Schilderung nur noch die folgende historische Notiz hinzufügen. Am 12. Oktober 1810 wurde der erste Kronprinz des damals noch jungen und frischen Königreiches Bayern, Ludwig der Teutsche, mit der Prinzessin Therese aus dem durchlauchtigsten Hause Sachsen-Hildburghausen feierlich vermählt. Ueber die nächsten Consequenzen dieses Vorganges giebt das heute quantitativ sehr blühende Wittelsbach'sche Geschlecht einige Auskunft; harmloser und unpolitischer, aber kulturhistorisch fast noch wichtiger, wurde in seinen Folgen ein anderes Ereigniß, das sich an dieses Familien- und wie wir wahrheitsgemäß hinzusetzen müssen — Herzensbündniß unmittelbar anschloß. Um diese hocherfreuliche Begebenheit im Gedächtnisse des Volkes festzuhalten, stiftete der gute alte König Max Joseph, dick, träge, französisch und aufgeklärt wie er im Gegensatze zu seinem mageren, agilen „Teutschen" und ultramontanen Nachfolger war, auf dem großen südlich der Stadt belegenen und zu Ehren der fürstlichen Braut „Theresienwiese" getauften Anger das „Oktoberfest." Seitdem sind 80 Jahre in das Land gegangen, die Könige Max Joseph und Ludwig nebst der Gemahlin Therese, Max II. und Ludwig II. in das Grab gesunken, aber das Oktoberfest florirt noch immer, eines der wohlthuendsten Andenken an

den guthmüthigen alten Herrn, der, auch darin seinem lang- lebigen Sohne unähnlich, sein per fas et nefas zusammen- gebrachtes Königreich so gerne zu einer Stätte ächter ge- rader Cultur und unverromantisirter Wissenschaftlichkeit er- hoben hätte, und seinen Isarhellenen nicht nur altgriechischen Geist, sondern auch olympische Spiele verlieh.





Standesherren.

Die Fugger zählen bekanntlich zu der vornehmen Reihe deutscher Standesherren, welchen das Recht der Ebenbürtigkeit mit den regierenden Häusern zusteht. Ihr Name ist ein weit bekannter und schon von den Schulbänken her wissen viele, daß der Lehrer, wenn er die Ausdehnung des deutschen Handels und den Reichthum der Kaufherren schildern will, stets die Geschichte von Antonius Fugger erzählt, der die Schuldscheine Karls V. in einem Feuer von Zimmetholz verbrannte. Wenn die meisten deutschen Fürstengeschlechter vornehmen, ritterlichen Ursprunges sind, so sieht man an den Fuggers eine Familie, an denen sich das inhaltsvolle Wort bewahrheitet, daß Arbeit edelt. Ursprünglich eine Augsburger Weberfamilie, haben sie sich durch der Hände Fleiß Reichthümer erworben, die sie emsig zu mehren verstanden. Das Glück war ihnen hold; unter kluger Benutzung der Umstände wuchs ihr Einfluß; sie wußten sich den Großen der Erde unentbehrlich zu machen und so wurden die reichen Augsburger Kaufleute mit dem Grafentitel, mit der Fürstenwürde belehnt. Ueber den Wechsel der Zeiten erhaben aber blieb für die Fuggers zweierlei: zunächst das Streben, ihren alten, ruhmvollen Namen von jedem Makel frei zu halten, und dann die

eue Pflege des nationalen Gedankens. Als Deutsche
ihlten sich die Fuggers seit jeher und sie wissen, daß es
ir den deutschen Mann, und sei er noch so hochgefürstet,
ɔch nichts Schöneres giebt, als das Hochgefühl, ein
)eutscher zu sein und in fester, unwandelbarer Treue zu
'aiser und Reich zu stehen. Daß diese Gesinnung dem
ürsten die besondere Hochschätzung des Kronprinzen
riedrich Wilhelm von Preußen, dem späteren Kaiser Fried-
ich, einbringen mußte, versteht sich von selbst, und so wurde
enn der Besuch, den dieser dem bayrischen Standesherrn
or fünf Jahren machte, zu einem politisch bedeutenden Feste,
ɔo sich zwei gleich gesinnte Seelen gegenüber traten.

Der Fürst Karl von Fugger, gegenwärtig der Senior
es Fuggerschen Gesammthauses, steht in seinem einund-
echszigsten Lebensjahre. Die vornehme Haltung und die
anze Art, wie er sich giebt, kennzeichnen ihn als einen
Mann von Welt; auf einer stattlichen Gestalt ruht der
Kopf mit kräftig entwickeltem Profil. Das graue Haar
ınd der graue Bart lassen den Fürsten älter erscheinen, als
r ist; unter den buschigen Brauen blicken ein Paar blaue
Augen klug und wohlwollend in die Welt hinein. Der
Fürst erinnert sich gern seiner bürgerlichen Abstammung,
r ist leutselig und human und hat schon mit manchem
Babenhausener in der „Post“ einen Schoppen geleert und
die Leiden und Freuden des Tages mit ihm besprochen.

Fürst Karl ist mit der Fürstin Friederike, eine Tochter
des Reichsgrafen Christalnigg, vermählt; das erlauchte Paar
hatte das Unglück, vor fünf Jahren die älteste Gräfin
Paula zu verlieren. Damit schien der Besuch des Kron-

prinzen von Preußen in Frage gestellt; der Fürst bat abe
hierin keinen Hinderungsgrund erblicken zu wollen. Vo
jeder größeren Festlichkeit mußte man freilich absehen un
deshalb versagte es sich auch die Fürstin, in Babenhause
zu erscheinen.

Wer aus dem erwähnten Reichthume der Fugger nu
etwa unter dem Schlosse Babenhausen einen mit groß
Pracht hergestellten fürstlichen Landsitz sich vorstellt, de
würde sich sehr arg täuschen. Seinem Umfange nach könnt
das breithin gelagerte Schloß mit seinen drei mächtige
Giebeln wohl auch einen Kaiser und König beherbergen
aber schon das Aeußere ist überaus schlicht und die wei
getünchten Mauern mit den langgestreckten Fensterreihen er
halten durch keine Säule, durch keine architektonische Gliede
rung eine dem Auge erfreuliche Abwechselung. Dieselb
anspruchslose Nüchternheit zeigt auch die Eintrittshalle mi
der schweren, doppelarmigen, eisernen Treppe. Einen seh
wohlthuenden Gegensatz hierzu bilden die Zimmer, die einen
recht wohnlichen und anheimelnden Eindruck machen. Alles
stammt noch aus der guten, alten Zeit, alles bewegt sich
in kleinen Verhältnissen, selbst die Repräsentationsräume er-
heben kaum den Anspruch, größere Säle im modernen Sinne
sein zu wollen.

Zu den bayrischen Standesherrn gehört auch der jüngere
Bruder des Herzogs von Ratibor, Fürst Clodwig von
Hohenlohe-Schillingsfürst, Prinz von Ratibor und
Corvey, Statthalter von Elsaß-Lothringen, der frühere
deutsche Botschafter in Paris. Die Berliner kennen ihn
noch vom Zollparlament und seinen glänzenden Ansprachen

r, die er bei Annahme des ihm übertragenen zweiten
räsidentenamtes hielt. Clodwig von Hohenlohe ist von
um mittlerer Größe, schmächtiger Figur und diplomatisch
schnitzter Physiognomie; er pflegte eine der zum Präsi-
ntensitz führenden Stufen hinan zu steigen, um von hier
as die Versammlung mit seinen großen Augen überblicken
 können, und sie durch sein zündendes Wort zu be-
rrschen.

Mit dem Vertrauen des Kaisers, welches dem Fürsten
ohenlohe den Statthalterposten des Reichslandes übertrug,
lgte ihm dorthin das Vertrauen des deutschen Volkes.
evor Fürst Hohenlohe in langjähriger Thätigkeit als Bot-
hafter in Paris die auswärtige Politik des Reiches an
ner wichtigen Stelle erfolgreich zu vertreten berufen war,
t er sich als liberales Kammermitglied und dann als
tender Minister Bayerns, als ein nationaler Staatsmann
n weitem Blick und freiem Sinne bewährt. Er, der fast
erst unter den damaligen Leitern europäischer Regierungen
e Gefahr signalisirte, welche der durch das vatikanische
onzil bezeichnete neue Anlauf des Ultramontanismus für
e moderne staatliche Entwickelung in sich barg, sollte nicht,
ie der verstorbene Feldmarschall von Manteuffel, sich ver-
cht fühlen, Elsaß-Lothringen für das deutsche Reich durch
ugeständnisse an die Klerikalen moralisch zu erobern.

Als Fürst Hohenlohe für den hohen Vertrauensposten
 Elsaß-Lothringen designirt wurde, schrieb die „Bayer.
at. Lib. Corr.“:

„Wenn unser bayerischer Landsmann diesen Posten an-
nimt, schuldet ihm die Nation für diesen neuen Beweis

patriotischer Gesinnung, dieselbe Anerkennung, welche d
Fürst schon als jüngeres Mitglied unseres Reichsrathskamm
später bayerischer Ministerpräsident, als langjähriges Mitgli
des Reichstages und seit mehr als einem Jahrzehnt in sein
Eigenschaft als kaiserlicher Botschafter in Paris verdie
und gefunden hat. Fürst Hohenlohe ist ein lebendiges B
spiel, wie die Angehörigen unserer ehemals reichsländisch
Fürsten= und Grafengeschlechter ihrem Vaterlande in sein
neuen Verhältnissen würdige Dienste leisten können, we
dieselben mit den Vortheilen ihrer hohen sozialen Stellu
patriotische Gesinnung und die richtige Vorbildung für d
öffentliche Leben verbinden. Wir glauben auch, daß d
Vorgang der Fürsten Hohenlohe, sich dem Reichsdienste z
widmen, für so manchen anderen Bayern aus ähnliche
Lebenskreisen bestimmend gewesen ist, in dieselbe Laufbal
zu treten, wo wir eine ganze Anzahl in den verschiedenst
Lebensfächern des Reichs thätig sehen und wo man imm
bereit ist, wie wir wissen, süddeutsche Kräfte besonde
wohlwollend aufzunehmen. Wenn es jetzt die Aufgabe d
Fürsten Hohenlohe wird, die Statthalterschaft in Elsa
Lothringen fortzuführen, so darf man zu seinem bewährt
Takt das Vertrauen haben, in der neuen, schwierig
Stellung nicht das Unmögliche möglich machen zu woll
und dadurch die zunächst zu erringenden Erfolge zu g
fährden. In dieser Beziehung wird nach dem Urtheil v
wirklich denkenden Beobachtern, welche Land und Leu
lange kennen, das Beispiel des Amtsvorgängers als Wa
nung dienen müssen. Gerechtigkeit und Festigkeit nach all
Seiten ohne Ausnahme wird für das Elaß=Lothringen d

gegenwärtigen und nächsten Generation die richtige Parole ein. Im übrigen müssen und werden Zeit und Einrichtung ihre Schuldigkeit thun, und dies um so mehr, wenn man darauf verzichten wird, die Frucht brechen zu wollen, ehe sie reif ist. Daß für große Kreise der Bevölkerung des Reichslandes die Ernennung eines Statthalters aus einem alten Fürstengeschlecht allerlei Sympathisches haben wird, ist gewiß; aber auch hier wird neben Rang und Stand festes Wollen und richtiges Handeln die Hauptsache sein müssen, und wir zweifeln nicht, daß, wenn Fürst Hohenlohe — Schillingsfürst sich zur Uebernahme des Postens entschießt, gerade bei ihm in dieser Beziehung die besten Hoffnungen berechtigt sind. Und nicht am wenigsten wird dabei sein vortreffliches Verhältniß zu dem Kaiserlichen Hause und dem Reichskanzler in's Gewicht fallen."

Wir erwähnen an dieser Stelle den bayerischen Gesandten in Berlin, Graf Lerchenfeld-Köfering, eine Erscheinung, die sich in der Hauptstadt des deutschen Reiches großer Beachtung erfreut. Im Reichstage richten die Tribünen sofort das Opernglas auf ihn, wenn er am Bundesrathstische Platz nimmt, sein edles Aeußere imponirt, wie seine Beredsamkeit, die den gewandten Politiker verräth. Seine Collegen und sonstigen Standesgenossen rühmen seine liebenswürdige Gastfreundschaft. Man hört oft, wenn von der Nachfolge des Fürsten Bismarck die Rede ist, den Namen des bayerischen Gesandten in Berlin nennen. Jedenfalls steht diesem eine große Zukunft bevor.

* * *

Ueber das Befinden des Königs Otto von Bayern gingen im vorigen Jahre verschiedene sensationelle Gerüchte durch die Blätter, welche u. A. meldeten, daß der unglückliche Fürst nur noch mit Widerstreben Nahrung zu sich nehme und körperlich fortgesetzt verfalle ꝛc. Wie die „Münch. N. Nachr.“ von zuständiger Seite erfahren, ist der Zustand des Königs schon seit Jahren immer derselbe, so daß von einer eigentlichen Verschlimmerung keine Rede sein kann. Es ist richtig, daß der König zeitweise die Nahrung zurückweist und den Bemühungen der Aerzte hartnäckigen Widerstand entgegensetzt. Dies sind jedoch schon seit Jahren beobachtete Erscheinungen. Besonders lebhaften Antheil an dem Befinden des Königs nimmt seit dem Tode der Königin-Mutter die Prinzessin Therese, die Tochter des Prinzregenten. Die sterbende Königin hat der Prinzessin wie dem Prinzregenten die Fürsorge für ihren geisteskranken Sohn an's Herz gelegt.

In der Mitte des Monats Oktober 1889 machte die folgende Mittheilung aus München die Runde durch die Zeitungen:

„König Otto sieht zur Zeit, wenn nicht gerade beleibt, so doch sehr kräftig aus. Er trägt einen mächtigen, bis auf die Brust reichenden Vollbart, welcher der Scheere sehr bedürftig ist, aber auf ein gewöhnliches Maß nicht reduzirt werden kann, weil der leicht erregbare Monarch sich gegen ein solches Ansinnen energisch wehrt. Es könnte der übermäßig lange Bart nur im Schlafe geschnitten werden, und auch das wagt Niemand. Der Blick des Königs ist meist stier, ins Leere gerichtet. Nur wenn eine alte Dienerin,

Fräulein Marie, die den König als kleinen Knaben schon auf ihren Armen getragen hat, ihm in die Nähe kommt, dann ruft er sie mit seinem sonoren Organ ziemlich lebhaft an und giebt in kurzen Worten einen Befehl, ihm irgend einen Gegenstand, hie und da ein Glas Bier zu bringen, den er aber sofort wieder vergißt. An anderen Personen geht der stets schwarz gekleidete Monarch vorüber, als wenn er sie nicht erkennen würde. Es ist strenger Befehl, ihn nicht zu grüßen, auch darf er niemals auf seinen Promenaden angesprochen werden. Häufig steht Otto I. in einer Ecke, gestikulirt mit den Armen und spricht im Hallucinations-Zustande lebhaft zu dem Gegenstande seiner Einbildung. Dann aber tritt völlige Apathie ein, die stunden- und tagelang andauert. Mit Leidenschaft raucht der König Cigarretten, gewöhnlich 30 bis 36 Stück im Tage, und sein Verbrauch an Zündhölzern ist aus dem Grunde enorm, weil der König meist ein ganzes Bündel Streichhölzer anzündet und sie dann mit sichtlicher Freude brennend wegwirft.

Genau ist die Lebensweise des Geisteskranken geregelt. Die Mahlzeiten werden streng eingehalten, und wird das Menu vom dienstthuenden Arzte vorgeschrieben. Je einen Monat haben die Aerzte Dr. Snell und Dr. Ranke die Aufsicht; alle Sonntage kommt der Direktor der Kreis-Irrenanstalt, Dr. Grashey, ins Schloß und vidirt die ärztlichen Protokolle, dann in größerem Zwischenraume die Adjutanten, der Arzt und der Hofmarschall. Der König ißt gerne und reichlich, trinkt einige Glas Bier und verlangt ab und zu mit scharfer Commandostimme Sect, den er

gerne zu sich nimmt. Bei der Tafel will König Otto völlig ignorirt sein, wie er sich auch um die weiter unten sitzenden Cavaliere nicht kümmert. Giebt der Arzt das verabredete lautlose Zeichen, so wird dem König das Gewünschte sofort gebracht. Besondere Vorkehrungen hinsichtlich des Bestecke existiren nicht, der König gebraucht Messer und Gabel in normalem Zustande, nur die Serviette wird von ihm stellenweise verschmäht und dafür der Rock benützt, dessen Reinigung dann einige Arbeit verursacht. In den elegant eingerichteten Appartements des Königs, die durchwegs im Erdgeschosse liegen, während die Dienerschaft u. s. w. den ersten Stock bewohnt, ist das Schlafzimmer mit allem Comfort ausgestattet, und benützt der Kranke die Toilettegegenstände sehr häufig, nur vom Baden will er trotz der prachtvollen Cabine wenig wissen und hat es Schwierigkeiten, ihn dazu zu bewegen. Ebenso hegt Otto I. eine gründliche Antipathie gegen das Fahren. Wird er nach Rücksprache mit dem Arzt gefragt, ob eine Ausfahrt angenehm ist, so pflegt der König häufig dem Kammerdiener erbost zuzuschreien: „Ich fahre nicht!“ Aeußerst empfindlich ist König Otto gegen das Schließen von Thüren, die aber durchaus nicht mit Gucklöchern versehen sind. Es ist Befehl, daß alle Thüren der Flucht im Erdgeschosse während des Tages geöffnet bleiben, auch die Thüren nach dem Garten hinaus. Findet der König eine geschlossene Thür, so geräth er geradezu in Wuth und schlägt mit wuchtigen Faustthieben auf dieselbe los. Seit er die Fenster nach der Straßenseite zertrümmert hat, sind dieselben mit Eisengittern versehen, und als wenn diese ein Schutz für das zerbrech-

liche Glas wären, ist von dieser Zeit an keine Scheibe mehr zertrümmert worden. Die Abneigung des Königs gegen Ausfahrten wird darauf zurückgeführt, daß auf der Straße sich Neugierige einfinden, deren Anglotzen der Kranke peinlichst empfindet. Wenn Ausfahrten stattfinden, dann muß der Wagen an der Rückseite des Schlosses warten. Hier ist es einmal passirt, daß der wie traumverloren in die Luft starrende König den Wagentritt fehlte und daneben trat. Mit einem Satze sprang er zurück ins Haus und schrie: „Ich fahre nicht!“

Daß der König sich, wie geschrieben wurde, nach „seinem lieben München“ sehne und öfters den Wunsch, in die Residenz zu fahren, geäußert habe, ist — wie mit Bestimmtheit versichert wird — unwahr. Was die Beschäftigung des Königs betrifft, so nimmt er wohl ab und zu eine der aufliegenden Zeitungen, als „Münchener Neueste Nachrichten“, „Münchener Fremdenblatt“, „Augsburger Abendzeitung“ und die „Neue Freie Presse“ zur Hand; ob er sie aber liest und den Inhalt erfaßt, vermag man nicht anzugeben. Seine Umgebung ist unablässig bemüht, auf Zerstreuung des Kranken zu sinnen. Im heurigen Frühjahre kam Jemand auf den Gedanken, in des Königs Zimmer eine kleine Spieldose zu legen. Der Monarch horchte erstaunt auf die leise Musik, und ein Freudenschimmer flog über sein Antlitz. Einer von den fünf Pflegern meldete diese Gefühlsäußerung, die rechtzeitig beobachtet werden konnte, sofort dem jourhabenden Arzte. Das verständigte Hofmarschallamt erstattete weiteren Bericht und es wurde schleunigst ein großes Spielwerk im Werthe von 5000 Mk.

angeschafft. Allein die erwünschte Wirkung konnte nicht erzielt werden, der König reagirte auf die Musik der großen Spieluhr nicht mehr und zeigte im Laufe der Zeit sogar direkten Widerwillen, so daß das Instrument aus den königlichen Appartements entfernt werden mußte.

Die Umgebung des Königs hat Beweise dafür, daß der Kranke einzelne Personen erkennt, und in lichten Augenblicken ist es vorgekommen, daß er auch einzelne Herren angesprochen hat. So soll Otto I., als ihm die Krone Bayerns zufiel, seinem Kammerdiener gegenüber geäußert haben: „Von jetzt ab mußt Du Majestät zu mir sagen."

Alle diese Angaben der „N. N." werden von andrer Seite als falsch bezeichnet, bis auf die eine, daß der König vollständig apathisch ist. Alle übrigen Angaben könnten theilweise stimmen, wenn man dieselben auf mindestens drei Jahre zurückdatirt. Seit mehr als einem Jahre ist der unglückliche Bayernkönig so vollständig willensunfähig, daß alle in dem bezogenen Artikel ihm zugeschriebenen Willensäußerungen Fabel sind. Es ist bekannt, daß der König an Gehirnverhärtung leidet, einer Krankheit, die unheilbar fortschreitet; bei dem König ist sie schon seit langem in das Stadium getreten, welches vollständige Apathie zur Folge hat. Es ist daher unwahr, daß der Monarch, wie es in dem Artikel der „N. Nachrichten" heißt, leicht erregbar sei und in Folge dessen nicht dulde, daß man seinen verwilderten Vollbart, den er thatsächlich überhaupt nicht trägt, mit der Scheere kultivire. Was der Artikelschreiber Erregbarkeit nennt, dürften vielleicht die zeitweisen Tobsuchtsanfälle sein, denen der Kranke dem Stadium seiner Krank-

heit entsprechend, naturgemäß unterliegt. Dieselben haben aber nichts mit äußeren Einflüssen, wie Aerger, Zorn u. dergl. zu thun; man kann den König ebenso wenig zum Zorne reizen, wie man ihm auch keine Freudenbezeugung abgewinnen kann. Lichte Augenblicke sind der Natur der Krankheit nach ausgeschlossen, daher auch selbstverständlich das Erkennen einzelner ihn umgebenden Persönlichkeiten. Wenn es in dem Artikel der „N. Nachrichten“ weiter heißt, der König rauche 30 bis 36 Cigaretten des Tages, er sitze mit den Kavalieren bei Tafel und wolle (!) vollständig ignorirt sein, wie er auch seine Tischgenossen ignorire; er befehle ferner mit scharfer Kommandostimme Sekt, gebrauche Gabel und Messer wie im normalen Zustande, so muß man geradezu staunen über die Keckheit, mit der der Artikelschreiber der „N. Nachrichten“ seinen Ausführungen, von denen jede einzelne vollständige Unkenntniß der Verhältnisse verräth, den Stempel der Authentizität zu geben sucht. Der arme Kranke hat vom Sekt nicht mehr Wahrnehmung, wie vom Wasser, er ißt und trinkt, weil er dazu genöthigt wird, zur Erhaltung seines Leibes, und thut beides nicht selbständig, er muß auch in dieser Richtung wie überhaupt behandelt werden wie ein Säugling. Demnach ist es wohl überflüssig, zu widerlegen, daß der König eine gründliche Abneigung gegen das Fahren habe, daß er äußerst empfindlich gegen das Schließen der Thüren sei, die durchaus nicht mit Gucklöchern versehen seien, wie der „wohlunterrichtete“ Korrespondent schreibt. Letzteres ist freilich nicht der Fall, wäre auch sehr überflüssig, denn der hohe Patient ist keinen Augenblick allein, muß vielmehr beständig von Wärtern um-

geben sein. Es ist selbstverständlich, daß alles Mögliche geschieht für das leibliche Wohl des Königs, von einem geistigen ist nicht die Rede, daher es mehr als lächerlich erscheint, wenn gesagt ist, man lege dem Könige die „Neuesten Nachrichten“ und andere Blätter vor. Artikelschreiber fügt hier an: „daß man nicht anzugeben vermag, ob er sie liest, oder deren Inhalt erfaßt.“ Jeder Vernünftige wird sich fragen, wie ist es möglich, daß man einen so hochgradig Geisteskranken unbeschränkten Gebrauch von Zündhölzchen machen läßt.

Es war an einem herrlichen Juli-Nachmittage des Jahres 187*, als eine kleine Gesellschaft von drei Damen, von einem Stallmeister begleitet, im Taunuswalde bei Wiesbaden einen Spazierritt unternahm. Die Damen schienen ein angenehmes, heiteres Gespräch zu führen, denn ab und zu ertönte ein helles Auflachen durch die Waldesstille, die in einem Augenblicke nur durch das Getrappel oder zeitweilige Wiehern der muthigen Rosse unterbrochen wurde. Besonders die jugendliche Komtesse v. L. befand sich in fast übermüthiger Laune und wußte durch ihre liebenswürdige Geschwätzigkeit ihre beiden bedeutend älteren Begleiterinnen zu gleich lebhafter Fröhlichkeit hinzureißen.

Nach einem etwa halbstündigen Ritt durch den Forst machte die Gesellschaft Halt, stieg von den Pferden und ließ sich nahe am Waldessaume nieder. Für einen guten Imbis und einen erfrischenden Trunk war reichlich gesorgt, und bald erwies man dem mitgebrachten Proviant alle Ehre. Jetzt ertönten Hufschläge von ferne und nach wenigen Sekunden sprengten in schnellem Trabe zwei schmucke Reiter

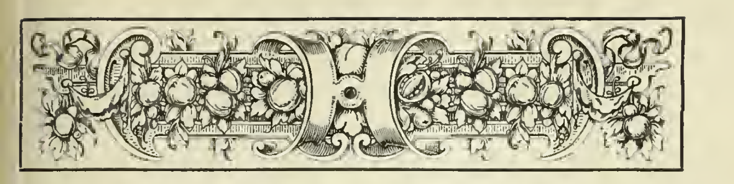
einher. Der eine, ein Mann von etwa dreiundzwanzig Jahren, bemerkte die im Walde campirende Damengesellschaft, zog die Zügel seines Pferdes straffer an und brachte das edle Thier zum Stehen. Auch der Andere, ein Offizier, folgte diesem Beispiele. Nach einer kurzen Unterredung begab sich der Offizier zu den Damen und bat im Namen seines Begleiters um die Erlaubniß, sich der Gesellschaft anschließen zu dürfen. Mit Vergnügen wurde diesem Wunsche entsprochen. Die unvermeidliche Ceremonie des gegenseitigen Vorstellens war bald vorüber und es währte nicht lange, so gewann wieder die früher herrschende fröhliche Stimmung in der Gesellschaft die Oberhand. Komtesse v. L. entfaltete mit wahrer Virtuosität all' ihre Liebenswürdigkeit, um die Gäste — besonders aber den stolzen jungen Mann, der einen schlichten bürgerlichen Anzug trug — zu bezaubern. Vielleicht hatte sie mehr erreicht, als sie sich vor wenigen Augenblicken hätte träumen lassen . . . . Plötzlich sprang die elegante Schöne auf, neigte sich zu einem Erdbeerstrauche und überreichte dem jungen Manne, dessen Augen schwärmerisch erglühten, drei Erdbeeren. Dieser lispelte einige freundliche Dankesworte, führte eine Erdbeere zum Munde, zog aus der Tasche eine silberne Kapsel hervor und bewahrte darin sorgfältig die beiden anderen Erdbeeren. Es war eine schöne Stunde, die er in der Gesellschaft der jungen Dame verlebte. Waren es die feurigen Blicke der dunklen Augen, war es die majestätische Gestalt, war es die sympathische Stimme, der helle Klang des glückseligsten Auflachens, was ihn fesselte? Wer weiß es! Man mußte an den Aufbruch denken. Sie sagten einander beim

Abschiede nicht viel, sie sahen einander wieder und immer wieder an, und dann — trennten sie sich für immer.

Als die Meldung durch die Blätter die Runde machte, daß der zukünftige Thronerbe Bayerns, Prinz Otto, geistig umnachtet und nach dem stillgelegenen Schlosse Fürstenried gebracht worden sei, konnte man in den französischen Zeitungen lesen, daß Komtesse v. L., eine vielgefeierte Schönheit, dem weltlichen Leben entsagt habe und in ein Kloster der barmherzigen Schwestern eingetreten sei.

Mag auch Alles dem unglücklichen Fürsten aus dem Gedächtnisse entschwunden sein, als sich ein düsterer Schleier über sein geistiges Auge senkte; ein Bild zaubert ihm doch vielleicht zuweilen die Phantasie noch vor. Wenn der Sommer naht, und im Walde die Erdbeeren zu reifen beginnen, dann ergreift den königlichen Kranken zu Fürstenried eine unbeschreibliche Sehnsucht danach, Erdbeeren zu pflücken. Es ist eine beglaubigte Thatsache, daß man diesem Wunsche des Königs noch bis in die letzte Zeit nachkam. Obwohl der bemitleidenswerthe Fürst beim Anblick einer Erdbeere noch einen Schimmer von dem Glücke und der Seligkeit längst vergangener Tage empfindet?





Dresden.

Gustav Freitag hat erst jetzt (Ende 1889) in seinen Erinnerungen an Kaiser Friedrich III. sich zur Autorschaft der im Jahre 1866 (nach dem Kriege) erschienenen Brochüre „Was wird aus Sachsen?" bekannt, die seiner Zeit viel Aufsehen machte und in Sachsen selbst, bei den Liberalen, viel Anklang fand. Die Tendenz der Schrift ergeben die Schlußworte: „Was also wird aus Sachsen? Unser König kann sich den Forderungen des Bundesstaates nicht unterordnen, und wenn er sich unterordnete, so wäre der Zustand, der daraus hervorgeht, ein Unglück für ihn, und ein Unglück für das Land. Das sächsische Volk aber kann sich nicht ausschließen lassen aus dem Bundesstaat, um sein geliebtes Königshaus zu bewahren, denn dieser Ausschluß wäre ebenfalls ein Unglück für das Land und deshalb zuletzt auch ein Unglück für unsere Fürsten. Das ist der verhängnißvolle Gegensatz. Er ist nicht unsere Schuld. Unser Volk hat treu zu seinem Könige gehalten; noch zu dieser Stunde ist der Gedanke an eine Trennung von ihm für sehr Viele tiefschmerzlich und unerträglich. Wäre unser König bei uns geblieben! Aber er selbst hat sein Geschick von dem seines Volkes gelöst. Denn das sächsische und preußische Blut,

welches nach seinem Willen im Bruderkampfe auf die Erde rann, ist zu einem dunkelen Todtenstrom geworden, welcher den König in fernem Land von seinem Volke scheidet. Kein Patriotismus vermag diese fürchterliche Thatsache zu leugnen und keine Staatskunst mag zu vereinigen, was sich seit dem Krieg getrennt hat; den Vortheil unseres Herrschers und den Vortheil des sächsischen Volkes. Der Majestät unseres Königs steht vor Anderen zu, dies zu erwägen und danach zu handeln. Der König hat, davon sind wir überzeugt, die stille Erkenntniß, daß er zum Segen für sein Volk nicht regieren kann innerhalb des neuen Bundesstaates. Möge der erlauchte Herr das offen erklären. Und sein ehrliches Urtheil sagt ihm, davon sind wir überzeugt, daß wieder das sächsische Volk nicht bestehen kann ohne thätigen Antheil am neuen Zollverein und Bundesstaat. Wir werden es als groß und hochgesinnt ehren, wenn er auch das offen ausspricht. Uns Sachsen aber zwingt eine harte Nothwendigkeit: Wir können nicht leben und gedeihen ohne den Zollverein und Bundesstaat, wir können fortan nur leben und gedeihen als ein Theil des großen Deutschlands. Und wenn unser erlauchter Herr und König nicht das Fürstenwort spricht, welches uns löst von alten liebgewonnenen Banden, so werden wir in Trauer und mit Selbstüberwindung, aber in richtiger Beurtheilung der unerhörten Lage, in die wir versetzt sind, unsererseits gesetzlich erwählte Vertreter fordern, damit diese erklären: Unsere Zukunft muß sein, preußisch zu werden."

Selten ist ein politischer Prophet von der Wirklichkeit so verleugnet worden, wie in diesem Falle. G. Freitag mag auch wohl sehr bald sich hinterher haben belehren

lassen, daß er sich 1866 geirrt und mehr dem Drängen seiner Partei, als seiner wirklichen Ueberzeugung nachgegeben habe.

Wir verdanken demselben Politiker und Dichter zwei Urtheile aus dem Kriege von 1870/71 über die damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, den späteren Kaiser, und Albert — den heutigen König. Herr Rodd, der Verfasser der bekannten Biographie von Kaiser Friedrich III., die trotz der Vorrede der Kaiserin mancherlei Irrthümer enthält, legt sonderbarer Weise jene Urtheile einem bayerischen Offizier in den Mund, wir wissen nicht, aus welchem Grunde. Sie rühren, wie gesagt, von G. Freitag her und lauten: „Neben dem Könige (Wilhelm) hat der Kronprinz vollen Theil an der Liebe und Begeisterung des Heeres. Ihm war vergönnt, mit einer Armee, welche fast alle süddeutschen Truppen einschloß, die ersten Siege zu erkämpfen und noch bei Sedan die Entscheidung herbeizuführen. In der schwierigen Stellung als Befehlshaber eines zum großen Theil nichtpreußischen Heeres hat er eine vortreffliche Art bewährt, die verschiedenen Elemente zu verbrüdern. Er hat seine Süddeutschen keineswegs mit besonderer Huld bedacht, als ob er um ihre Zuneigung werbe. Im Gegentheil, er hat ihnen zugemuthet, was sie irgend leisten konnten, er hat den Befehlshabern ein ernstes Feldherrnurtheil nicht erspart, und er hat den Bayern im Anfange mehr als einmal gezeigt, daß er sich bei schwerem Dienst am meisten auf die Preußen verlasse. Aber gerade durch die gemessene Haltung und Gerechtigkeit gewann er zuerst das Zutrauen; daß er überall zu Siege führte, steigerte die Wärme; die herzvolle und ehrliche

Freundlichkeit gegen die Einzelnen that das Uebrige. Und ihm zumeist verdanken wir das brüderliche Verhältniß unter den Truppen und daß der Bayer am liebsten mit dem Preußen Arm in Arm geht. Bei dem Kronprinzen vermag wohl selbst der Fernstehende zu beachten, wie jenes persönliche Verhältniß des fürstlichen Feldherrn zum Soldaten in dem Gemüthe des Fürsten sich darstellt. Auch die Gemeinen sind ihm Kameraden für Leben und Tod, er spricht zu ihnen nicht herablassend und gnädig, sondern mit einem so deutlichen Ausdruck von persönlichem Antheil und mit Anflug von guter Laune, daß den Leuten jedesmal das Herz aufgeht. Ebenso ihm selbst. Es begegnete ihm, als er einem Gemeinen eine seltene militärische Auszeichnung überreichte, daß er in seiner Freude den Tapfersten unter den Tapferen beim Kopfe nahm und küßte. Es war durch einige Augenblicke lautlose Stille, den Leuten zitterten die Gewehre in der Hand. Aber nicht nur als Führer der Truppen erprobt hat sich der Fürst, auch für andere Interessen hämmert dieses eherne Jahr an dem reinen Metall seiner Seele. Er ist ein beherzter Mann und hat durch die Ruhe und muthige Zuversicht seines Wesens in dem Rathe der Aelteren eine sichere Bedeutung gewonnen. Möge uns Allen einst zum Segen werden, was dieser Feldzug Gutes an ihm gereift hat. — Da hier auf deutsche Kriegsfürsten die Rede kam, so darf der Name eines Dritten nicht verschwiegen werden, der unter den Führern des deutschen Heeres schnell zu einer hervorragenden Stellung gelangt ist. Kronprinz Albert von Sachsen — sein Lob wird uns nicht als sächsische Artigkeit ausgelegt werden — gilt in dem engeren

Rath der Generale, welche den Kaiser umgeben, für eine der großen Hoffnungen des deutschen Heeres, bei Weitem für das größte militärische Talent unter den nichtpreußischen Führern. Streng gegen seine Truppen, ein umsichtiger Feldherr, der selbst arbeitet, zuverlässig, jeder Aufgabe gewachsen. Er hat bei Metz, Beaumont, Sedan, vor Paris in seiner schlichten Weise alles gut gemacht, nicht ihm fallen die großen Verluste der Sachsen am 30. November und 2. Dezember und das Furchtbare ihres Kampfes mit spärlichen Resultaten zur Last; wohl aber hat er hervorragenden Antheil an dem Entschlusse zum Bombardement. Er war es, der selbstständig auf der Ostfront die Vorbereitungen traf und den Geschützkampf gegen den Mont Avron durchsetzte. Und es ist für uns Deutsche eine neue Annahme, mit der man sich vertraut zu machen hat, daß dem neuen Kaiserreich das Königshaus Sachsen einen der bedeutendsten Reichsfeldherren stellt. Der Kronprinz hat auf die Frage, was aus Sachsen wird, eine unerwartete Antwort gegeben. Wir aber dürfen hoffen, daß die Erfahrungen, welche er als Feldherr erworben hat, auch dazu helfen werden, die Isolirung des 12. Korps in der Bundesarmee soweit aufzuheben, als zum Vortheil des Korps und eines einheitlichen Geistes im Heere noch nöthig ist.“

In Bezug auf das Schicksal, dem Sachsen nach dem Kriege von 1866 entgangen ist, sind die Nachrichten sehr verworren. H. Delbrück erzählt in seinen „Erinnerungen an Kaiser Friedrich“: „Großes Gewicht legte Kaiser Friedrich auf die vermittelnde Rolle, die er als Kronprinz bei den Verhandlungen in Nicolsburg gespielt hat. „Sie wissen,

sagte er, daß mir die Bismärckerei der Confliktszeit sehr zuwider war, nun aber, da das Heil des Vaterlandes auf dem Spiele stand, ging ich zu Bismarck und versicherte ihm, daß ihm meine Unterstützung nicht fehlen sollte." — „Als ich in Nicolsburg den steilen Schloßberg hinaufging, begegnete mir auf der halben Höhe der General von Moltke, der mir sagte: „Sie finden oben Alles in der schlimmsten Bagarre, der König und Bismarck sehen sich nicht. Der Kaiser von Oesterreich hat durch die Vermittelung des Kaisers Napoleon Frieden angeboten, aber die Integrität Sachsens als Bedingung gestellt. Das will der König nicht zugeben." „Als ich hinaufkam fand ich es wirklich so, der König und Bismarck hatten sich eingeschlossen und Keiner wollte zum Andern. Ich machte nun den Vermittler. Es wurde ein Kriegsrath berufen und die Sache verhandelt. Da wandte sich der König — das einzige Mal, wo er das gethan hat — an mich und sagte: „Sprich Du im Namen der Zukunft." Der Kronprinz erzählte nun sehr eingehend die weiteren Verhandlungen mit Sachsen bis zu dem definitiven Abschluß in Berlin durch den König Johann persönlich."

Sicher hat sich die Sache so, wie sie Herr Delbrück erzählt, nicht verhalten, höchstens das Wort „Bismarckerei" ausgenommen. Herzog Ernst von Coburg in seinen „Denkwürdigkeiten" erzählt uns das Gegentheil. König Wilhelm wollte überhaupt von Annexionen nichts wissen, und Bismarck und der Kronprinz hatten Mühe, wenigstens einige der occupirten Länder in Preußen einzuverleiben.

Herr v. Bismarck wurde gleich nach dem Kriege die

Aeußerung zugeschrieben: „Die ganze europäische Maschinerie wird in Bewegung gesetzt, um Sachsen zu halten; aber das beweist uns nur, wie gefährlich Sachsen für uns ist. Sachsen ist der Punkt, wo das Ausland seine Hebel ansetzen will, um die innere Consolidirung Deutschlands zu hindern und uns im Falle eines Krieges Verlegenheiten zu schaffen und eben darum muß Sachsen ganz unschädlich gemacht werden.“ Während des Krieges von 1870 sagte bei einer Gelegenheit, wo von Herrn Savigny die Rede war, Herr von Bismarck: „Der ist schuld, daß wir den Friedensvertrag mit Sachsen haben, wo namentlich die Militärverhältnisse nicht richtig geordnet sind. Den hat er abgeschlossen, nicht ich; denn ich lag damals schwer krank auf dem Rücken. Als ich den Vertrag zuerst in die Hände bekam, wollte ich ihm dazu gratuliren; wie ich mir aber die Bestimmungen genauer ansah, kriegte ich ganz andere Gedanken und unterließ es.“ Der Kanzler war übrigens der Ansicht, daß der Katholizismus Savigny's Miturfache seiner Nachgiebigkeit gegen die sächsischen Unterhändler gewesen sei. Dessen späteres Frondiren auf der Seite der Ultramontanen erklärte er aus sehr äußerlichen Ursachen.

An die diplomatische Thätigkeit des 1886 verstorbenen Staatsmannes Grafen Beust im Interesse der Erhaltung der Selbstständigkeit Sachsens im Jahre 1866 hatte sich eine so üppige Legendenbildung geknüpft, daß dieser seitens der „Nordd. Allg. Ztg.“ an hervorragender Stelle entgegengetreten und folgendes konstatirt wurde:

„Das „Leipziger Tageblatt“ hat dem Grafen Beust einen Nachruf gewidmet, der von verschiedenen Zeitungen

reproducirt worden ist und in dem auch von Unterhandlungen mit Frankreich die Rede ist, die vor und nach der Schlacht von Königgrätz in Bezug auf das Königreich Sachsen stattgefunden haben sollen. Das „Leipziger Tageblatt“ ist der Meinung, daß Kaiser Napoleon auf Anregung des Grafen von Beust im Jahre 1866 im preußischen Hauptquartier habe erklären lassen, er könne nicht zugeben, daß dem König von Sachsen ein Haar gekrümmt werde.

„Dies,“ so fuhr das genannte Blatt fort, „geschah vor der Schlacht von Königgrätz; nach der Schlacht brachte aber Napoleon zuerst eine Theilung Sachsens in Vorschlag, um bald darauf in der Besorgniß, daß die preußische Armee im Falle einer Wiederaufnahme der Feindseligkeiten ihren Einzug in Wien halten könnte, die Selbstständigkeit Sachsens vollständig preiszugeben. Dieser letzte Entschluß wurde infolge einer Störung der Telegraphenleitungen auf dem Kriegsschauplatz am 26. Juli erst einige Stunden nach der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien in Nikolsburg bekannt.“

„Der Verfasser des Artikels des „Leipziger Tageblatt“ ist hiernach mit den Verhältnissen, über die er schreibt, nicht durchgängig vertraut. Thatsache ist, daß bis nach der Schlacht von Königgratz von seiten Frankreichs überhaupt keine Eröffnung an die preußische Regierung herangetreten ist. Die französische Politik hüllte sich in berechnetes Schweigen bis zu dem Tage nach Königgrätz, wo das bekannte Telegramm des Kaisers Napoleon an König Wilhelm in Hortzig eintraf. Auch die späteren französischen Eröffnungen hatten niemals Bezug auf das Schicksal Sachsens. Erst nach dem Frieden und erst in Berlin, hat Benedetti

angedeutet, daß Napoleon sich für die Integrität Sachsens gar nicht interessirte und keine Einwendungen gemacht haben würde, wenn Sachsen das Schicksal Hannovers getheilt hätte. Vor dem Frieden waren die französischen Aeußerungen nur dahin gegangen, daß Frankreich in der Neutralität verharren werde, wenn der Zuwachs Preußens die Ziffer von 4 Millionen Bevölkerung nicht überschreiten würde. Ob dies dadurch geschah, daß man Theile von Hannover, Sachsen, Hessen und Schleswig-Holstein an Preußen abgab, oder ganz Hannover und Hessen, während Sachsen selbstständig blieb, oder Sachsen unter Aufrechthaltung der Selbstständigkeit Hannovers, darauf wurde von Kaiser Napoleon kein Gewicht gelegt. Es ist nützlich, dies festzustellen, um der Bildung neuer Legenden vorzubeugen."

Es darf hier wohl der folgende kleine geschichtliche Zug nebenbei erwähnt werden. Der jetzige sächsische König Albert, 1866 noch Kronprinz, fragte damals einen ihm persönlich nahestehenden, durch seine amtliche Stellung aber mit den diplomatischen Kreisen Berlins vertrauten Mann, „ob es wahr sei, daß Sachsen seine Selbstständigkeit einer Fürsprache des französischen Kaisers zu verdanken habe," und als der Gefragte dies nach seiner Kenntniß der diplomatischen Vorgänge entschieden verneinte, rief der Kronprinz mit sichtlich erleichtertem Herzen aus: „Gott sei Dank! Das ist mir eine große Beruhigung."

Es ist nicht für Sachsen allein, sondern für Deutschland ein Glück zu nennen, daß das feste Band der Liebe und Treue, welches die Sachsen mit ihrem Königshause verbindet, nach dem Kriege mit Preußen nicht gewaltsam

17

zerrissen worden ist. Die Wunde, die ein solcher Schlag dem Lande beigebracht hätte, würde noch heute bluten und die Freude am Reiche mehr trüben, als Welfenthum und Ultramontanismus. Sachsen hat im Kriege von 1870, wie in allen inneren Kämpfen des Reichs seitdem, eine unerschütterliche Bundesgenossenschaft bewiesen und König Albert voran drei Kaisern hintereinander Treue und Freundschaft bewahrt. Im Juli 1888 richteten die sächsischen Abgeordneten an den König eine Dankadresse, die folgendermaßen lautete:

„Ew. Königliche Majestät haben durch allerhöstdero Antheilnahme an den in Veranlassung der Eröffnung des Reichstags stattgehabten Feierlichkeiten, wie durch die Förderung der Betheiligung der andern hohen Bundesfürsten, das deutsche Volk und seine Vertretung von neuem zu ehrerbietigstem Dank verpflichtet. Wir wissen, daß Ew. Königliche Majestät, wo es gilt die Macht und das Ansehen des deutschen Reiches zu stärken und Zeugniß für die Einigkeit der deutschen Fürsten und des deutschen Volkes abzulegen, mit glänzendem Beispiel vorangehen. Mit Stolz haben wir uns im Reichstage, wenn Ew. Königliche Majestät als einer der tapfersten und treuesten Bundesfürsten bewundert und gepriesen worden sind, zu unserem sächsischen Heimathslande bekannt und in alter Treue haben wir auch in diesen Tagen bei dem Aufblick auf das uns von unserem königlichen Herrn gegebene Vorbild wiederum gelobt, brave Sachsen und gute Deutsche sein und bleiben zu wollen, so lange wir leben. Ew. Königliche Majestät wollen uns, den sächsischen Mitgliedern des Reichstages, in Gnaden gestatten,

daß wir unserem ehrerbietigstem Danke, unserer unwandelbaren Treue, unserer tiefsten Ehrfurcht Ausdruck geben, in welcher wir zeichnen als Ew. Königliche Majestät unterthänigste, treugehorsamste u. s. w. (folgen die Unterschriften sämmtlicher 23 sächsischer Reichstagsabgeordneten).

König Albert und Wilhelm II. haben sich seit dem Regierungsantritt des letzteren schon viele Besuche ausgetauscht. Eine feierliche Begegnung fand in Leipzig bei der Grundsteinlegung zum Reichstagsgebäude statt. Juni 1889 wohnte der Kaiser der Wettinfeier in Dresden bei. Sachsen beging die 800jährige Gedenkfeier des Tages, an welchem dereinst das Wettin'sche Haus seine Herrschaft über das sächsische Land, insbesondere die Markgrafschaft Meißen, antrat. Das gesammte Königreich, Stände, Armee, Industrie und Gewerbe, insbesondere aber die Hauptstadt Dresden boten das Möglichste auf, das Fest des Königlich sächsischen Hauses in würdiger Weise zu ehren und es als ein Fest des Landes und der Hauptstadt zu begehen. Aber darüber hinaus nahmen sämmtliche deutsche Fürstenhäuser durch Entsendung von Vertretern, nahmen Bundesrath und Reichstag durch ihre Abordnungen, endlich der Kaiser in Person an einem Feste Theil, welches, einen der wackersten Stämme betreffend, damit auch ein gemeinsames Fest des gesammten Vaterlandes war. Denn darin gerade spiegelt sich auch in friedlichen Tagen die erhebende Bedeutung der deutschen Einheit des wiederhergestellten Reichsverbandes, daß nichts, sei es Freud oder Leid, den einzelnen deutschen Stamm allein berührt. Nicht wie ehedem lose neben einander geschichtet, sondern unzertrennbare Glieder einer un-

löslichen Kette leben heute die deutschen Stämme mit einander und für einander, alle für einen, einer für alle. Von dem Glanze, welcher das Reich umgiebt, strahlt heute ein lichter, voller Antheil auf Sachsen und sein Königshaus, auf das sächsische Volk, welches mit reichen Opfern an Gut und Blut die Bausteine zu dem großen Neubau des Reiches herbeischaffen half; auf das Königshaus, welches treu und willig an Rechten und Pflichten alles darbrachte, dessen Kaiser und Reich zu machtvoller Geltung und Wirksamkeit bedürfen, auf den König selbst, welcher heute der letzte von den obersten Heerführern des großen Krieges, an den glänzenden Ruhmestagen von St. Privat, Beaumont, Sedan und Champigny einen so hervorragenden persönlichen Antheil hat. Der Widerschein von allem, was Sachsens Königshaus, Volk und Heer in jener großen Zeit der deutschen Wiedergeburt geleistet, umschwebt heute das ehrwürdige Rautenbanner und durch die Fahnen der sächsischen Regimenter geht das Rauschen deutschen Waffenruhmes.

Kaiser Wilhelm hatte nach seinem Eintreffen in Dresden sich zu allgemeiner Enttäuschung dahin erklärt, daß er darauf verzichten müsse, dem Armeefeste beizuwohnen. Dabei blieb es auch bis nach Schluß der Galatafel, und schon war alles zur Abreise bereit, war das Gepäck des Kaisers und seines Gefolges nach dem Bahnhofe gebracht worden und hatten sich auch der preußische Gesandte und der Stadtkommandant dahin begeben, als der Gegenbefehl gegeben wurde, und ein reitender Bote dem General von Minckwitz die Kunde brachte, daß der Kaiser doch noch dem Armeefeste seine Gegenwart schenken werde. Diese

plötzliche Aenderung des Beschlusses war, gutem Vernehmen nach, dem Umstande zuzuschreiben, daß der Kaiser ein Gespräch seiner unmittelbaren Umgebung mit angehört hatte, worin eine offizielle Vertretung des preußischen Heeres bei einer Huldigung, welche die treuen Kampfgenossen ihrem ruhmreichen Feldherrn und König darbrächten, als doch recht erwünscht bezeichnet wurde, auch äußerte der im kaiserlichen Gefolge befindliche Generallieutenant v. Hahnke, daß er zu diesem Zwecke einen 24stündigen Urlaub erbitten wolle. Da soll sich der Kaiser mit den Worten in's Gespräch gemischt haben: „Nun, da wird es wohl das Richtigste sein, daß ich meine Armee vertrete. Bestellen Sie den Wagen ab."

Im September 1889 wohnte der Kaiser den Manövern in Sachsen bei. Er hat damals in seinem auf den König Albert von Sachsen ausgebrachten Trinkspruch Beziehungen zu diesem aufgedeckt, die man überraschend nennen kann. Bisher haben weder die zahlreichen Biographen unseres Kaisers, noch gelegentlich die Zeitungen etwas davon zu melden gewußt, daß jene Beziehungen schon seit Jahren einen Charakter der Art getragen haben, um dem Kaiser eine Dankespflicht aufzuerlegen, eine Schuld, die er abzutragen habe, nicht für bloße Bundestreue, sondern für väterliche, langjährige und besondere Dienste, die der König von Sachsen dem Kaiser Wilhelm darüber hinaus geleistet hat, indem er „mit unwandelbarer Treue und Gnade für unseren Kaiser gesorgt und sich um ihn gekümmert hat." „Wie Ew. Majestät, sagte Kaiser Wilhelm, es wohl bekannt ist, hat dereinst mein verstorbener Herr Vater mich Ew. Majestät besonders

an's Herz gelegt, mit der Bitte, Sie möchten für mich sorgen, wenn ihn einmal etwas Menschliches träfe. Ew. Majestät haben diese Bitte in hochherzigster Weise erfüllt und ich habe schon lange Jahre meines Lebens einen innigen Freund und väterlichen Berather an Ew. Majestät gefunden und ich bin hoch erfreut, hier warmen Dank zum Ausdruck zu bringen."

Es ist das in der That eine Enthüllung. Wir haben bisher wohl die engen freundschaftlichen Beziehungen gekannt, die zwischen den beiden Monarchen bestehen, aber hier ist doch von mehr als das die Rede, von einem gewissen väterlichen Verhältniß des Königs zum Kaiser, das ersterer als Vermächtniß des Kaisers Friedrich III. übernommen, ja schon bei Lebzeiten desselben — denn es ist von „langen Jahren" die Rede — eifrigst gepflegt hat, indem er dem Kaiser schon als Prinzen mit seinem Rathe beigestanden und zumal nach dem Tode des erlauchten Vaters, Friedrich III., und in Ausführung eines letzten Willens desselben treu und gnädig für den jungen Kaiser gesorgt, und sich um ihn gekümmert hat.

In der That wird hier der Vorhang von einer bisher uns verhüllt gebliebenen Bühne aufgezogen, zumal was das Verhältniß betrifft, in welchem König Albert schon zum Prinzen Wilhelm gestanden hat. Bisher haben wir von solchen Beziehungen, die schon dem Tode Friedrichs III. vorausgingen, noch nichts gewußt. Auch haben sich König Albert und Prinz Wilhelm vor der Thronbesteigung des letzteren nur gelegentlich in Berlin und Wien gesehen. Es muß also früher ein lebhafter Briefwechsel bestanden haben.

Wir werden dabei an die intime Freundschaft des ehemaligen Prinzen Wilhelm mit dem verstorbenen Kronprinzen Rudolf von Oesterreich erinnert. König Albert erscheint nach der neuesten Enthüllung aus dem Munde unseres Kaisers als der Dritte im Bunde.

Bekannt dagegen und noch im frischesten Gedächtniß ist der lebhafte Verkehr Kaiser Wilhelms II. mit dem König Albert seit den ersten Tagen nach der Thronbesteigung des ersteren. Der erste Besuch des Kaisers unter den deutschen Fürsten galt dem König Albert. Er eröffnete die Reihe der „Antrittsvisiten.“ Sie haben sich sodann oft gesehen und immer engere Beziehungen geknüpft. Bei Königgrätz standen der Vater unseres Kaisers und Kronprinz Albert als Feldherren sich gegenüber. Die Geschichte ist zu reich an grellen Wandlungen persönlicher und politischer Beziehungen, als daß wir lediglich um des Kontrastes willen mehr als zwanzig Jahre zurück denken. Im Gegentheil, wir wollen die Brücke herstellen, die jene Zeit mit der unsrigen verbindet.

Als Dresden im September 1866 noch von den Preußen okkupirt war, hielt Kronprinz Albert in der ersten Kammer des damals zusammengetretenen sächsischen Landtages, deren Mitglied er war, eine Rede, in der er von der Umgestaltung Deutschlands eine Erschütterung Europas und blutige Kriege befürchtete, in der er die erdrückende Militärlast beklagte, die nun das friedliche Sachsen zu tragen habe. „Aber,“ setzte er hinzu, „wir treten in das neue Verhältnis als ehrliche Deutsche ein.“ War das nicht

schon damals eine Sprache, von der wir heute nur das Echo hören?

Wenn irgend worauf die Feinde Deutschlands sich eine falsche Rechnung gemacht haben, so ist es das Verhältniß der Bundesfürsten zum Reiche. Wenn irgend was geeignet ist, sie in ihren wilden Plänen stutzig zu machen, so ist es das feste Band der Treue, das die Deutschen Fürsten und Stämme unter dem jetzigen Kaiser mehr als je verknüpft. In Sachsen hat es nicht an Elementen gefehlt, die daran zu rütteln suchten, sie sind heute zerstoben. Noch vor wenigen Jahren hatten die Hoffnungen des Partikularismus auf Prinz Luitpold von Bayern geruht; Freunde und Gegner hatten von ihm erwartet, daß er, zur Regierung gelangt, sich alsbald mit einem Ministerium aus den Reihen des Centrums umgeben würde. Er hat diese Erwartungen ebenfalls zu Schanden gemacht; er hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß er sich sonst auf den Boden der Reichsverfassung stelle.

„Wie wir Alten," so hat König Albert den Toast des Kaisers erwidert — „in schweren und guten Tagen zu Ihrem verewigten Großvater, unserem ruhmreichen Kaiser, treu gestanden haben, so werden wir und die Jüngeren dieses Korps, sowie alle, die uns nachkommen, freudig dem Rufe Ew. Majestät folgen, wenn es die Gefahr des Vaterlandes erfordert."

Das ist die Sprache, die aus allen Gauen Deutschlands, wie in denselben Tagen aus München in den Worten, die der Prinz Ludwig von Bayern an die Turner richtete, wider die Feinde Deutschlands ertönt und ihnen deutlich

sagt, wie fest gefügt der deutsche Bau dasteht, an keiner Stelle in seinem weiten Umfange dem auf Verrath lauernden Gegner eine Oeffnung bietend.

Kaiser Wilhelm II. ist den Sachsen längst ein Gegenstand der Verehrung und Liebe geworden. Eine Menge kleiner aber rührender Züge, die vom Kaiser aus seinem Aufenthalte im Königreich Sachsen bei verschiedenen Gelegenheiten erzählt werden, haben alle Herzen daselbst gewonnen.

Gelegentlich des großen Manövers wird noch folgendes mitgetheilt:

Als Kaiser Wilhelm und König Albert von der Jagd zurückkamen, und zwar von der sogenannten Oberecke, wo mehrere Stücke Hoch- und Schwarzwild erlegt worden waren, bildete das nach tausenden zählende Publikum Spalier bis hinauf zum Schloßplateau. Der Kaiser im graugrünen Jagdanzug schwenkte freundlichst den Hut und begab sich zur Tafel, das Publikum hielt sich aber in der Nähe des Schlosses auf, um die Rückfahrt ja nicht zu übersehen. Da auf einmal ertönte Gesang, eine größere Anzahl Kinder hatte sich aus eigenem Antriebe unter den Schloßfenstern aufgestellt und sang: „Den König segne Gott!“, wahrscheinlich in der Voraussetzung, von der Tafel einen Leckerbissen zu erhalten. Die Kinder wissen nämlich recht gut, daß die Königin bei ihrer Anwesenheit in Moritzburg die kleinen Sänger nach dem Gesange stets mit Rädergebackenem, Bonbons u. s. f. zu belohnen pflegt. Auch diesmal sollten sie sich nicht getäuscht haben. Es währte nicht lange, da öffneten sich beide Flügelthüren und heraus traten die

Königin und Prinzessin Mathilde mit ihren Brüdern. Es begann nun die ersehnte Spendung von Leckerbissen, und der Jubel bei den Kindern und im Publikum wollte kein Ende nehmen. Durch das „Hurrarufen" aufmerksam gemacht, erschienen kurz darauf auch der König Albert, Prinz Leopold von Bayern und der Prinzregent Albrecht von Braunschweig. Das Publikum brach wieder in stürmische Hochrufe aus, der Höhepunkt wurde aber erst erreicht, als zuletzt der Kaiser selbst erschien. Während nun die Kinder das Lied „Deutschland, Deutschland über alles" anstimmten, verneigten sich die Majestäten und Fürstlichkeiten dankend nach allen Seiten. Da kam plötzlich Prinz Johann Georg mit einer großen Fruchtschaale voll feinen Backwerks und schüttete den ganzen Inhalt unter die Kinder aus. Wie im nu verstummte der Gesang und ein Wettkampf um die Süßigkeiten begann. Die hohen Herrschaften freuten sich „königlich" hierüber und Kaiser Wilhelm ging noch einmal in das Speisezimmer zurück, holte Weintrauben und vertheilte sie eigenhändig an die Kinder. Daß nun der Jubel des Publikums keine Grenzen mehr kannte, läßt sich denken; ein Herr aus dem Publikum brachte den beiden Monarchen ein stürmisch aufgenommenes Hoch und dann erst begaben sich dieselben in das Schloß zurück.

Die Königin Caroline, Prinzessin von Holstein-Gottorp-Wasa, ist ohne Kinder. Prinz Georg, der berühmte Feldherr von 1866 und 1870, seit 1888 Feldmarschall, erbt den Thron, eventuell sein ältester Sohn.

Die verstorbene Prinzessin Georg von Sachsen war niemals ernsthaft krank gewesen. Sie lebte streng und

regelmäßig nach einem Stundenplan, den sie sich entworfen, und wich von ihren Pflichten nie ab. Gegen sich selbst war sie hart und haßte alle Verzärtelung. Deshalb war es ihr auch unangenehm, kränkliche und schwächliche Naturen um sich zu haben, auch unter den Bediensteten. Katholisch geboren, hielt die Prinzessin für sich und die Ihren streng auf den Besuch der Messe und nur in den wenigsten Fällen durften die Kinder die Kirche wegen einer unersetzbaren Unterrichtsstunde versäumen. Den Lehrstunden wohnte sie stets bei und hatte dann, da sie schon früh um 6 Uhr aufstand, mit den Ihren insgesammt bereits die Messe gehört. Den Vorträgen oder Prüfungen zuhörend, fertigte sie kunstvolle weibliche Handarbeiten und Stickereien. Abends pflegten die jüngeren Kinder um 9 Uhr zu Bette gebracht zu werden und nur Prinzeß Mathilde event. Prinz Friedrich August nahmen Theil an einem Familienleben, wie es nur zum Muster dienen könnte in vielen bürgerlichen Kreisen. Ganz unter sich lebte dann die Familie und meist las Prinz Georg vor. Die Verstorbene hatte ein mildes Herz bei aller Zurückhaltung des Wesens. Sehr liebte sie die Thiere, namentlich Vögel, Tauben und Hühner, die sie Sommers in Hosterwitz selbst in ihrer bergan gelegenen Volière aufsuchte und fütterte. Unter vielen Vögeln war war sie einem Staar zugethan, der geschickt und munter das Studentenlied „gaudeamus igitur" pfiff. Die kleine Welt, mit der sie sich umgeben, steht verwaist, verwaist auch ihr Atelier im prinzlichen Palais, in welchem sie, die ein großes Talent besaß, nach der Natur zu zeichnen, gern und vielweilte und malte. Am beklagenswerthesten aber waren die

jüngsten Kinder. Die letzten Delirien waren zärtlich besorgte Rufe nach ihrem Gatten, ihrer Josephine und dem zarten kleinen Prinz Albert.

Die Prinzessin Georg hat 6 Kinder hinterlassen, wovon das älteste die Prinzessin Mathilde ist, das zweite der Thronerbe Prinz Friedrich August, jetzt 24 Jahr alt.

Herr v. Nostiz-Wallwitz, Minister des Innern, ist zugleich Minister des königlichen Hauses. Der Hofstaat umfaßt außerdem den Ober-Hofmarschall Freiherr v. Könneritz, den Ober-Kammerherrn Graf Vitzthum v. Eckstädt, den Hausmarschall Graf zu Münster, den Oberstallmeister Major v. Ehrenstein.

Eine hohe und seltene Auszeichnung durch den deutschen Kaiser wurde dem Staats- und Kriegsminister, General der Kavallerie Grafen Fabrice, nach den großen Herbstübungen des sächsischen Armeekorps zu Theil. Kaiser Wilhelm II. verehrte dem um Sachsen und das Reich in Krieg und Frieden hochverdienten General und Staatsmann, welcher sich bereits im Besitz der höchsten preußischen Orden befindet, seine Büste in Marmor. Das herrliche Kunstwerk ist bereits vor längerer Zeit in Dresden eingetroffen und hat seinen Ehrenplatz in demselben Zimmer gefunden, welches auch durch die Marmorbüste des Kaisers Wilhelm I., ein Geschenk des verewigten Monarchen nach den glänzenden sächsischen Kaisertagen 1882, sowie durch jenen großen silbernen Ehrenschild, ein Meisterstück moderner Modellir- und Eiselirkunst, geschmückt ist, den die Offiziere des Königlich sächsischen (XII.) Armeekorps zusammen mit jenem seitdem vom Grafen Fabrice getragenen Ehrensäbel

darbrachten, als der General am 1. Juli 1884 sein 50jähriges Dienstjubiläum feierte. Nächstens wird Sachsens Kriegsminister dieses sein hohes Amt volle 25 Jahre bekleiden; er erhielt das Portefeuille als solcher nach dem Rücktritt seines Vorgängers, des Generals v. Rabenhorst, am 21. Oktober 1866 zu Karlsbad, wohin er dem König Johann die Vereinbarung wegen des Friedensschlusses mit Preußen gebracht hatte. Ein eigenthümlicher Zufall ist es, daß auch das Kavallerie-Regiment, in welchem Graf Fabrice zuerst die Offiziersepauletten trug, das heutige 2. Husarenregiment Nr. 19, im Jahre 1891 ein Jubiläum begehen wird, und zwar die 100jährige Feier seiner Errichtung, welche am 30. Juli 1791 durch allerhöchste Kabinetsordre von Pillnitz aus befohlen wurde.

Der kürzlich verstorbene sächsische Finanzminister von Könneritz war der Schwiegersohn des Grafen Beust gewesen. Er hatte die Freiin Marie von Beust, des später in Oesterreich Gegraften einzigen Tochter aus der Ehe mit Freiin Mathilde von Jordan, geheirathet, bald nachdem der sächsische Ministerpräsident seinen Abschied genommen und nach Wien übergesiedelt war. Ferner sei daran erinnert, daß der Sproß des altberühmten Meißnischen Adelsgeschlechts derer von Könneritz nur allein im laufenden Jahrhundert dem heimathlichen Staate, abgesehen von dem jetzt Verstorbenen, einen Staats- und Justizminister, einen Oberhofmeister der Königin, einen Kreisdirektor zu Dresden und einen Generaldirektor des Dresdener Hoftheaters gegeben hat.

Der Name Beust erinnert uns an die Zeit, wo Herr

von Seebach Minister in Paris war. Versetzen wir uns einen Augenblick in das Paris des zweiten Kaiserreichs. Napoleons stolzeste Wünsche sind in Erfüllung gegangen: seine Gemahlin hat ihn, hat Frankreich mit einem Kinde beschenkt, das, so hofft der frohe Vater, dereinst nach ihm die Krone tragen und sie im Stamm der Bonaparte forterben soll. Während in Paris sich Fest an Fest drängt, schreiten die Troupiers Frankreichs gehobenen Hauptes und stolzen Schrittes durch die Straßen des eroberten Sebastopols. Jeder Stein in den Wällen der Pontusveste bezeugt ihre Tapferkeit und Ausdauer. In dem prachtvollen Hôtel auf dem Quai d'Orsay tagen gleichzeitig die Vertreter der fünf Großmächte, der Türkei und Sardiniens, um den „ewigen Frieden" fertig zu machen. Walewski ist da und Mehemet Djemil Bey, der türkische Reformator, Herr von Manteuffel, der spät Eingeladene, und Camillo Benso di Cavour, der den kleinsten Staat repräsentirte und die Vertreter aller Großmächte um Haupteslänge überragte. Beim Taufschmaus zu Ehren des Prinzen, den man als „Kind von Frankreich" pries, erhob der Gesandte des Freiherrn von Beust, der geistreiche und gewandte Baron Seebach sein Glas: „Ich trinke," sagte er, „auf die Gesundheit dieses Kindes, das wie ein Regenbogen nach Stürmen erscheint, als Botschaft des dauernden Friedens!" . . . . . Und die Gläser klangen hell zusammen.

Vier und dreißig Jahre sind seitdem verflossen. Die Generation, die jenen hoffnungsfreudigen Toast erklingen hörte, lebt noch, die Männer von damals sind nun zu Greisen, die Jünglinge zu Männern gereift. Fünf große

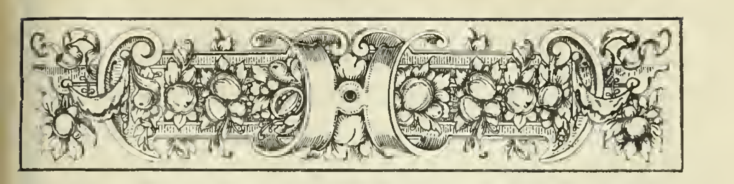
und blutige Kriege sind seitdem verheerend über den Welttheil weggebraust: in den Ebenen der Lombardei, in den Marschen Schleswigs, in Böhmen und an den Rebengeländen des Main, in Frankreichs lachenden Fluren und in den Ebenen und Bergen Bulgariens haben sich europäische Heere gemessen. Im fernen Spanien haben Basken mit Castilianern gerungen, der heldenmüthige Zug eines Condottiere hat zwei italische Königreiche dem Hause der Bourbons entrissen. Der Prinz, dessen Geburt als Unterpfand und Bürgschaft des ewigen Friedens verkündet wurde, ist als Entthronter und Verbannter auf fremdem Boden gestorben. Der ewige Friede, den unter beifälligem Zuruf der Diplomaten Freiherr von Seebach in Paris proklamirte, ist zum nahezu ununterbrochenen Krieg geworden. Ströme von Blut haben seit 1856 den Boden des Welttheils gedüngt.

Aus der diplomatischen Geschichte ragt neben Herrn v. Seebach auch Graf Vitzthum hervor. Derselbe hat den beiden Bänden mit diplomatischen Erinnerungen, welche er früher unter dem Titel „Berlin und Wien" und „St. Petersburg und London" veröffentlicht hat, einen dritten Band mit dem Titel „London, Gastein und Sadowa" folgen lassen. Der Verfasser war während der Jahre 1864 bis 1866, denen diese Erinnerungen gelten, königlich sächsischer Gesandter in London, stand also auf einem günstigen Beobachtungsposten und hatte auch auf Urlaubsreisen nach anderen Hauptstädten Gelegenheit, seine Kenntniß der wichtigsten politischen Vorgänge zu bereichern. Gehörte er damals als Vertreter eines Mittelstaates zu den Feinden

Preußens, so hat er sich später mit dem Gange, den die Dinge in Deutschland genommen haben, ausgesöhnt. Er will in seinem Werke weder die sächsische Politik jener Jahre vertheidigen noch gegen vollendete Thatsachen nachträglich ankämpfen, sondern Einzelheiten zum Verständniß der Zeitgeschichte nachtragen. Schon in seinen beiden früheren Werken hat er bewiesen, daß er gut unterrichtet ist und unbefangen urtheilt.

Beachtenswerth ist die Moral, welche Vitzthum aus der Geschichte der Mittelstaaten zieht. Er meint, sie hätten sich niemals von Oesterreich trennen, niemals Oesterreich gegenüber eine selbstständige Politik zu treiben versuchen sollen, denn außer Oesterreich habe keine europäische Macht ein Interesse daran gehabt, ihre Mediatisirung durch Preußen zu hindern. Ihr Versuch, zur Zeit des Krimkrieges auf den Bamberger Konferenzen eigene, von Oesterreich unabhängige Wege zu gehen, habe zur Folge gehabt, daß ihre Existenz für Oesterreich gleichgiltig geworden sei, und das habe ihr Schicksal besiegelt. Für einen sächsischen Diplomaten ist dies ein werthvolles Zugeständniß.





Stuttgart.

Indem alle Glieder des deutschen Reiches sich zum Ganzen zusammenschlossen, hat keines derselben an selbstständiger Bedeutung und Kraft verloren, vielmehr hat, indem Alle etwas für die Gemeinsamkeit preisgaben, jedes für sich selbst gewonnen. Bei der Thronbesteigung Kaiser Wilhelms sehen wir die deutschen Fürsten um den jungen Führer des Reiches geschaart — ein schönes und denkwürdiges Bild der deutschen Einheit und Macht — dafür aber wendet sich auch den Geschicken, den Leiden und Freuden jedes einzelnen Landes theilnehmend und mitempfindend das Herz Alldeutschlands zu. Kaum waren die Festtage von Dresden verrauscht, an denen mit dem Kaiser jeder Deutsche Theil nahm, und schon zog uns ein neues Jubelfest nach der freundlichen Residenz zum grünen Neckar.

Jeder rechte Deutsche hat in seinem Herzen für das poesiereiche, kerndeutsche Schwabenland mit seiner großen Vergangenheit noch eine besondere Stelle übrig, und es war mehr als bloß eine höfliche Bezugnahme auf eine geschichtliche Thatsache, wenn Kaiser Wilhelm in seinem Stutt-

garter Trinksprüche im Sommer 1888 daran erinnerte, daß schwäbisches Blut auch in den Adern des Hohenzollerngeschlechtes fließt. Aber es bedarf nicht des Hinblicks auf das, was wir als Deutsche dem Volksstamme der Schwaben verdanken, um uns das Jubelfest eines bundestreuen Fürsten wie ein nationales begrüßen zu lassen.

Darin kann es uns auch nicht beirren, wenn der Rückblick, zu welchem die Jubelfeier auffordert, in eine Zeit zurückreicht, in der die politische Neugestaltung Deutschlands sich erst vorbereitete und die klärenden Wetter erst heraufzogen. Nur beschränktes Urtheil kann die Berechtigung einstiger Gegensätze allein an dem thatsächlichen geschichtlichen Erfolge messen, und wenn seit jener Zeit Alles sich geglättet und zu harmonischer Uebereinstimmung gefügt hat, so gebührt hieran nur ein um so höheres Verdienst Denjenigen, welche sich dem Spruche der Thatsachen gebeugt und ohne Groll neu angewiesene Bahnen betreten haben. In der Reihe der deutschen Bundesfürsten einer der Ersten, hat König Karl von Württemberg unwandelbare Bundestreue bewährt und das Deutsche Reich an seinem Theile aufrichten, es festigen und ausbauen helfen. Das bedeutet in diesen ersten Jahrzehnten des gefährdeten jungen Reiches doppelt viel für Deutschlands Zukunft, und das wird ihm, wenn sein eigenes Land ihm für seine besondere Fürsorge dauernden Dank schuldet, auch die Nation nicht vergessen.

Am 25. Juni 1864 bestieg König Karl den Württembergischen Thron wohl vorbereitet für seinen Königlichen Beruf. Am 6. März 1823 geboren, hatte er sich im

Winter 1840/41 auf der Landes-Universität Tübingen und dann bis zum Herbst 1842 in Berlin wissenschaftlich ausgebildet, hier, wo er am Hofe ein gern gesehener Gast war, vornehmlich in den Kreisen von Schriftstellern und Künstlern verkehrend und dabei mit offenem Blick und künstlerischem Sinne vielfache Anregungen in sich aufnehmend, welche später fruchtbar wurden. Den Kreis dieser Anregungen erweiterten dann Reisen durch Holland, England, Oesterreich, Ungarn und Italien. Hier vertiefte sich seine Liebe zur Kunst, die ihm stets lebendig blieb; vor allen Künsten zogen ihn Plastik und Musik an.

In Italien war es auch, wo er seiner jetzigen hohen Gemahlin Olga Nikolajewna, Tochter des Kaisers Nikolaus von Rußland, zum ersten Male begegnete. Die anmuthreiche Prinzessin weilte damals mit ihrer kranken Mutter in Palermo; auf der Heimreise fand in Salzburg die Verlobung des jugendlichen Paares statt, welcher bald, am 13. Juli 1845 die Vermählungsfeier in Peterhof folgte.

Schon vor dem Antritt der Regierung war der Thronfolger zu verschiedenen Malen berufen, in Vertretung des Königs sich als Regent zu bethätigen. Am 18. Oktober 1861 wohnte er der Krönung König Wilhelms von Preußen in Königsberg, 1863 dem Fürstentage bei. Unvergessen wird es bleiben, daß es, als er im Sommer und Herbst des Jahres 1848 den auf Reisen abwesenden König in der Leitung der Regierungsgeschäfte vertrat, besonders seiner energischen Fürsprache gelang, die Untersuchung gegen die Theilnehmer des Einfalls in Baden niederzuschlagen.

Die 25 Jahre seiner bisherigen Regierung bedeuten

für das Land Württemberg eine Epoche stetiger und segensreicher Weiterentwicklung auf den mannigfachsten Gebieten, vornehmlich aber auf denjenigen des wirthschaftlichen und des geistigen Lebens. Von der größten Bedeutung für den Wohlstand des Landes ist die großartige Vervollständigung des Einsenbahnnetzes, insbesondere durch Sekundärbahnen zur wirthschaftlichen Erschließung der einzelnen Landestheile. Die Alb wurde mit frischem, reinen Quellwasser versorgt, eine Arbeit, die 18 Jahre rastloser Mühen und einen bedeutenden Kostenaufwand erforderte. Diesen Maßregeln schließt sich die Errichtung von landwirthschaftlichen Schulen und Musteranstalten, von Weinbau-, Fortbildungs- und Haushaltungs-Schulen an. Eine höhere Handelsschule wurde gegründet, das Polytechnikum zu einer technischen Hochschule erhoben, die Universität in Tübingen und desgleichen die Gymnasien und Realschulen gefördert und erweitert. Wenn das Land trotz seiner konfessionell gemischten Bevölkerung den kirchlichen Frieden bewahrt hat, so verdankt es dies zwar wesentlich dem Umstande, daß der Ultramontanismus kein erhebliches Interesse daran hatte, in Württemberg diesen Frieden zu stören, aber auch dem versöhnlichen Sinne des protestantischen Königs. Von dem Kunstsinne des Königs zeugen zahlreiche, wahrhaft schöne Bauten in der Residenz und vor Allem der vollständige Wiederausbau des berühmten Klosters Bebenhausen, wie von seiner wohlwollenden Fürsorge für sein Volk die von ihm geschaffenen reichen Stiftungen sprechen: die Invalidenstiftung und das Karl-Olga-Stift, welches aus dem bei der silbernen Hochzeit dargebrachten Landesgeschenke mit be-

deutendem königlichen Zuschusse zur Unterstützung mittelloser unverehelichter Töchter von verstorbenen Beamten und Offizieren errichtet wurde. Auch die Jubiläumsgabe des Landes soll zur Unterstützung der Landwirthschaft und des Gewerbes verwendet werden.

Die Königin Olga steht ihrem königlichen Gemahl in dieser landesväterlichen Fürsorge treu zur Seite, und an der Anhänglichkeit des Landes an das Königshaus gebührt ihr der reichliche Antheil, welchen wohlthätiger Sinn und herzliche persönliche Antheilnahme an den Leiden und Bedürfnissen des Volks einer Frau auf dem Throne immer sichert. Ihr lebhaftes Interesse gilt der Erziehung der Mädchen, der Arbeit der Frauen und der Pflege der Kinder und Kranken. Kinderkrippen und Krankenanstalten hat sie allenthalben im Lande in's Leben gerufen, und sie selbst beaufsichtigt sie. Das Olgastift, welches, in Verbindung mit einer höheren Töchterschule, seine Begründung der hohen Frau verdankt, erfreut sich ihres häufigen Besuches. Ihrer aufopfernden Pflege gelang es auch, die leidenvollen Krankheitsjahre ihres königlichen Gemahls erträglicher zu machen.

Zur Feier des Regierungsjubiläums trafen der Kaiser und Kaiserin und der König von Sachsen in Stuttgart ein. Dieselben wurden bei ihrer Ankunft von dem Prinzen Wilhelm im Namen des Königs auf dem Perron des Bahnhofs begrüßt. Außerdem hatten sich zum Empfang ihrer Kaiserlichen Majestäten die sämmtlichen Prinzen des Königlichen Hauses, sowie die vorher dort angekommenen fürstlichen Besucher auf dem Bahnhofe eingefunden, insbesondere

der Großfürst-Thronfolger von Rußland. Der Großherzog von Baden, der Großherzog von Hessen, der Kronprinz von Griechenland, der Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich, Prinz Ludwig von Bayern, der Erbgroßherzog von Sachsen, Prinz Peter von Oldenburg, der Erbprinz und Prinz Friedrich von Schaumburg-Lippe. Außerdem waren zum Empfang erschienen die Herren vom Hofstaat Sr. Majestät des Königs, der Präsident des Staatsministeriums und Staatsminister des königlichen Hauses, die Mitglieder der königlichen preußischen Gesandtschaft, sämmtliche Generale, Regimentskommandeure und selbstständige Abtheilungskommandeure und der Ehrendienst, sowie der Oberbürgermeister und der Bürgerausschußobmann von Stuttgart. Als Ehrenwache für den Kaiser war eine Kompagnie des Infanterie-Regiments Kaiser Wilhelm, König von Preußen Nr. 120, für den König von Sachsen eine solche des Infanterie-Regiments Kaiser Friedrich Nr. 125 aufgestellt. Der Ehrendienst des Kaisers und der Kaiserin und des Königs von Sachsen war zum Empfang nach Bietigheim entgegengefahren, wo dieselben auch von dem königlich preußischen Gesandten Grafen von Wesdehlen und dem königlich sächsischen Gesandten von Fabrice erwartet wurden. Prinz Wilhelm begrüßte den Kaiser, die Kaiserin und den König von Sachsen auf's herzlichste. Ebenso fand die freundliche Begrüßung Ihrer Majestäten mit den übrigen anwesenden Fürstlichkeiten statt. Nachdem der Kaiser und der König von Sachsen die Front ihrer Ehrenkompagnieen abgeschritten hatten, fuhren Höchstdieselben unter den Hochrufen des versammelten Volkes in das Residenzschloß. Hier

empfingen Ihre Majestäten der König und die Königin, umgeben von sämmtlichen Prinzessinnen der königlichen Familie, die hohen Gäste am Portal des Weißen Saales, ihrer innigen Freude über den Besuch Ausdruck gebend. Der Kaiser und die Kaiserin nahmen in den Oldenburgischen, der König von Sachsen in den oberen Kaiserzimmern Wohnung. Nach kurzer Erholung begaben sich die allerhöchsten und höchsten Herrschaften unter den Hochrufen des zahlreich herbeigeströmten Volkes durch den königlichen Schloßgarten zu der Militärparade auf dem Cannstatter Wasen. Se. Majestät der Kaiser fuhr mit dem König im Wagen nach dem Paradeplatz, wo er zu Pferde stieg. Ihre Majestät die Kaiserin war im Wagen mit Ihrer Majestät der Königin. Die Parade, die vom herrlichsten Wetter begünstigt war, begann um $11^1/_4$ Uhr und dauerte bis $12^1/_2$ Uhr. Zuerst befuhr der König, gefolgt von den höchsten Herrschaften und einer glänzenden Suite, die Front der aufgestellten Truppen. So lange der Wagen des Königs die Front des Regiments Kaiser Wilhelm abfuhr, salutirte der Kaiser. Die Truppen defilirten sodann zuerst in Kompagnie-, dann in Regimentskolonnen. Beim Vorbeimarsch des Regiments Kaiser Wilhelm setzte sich Se. Majestät der Kaiser an die Spitze und führte unter den Hochrufen der zuschauenden Menge das Regiment dem Könige vor, worauf dieser dem Kaiser herzlich die Hand drückte. Nach Beendigung der Parade stieg der Kaiser wieder zu Sr. Majestät dem König in den Wagen und beide fuhren sodann unten den brausenden

Hochrufen des Publikums entlang der Tribüne durch die festlich geschmückten Straßen Cannstatts zum Kursaal und von da zum Rosenstein. Hier fand ein Frühstück statt, an welchem die sämmtlichen fürstlichen Besuche mit ihren Suiten Theil nahmen und zu dem die Generäle und Stabsoffiziere des gesammten Armeekorps und die auswärtigen militärischen Deputationen geladen waren. Während des Mahles erhob sich Se. Majestät der König und sprach: „Ich trinke auf das Wohl Sr. Majestät des Kaisers und Ihrer Majestät der Kaiserin, sowie auf das Wohl der Fürsten, die mich bei meinem Jubiläum mit ihrem Besuche erfreut haben. Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin, sie leben hoch!" Jubelnd stimmte die Versammlung in das ausgebrachte Hoch ein. Hierauf brachte der Kaiser folgenden Trinkspruch aus: „Gestatten Ew. Majestät, daß ich im Namen der hier versammelten Vettern Ew. Majestät Unsern herzlichsten, innigsten Dank sage für das uns soeben dargebrachte Hoch. Es ist ein Vorrecht des deutschen Volkes, daß die deutschen Stämme mit ihren angestammten Fürstenhäusern Freude und Leid theilen. Insbesondere ist es das treue Volk der Schwaben, welches in diesen Tagen mit Ew. Majestät und Ihrem Hause in inniger Vereinigung ein schönes Fest feiert. Dem Beispiele der Völker folgend, sind wir Fürsten von allen Seiten herbeigeeilt, da wir, wo Einer von uns ein frohes Fest erlebt, uns mit ihm solidarisch fühlend, uns freuen, es mit ihm begehen zu dürfen. Ich spreche im Namen meiner Verwandten und Vettern, wenn ich ausrufe: Gott schütze, Gott segne Ew. Majestät und Ihr ganzes Haus! Möge es Ew. Majestät vergönnt

sein, daß Ihr Volk fest, furchtlos und treu zu Ihnen und Ihrem Hause bis in die fernsten Jahrhunderte halten möge. Ich erhebe mein Glas und trinke auf das Wohl Sr. Majestät des Königs und Ihrer Majestät der Königin und Ihres ganzen Hauses. Sie leben hoch und nochmals hoch! und zum dritten Male hoch!" Wiederum erhob sich Se. Majestät der König und sprach: „Ich ergreife nochmals Mein Glas und trinke auf das Wohl Meiner Truppen, sowie auf das Wohl Meiner Regimenter, deren Vertreter hier versammelt sind!" Nach aufgehobener Tafel machten Ihre Majestäten Cercle, wobei zahlreiche Vorstellungen stattfanden. Gegen 4 Uhr kehrten die höchsten Herrschaften nach Stuttgart zurück. Unmittelbar nach der Rückkehr nahm Se. Majestät der König im inneren Schloßhof die von dem Stuttgarter Radfahrerverein veranstaltete Huldigungsauffahrt der Radfahrer Württembergs entgegen. Um $6^1/_2$ Uhr fand für die allerhöchsten und höchsten fürstlichen Gäste bei Ihren Königlichen Hoheiten dem Prinzen und der Prinzessin Wilhelm ein Diner statt. Der Kaiser und die Kaiserin wurden bei der Fahrt vom Schloß zum Wilhelmspalast von der zahlreichen Menge mit begeisterten Hochrufen begrüßt. Nach dem Diner erschienen Ihre Kaiserl. Majestäten und der König von Sachsen im königlichen Hoftheater, um noch die letzten lebenden Bilder des zum zweiten Mal zur Aufführung gebrachten Huldigungsfestspiels des Vereins zur Förderung der Kunst anzusehen, Als die Herrschaften in die Mittelloge traten, erhob sich das ganze Haus unter Jubelrufen und das Orchester intonirte die Königshymne. Um $8^1/_2$ Uhr waren

die sämmtlichen allerhöchsten und höchsten Gäste, die Mitglieder der königlichen Familie, die Standesherren und das diplomatische Korps mit ihren Damen, die Abgesandten der fremden Souveräne, die Gratulationsdeputationen der Regimenter, die Hofstaaten und die königlichen Kammerherren zum Thee bei ihrer Majestät der Königin eingeladen. Der König, umgeben von der königlichen Familie und den fürstlichen Besuchen, nahm vom Vorplatz des Sommersaales aus den zur Feier des Regierungsjubiläums von der Stadt Stuttgart veranstalteten, wahrhaft großartigen Huldigungszug entgegen, der um 9 Uhr begann und gegen 11 Uhr endigte.

Württemberg hat lange einen antipreußischen Geist bei sich genährt. Seit dem 5. März 1867 war Herr von Rosenberg am württembergischen Hofe beglaubigt, und so hat er eine bedeutsame Epoche des württembergischen Staats mit erlebt, die große Wandelung, die nunmehr vollzogen ist, selbst mit herbeiführen helfen. Wenn man sich erinnert, welche Stimmung er bei seiner Ankunft in Württemberg vorfand, wo man selbst den Allianzvertrag als ein unerträgliches Joch empfand, eine Stimmung, die zum Theil durch die damaligen Leiter der Regierung selbst genährt wurde und die ihren bezeichnendsten Ausdruck in den berühmten Plakaten der Zollparlamentswahlen des Jahres 1868 fand, so begreift man, daß Herr von Rosenberg nicht auf Rosen dort gebettet war. Vielmehr war seine Stellung eine besonders schwierige, und es gehörte nicht wenig Takt und guter Wille dazu, ihr jahrelang gerecht zu werden. Ohne Zweifel besaß der Gesandte die Eigenschaften, die zu einer gedeihlichen

Wirksamkeit auf einem so heiklen Boden erforderlich waren. Vor allem war er ernsthaft bemüht, die Eigenthümlichkeiten des Landes, in welchem er wirken sollte, zu studiren, Personen wie Verhältnisse kennen zu lernen, und er schien, je länger er daselbst verweilte, um so mehr zu einer gerechten Würdigung und Schätzung der besonderen Landesart gelangt zu sein, wie er denn in der That ungern von dem ihm liebgewordenen Posten schied. Im persönlichen Verkehr wurde ihm ein freundliches, entgegenkommendes Wesen nachgerühmt, das doch nie der amtlichen Würde Eintrag that, und so war er auch im dienstlichen Berufe immer voll Rücksicht gewesen, bemüht, Empfindlichkeiten zu schonen, und eine vorzugsweise vermittelnde und ausgleichende Rolle durchzuführen. Es war zum Theil auch das persönliche Verdienst des Gesandten, daß der Uebergang Württembergs in die neuen Verhältnisse so schonend und ohne ernstliche Reibungen bewerkstelligt wurde. Und als er den Kronprinzen von Preußen und des deutschen Reiches auf seiner Reise durch Schwaben begleitete und ihm die Aufgabe zufiel, dem künftigen Kaiser so zu sagen das umgewandelte Württemberg vorzustellen, durfte er sich mit Genugthuung sagen, daß er zu diesem erfreulichen Resultat auch sein Theil beigetragen habe. War nicht in diesem Augenblick seine Mission gewissermaßen erschöpft, sofern diese auf den Anschluß Württembergs an das zu bildende Reich gerichtet war und konnte für ihn die Fortsetzung seiner seitherigen Thätigkeit unter den veränderten Umständen noch von Werth sein? — so etwa ließ sich fragen und die Abberufung des Gesandten sich erklären, wenn es nicht ein öffentliches Ge-

heimniß gewesen wäre, wo die eigentlichen Gründe und Triebfedern dieser Abberufung zu suchen waren.

Eine Kunst hatte Herr von Rosenberg bei allen Eigenschaften, die einen Diplomaten zieren, jedenfalls nicht verstanden: die Gunst des Hofes zu erwerben, bei dem er beglaubigt war, war ihm nicht gelungen. Nun gehörte es ohne Zweifel weder in diesem besonderen Fall, noch gehört es überhaupt zu den Pflichten eines Diplomaten, am Ersten nach diesem Ziele zu trachten. Die preußische Diplomatie insbesondere hat niemals absonderlichen Werth darauf gelegt, die höfische Geselligkeit durch jene Liebenswürdigkeit zu beleben, deren Pflege sie getrost den Vertretern anderer Mächte überlassen konnte. Allein das Verhältniß muß doch immer ein solches sein, daß es eine ersprießliche Thätigkeit im Beruf ermöglicht und fördert. Und ob nun das Verhältniß des Herrn von Rosenberg zum Stuttgarter Hofe von dieser Art war, konnte allerdings wenigstens von dem Augenblick an zweifelhaft werden, als Württemberg definitiv dem neuen Reiche angegliedert war und nunmehr die Pflege so zu sagen normaler Beziehungen in Aussicht genommen werden mußte, während der bisherige Verkehr doch zuweilen fast den Charakter eines Geplänkels oder doch des Parlamentirens zwischen zwei gegnerischen Lagern an sich getragen hatte. In dem jetzigen Friedensstand war selbst jede Erinnerung an das Vorausgegangene unerwünscht, und eine solche beständige Erinnerung lag allerdings in der fortdauernden Anwesenheit des Diplomaten, der seit sechs Jahren die preußische Regierung am Stuttgarter Hofe zu vertreten hatte.

Es war nun einmal so, daß das Verhältniß des Gesandten zum Hof Alles zu wünschen übrig ließ. Man weiß, daß der Hof nicht nur die Abberufung desselben auf's Sehnlichste gewünscht, sondern auch diesen Wunsch mehrfach angebracht hatte. Zuletzt soll die Stellung des Freiherrn von Rosenberg nahezu eine peinliche gewesen sein, und es liegt auf der Hand, daß dies mit der Zeit auch im Dienst hätte fühlbar werden müssen. Man gab also zuletzt den Wünschen des württembergischen Hofes nach und wählte dazu einen Zeitpunkt, der gewissermaßen als ein erfolgreicher Abschluß der Thätigkeit des Gesandten sich betrachten ließ. Was eigentlich dem letzteren die entschiedene Abneigung des Hofes zuzog, ist schwer zu sagen. Jedenfalls lag es mehr an der Aufgabe, als an der Persönlichkeit des Freiherrn von Rosenberg. Daß er zuweilen Aufträge haben mochte, welche in Stuttgart nicht eben mit Enthusiasmus aufgenommen wurden, begreift sich: nur ist die Frage, ob ein anderer Vertreter hiermit glücklicher gefahren wäre. Ein bestimmter Punkt war es allerdings, den man Herrn von Rosenberg ganz besonders zum Vorwurf machte: die Beziehungen, die er gelegentlich zu politischen Persönlichkeiten unterhielt, welche der deutschen Partei angehörten. Das war allerdings für die Stellung eines Diplomaten ein etwas heikler Punkt. Indessen ließ sich der vorliegende Fall nur aus den Verhältnissen richtig würdigen. Erinnert man sich der ersten Jahre, welche Herr von Rosenberg dort zubrachte, so wird man jene Beziehungen ebenso selbstverständlich und unvermeidlich finden, als man begreift, daß sie mit äußerstem Mißfallen aufgenommen wurden. Die

deutsche Partei, auf deren Beistand später die Regierung sich angewiesen sah, um ihren Pflichten gegen Preußen und das Reich nachzukommen, galt damals in manchen Augen fast als eine Art Umsturzkomité, als landesverrätherischer Club. Ihr Ziel war aber kein anderes, als das später im Wesentlichen verwirklichte, kein anderes, als welches der Vertreter Preußens auf seine Weise und mit seinen Mitteln sollte zu erreichen suchen. Sie waren also natürliche Bundesgenossen, ja eine Zeit lang gewissermaßen Leidensgefährten und es hätte schwerlich den Instruktionen des Gesandten entsprochen, wenn er sich nicht auch in denjenigen Kreisen des Landes orientirt hätte, wo man die preußische Politik unterstützte, weil es die deutsche war. Da und dort scheint man sich von der Thätigkeit des Herrn von Rosenberg zuweilen eine ganz ungeheuerliche Vorstellung gemacht zu haben, als ob er nichts geringeres denn ein Netz der Verschwörung ausgeworfen hätte, etwa so wie man sich die Stellung der Herren Buonkompagni und Villamarina an den Höfen von Florenz und Neapel während der italienischen Revolution vorzustellen pflegt. In Wirklichkeit waren die Beziehungen des Gesandten zur deutschen Partei höchst harmloser Natur. Wo sich ihm Gelegenheit bot, wirkte er in mäßigendem und vermittelndem Sinne. Die regierenden Kreise hatten alle Ursache ihm dankbar zu sein. Gerade in den schlimmsten Zeiten war seine Geduld unerschöpflich. Es war seine Art, eher zu mild von den Menschen zu denken, als zu streng.

Als im Juli 1870 der plötzliche Gewittersturm Württemberg an die Seite des schützenden Preußens gerissen

hatte, als Kronprinz von Preußen in Stuttgart erschien, um aus den Händen des Königs den Oberbefehl auch über die württembergischen Truppen zu übernehmen, hielt es Herr von Rosenberg für passend, dem Kronprinzen einige der Männer persönlich vorzustellen, welche bisher für den Anschluß von Preußen vorzugsweise thätig gewesen waren. Der Kronprinz wohnte als Gast im königlichen Schlosse, hier empfing er drei leitende Mitglieder der deutschen Partei und drückte ihnen in dieser ersten Stunde seine Freude über die Vereinigung des Nordens und Südens aus. Auch der ernste Moment jedoch, auch der gefaßte Entschluß, wider den drohenden Feind zur Sache des Vaterlandes zu halten, vermochten noch nicht die bisherigen Vorurtheile und Beängstigungen zu zerstreuen. Daß in einem Gemach des königlichen Schlosses der preußische Kronprinz national-gesinnten Landtagsabgeordneten eine Audienz gewährt hatte, war ein unerträglicher Gedanke. Herr von Rosenberg wurde für diesen Frevel verantwortlich gemacht. Es ist Thatsache, daß eine förmliche Beschwerde nach Berlin gerichtet und daß wirklich aus dem auswärtigen Amt eine offizielle Rüge dem Gesandten ertheilt wurde. Gleichzeitig lief aber ein Privatschreiben des Fürsten Bismarck ein, worin dieser so zu sagen sich und den Gesandten entschuldigte und den Fall in das mildeste Licht stellte.

Wir erinnern an jene Zeit nur, um den großen Umschwung der Bevölkerung und des Hofes zu konstatiren, der seitdem eingetreten ist, und der sich auch auf der Reise Wilhelms II. nach Süddeutschland im September 1888 manifestirte. Der Kaiser kam am 27. September Abends

nach Stuttgart und wurde von dem Hofe und der Bevölkerung glänzend empfangen. Es hatte kurz zuvor eine kleine Verstimmung in der Bevölkerung gegeben. Man schrieb darüber aus Stuttgart:

„Die jetzt offiziell von der Sommerresidenz Friedrichshafen hierher mitgetheilte Entschließung unseres Königs, den Kaiser Wilhelm II., am 28. September in der Haupt- und Residenzstadt des Landes zu empfangen, erfolgte gerade noch zur rechten Zeit, um eine gewisse Gährung, in welche die Gemüther in den letzten Wochen gerathen waren, zu beseitigen. Auf die in allen Schichten der Bevölkerung auf's lebhafteste erörterten Fragen: Wird der Kaiser Wilhelm II. auch zu uns kommen? Wann wird er kommen? Wo wird der König ihn empfangen? — war zunächst weder offiziös und noch weniger amtlich eine Antwort überhaupt zu bekommen. Als dann anfangs letzter Woche eine angebliche Hofnotiz des „Staatsanzeigers" (die übrigen in dem offiziellen Blatt der Regierung gar nicht zu finden war) telegraphisch verbreitet wurde, wonach für den 28. September der Besuch des Kaisers in Friedrichshafen angezeigt sein sollte, griff eine allgemeine Enttäuschung Platz, welcher, je weniger sie — aus naheliegenden Gründen — in der Tagespresse zum Ausdruck kam, um so kräftige Worte geliehen wurden in allen öffentlichen Lokalen Stuttgarts, in den Kantonnementsquartieren unserer noch im Manöverterrain befindlichen Truppen und sonst überall im Land „ob und unter der Staig." Der Mißmuth der Stuttgarter war nicht ganz unbegründet. Seit über einem Jahrzehnt ist die Hauptstadt des Landes nur noch dem

Namen nach auch die Residenzstadt. Die beklagenswerthe Kränklichkeit des Königs veranlaßt denselben, den Winter alljährlich in Italien oder — so auch jetzt wieder von Mitte nächsten Monats ab — in dem Departement der Seealpen zuzubringen; nach der gewöhnlich Ende April oder anfangs Mai erfolgenden Rückkehr aus der Ferne siedelt das königliche Hoflager nach etwa achttägigem Aufenthalt in Stuttgart an den äußersten Süden des Landes nach dem Bodensee-Städtchen Friedrichshafen über, von wo aus dann mit Eintritt des Herbstes die Reise in ein milderes Klima wieder unternommen wird. . . . . Daß man in unserer Armee den Besuch des deutschen Kaisers, dessen ganze Persönlichkeit die Verkörperung des ritterlichen Soldatenthums darstellt, von vornherein für ganz selbstverständlich gehalten hat, und zwar einen Besuch, bei dem die Wahl des Empfangsortes es ermöglichen würde, daß der junge Kaiser auch das württembergische Armeekorps sieht — es kann sich sehen lassen — und daß er gern gesehen wird vom Kommandirenden bis zum letzten Trainsoldaten, das braucht man denen, die unsere Verhältnisse kennen, nicht zu sagen. Unser ganzes württembergisches Volk endlich, mit seiner von Hause aus gut monarchischen Gesinnung, hätte es einfach nicht verstanden, aus welchen Gründen der Sohn und Enkel der beiden Hohenzollern, denen vor achtzehn Jahren viele tausende wackerer Schwaben zum Sieg und in den Tod gefolgt sind und die bei ihren wiederholten Besuchen in unseren gesegneten Auen überall mit jubelnder Begeisterung empfangen wurden — aus welchen Gründen der dritte Kaiser des neuen deutschen Reiches nach einem kurzen Besuch an der Grenze unseres

Landes seine Reise, auf welche die Blicke einer Welt gerichtet sind, fortgesetzt hätte in den bayerischen Nachbarstaat, wo ein glänzender Empfang seiner harrt, ohne von den Nachkommen derer, die dereinst die Reichssturmfahne vorangetragen haben, als Kaiser begrüßt worden zu sein. Man wird nun auch auswärts verstehen, mit welcher gespannten Erwartung die Schritte des stellvertretenden Oberbürgermeisters von Stuttgart verfolgt wurden, welche derselbe auf Grund eines Beschlusses des Gemeindekollegiums der Residenz an maßgebender Stelle gethan hat, man wird auch begreifen, wenn ich sage: ein Alp ist von uns Allen, seit man im Rathe der Krone erkannt hat, daß dieser Fall eine mehr als vorübergehende Bedeutung für sich beansprucht und seit dem wohlverstandenen eigenen Interesse die Erkenntniß entsprungen ist, daß der erste Besuch des jungen deutschen Kaisers bei uns zu erfolgen hat, nicht in einem abgelegenen Städtchen am Bodensee, sondern in der Haupt- und Residenzstadt von Württemberg."

Kaiser Wilhelm fühlte sich freudig berührt von dem ihm so einmüthig gewordenen warmen Empfange in Stuttgart und bezeichnete die festlichen Veranstaltungen wiederholt als herrliche. Während der Rundfahrt, die er an der Seite des Königs dort unternahm, bemerkte er, die ganze Stadt sei ein wahrer Garten. Bei dem im Weißen Saal des Schlosses stattgehabten Galadiner brachte König Karl folgenden Toast aus: „Ich trinke auf das Wohl Sr. Majestät des deutschen Kaisers, dessen Besuch uns hoch erfreut hat. Ich wünsche, daß Gott ihm eine lange und glückliche Regierung schenken möge zum Heile der Kaiserlichen Famile

und zum Segen für unsere deutsche Heimath." Der Kaiser erwiderte darauf: „Ich danke Ew. Majestät herzlich für Ihre freundlichen Worte, ich danke insbesondere für die gnädige Einladung Ew. Majestät, welche mir Gelegenheit geboten, in dieses schöne Land zu kommen, welches unter der gesegneten Regierung Ew. Majestät sich einer so sichtbaren Blüthe erfreut, in dieses Land, welches schon im Mittelalter Deutschland so viele hervorragende Regenten geschenkt hat, in dieses schöne Land, welches die Wiege meiner Väter ist. Glauben Sie mir, auch in meinen Adern rollt süddeutsches Blut, wie in einem jeden von Ihnen. In diesem Sinne trinke ich auf das Wohl Ihrer Majestäten."

König Karl, welcher mit der Königin Olga am 30. November 1887 nach Florenz abgereist war, um den Winter in einem milderen Klima zuzubringen, erkrankte dort im Februar in bedenklicher Weise. Doch erholte er sich wieder und konnte im Frühjahr die Rückreise nach Stuttgart und nach Friedrichshafen antreten. Aber die Gesundheit des Königs zeigte sich nicht so fest, daß er die günstigen Wirkungen eines Winteraufenthaltes im Süden hätte entbehren können, zumal da die Feier seines 25jährigen Regierungsjubiläums, welche am 25. Juni 1889 stattfinden sollte, ihm Verpflichtungen und Anstrengungen auferlegte, welche eine gute Gesundheit und frische Kräfte erforderten. Er reiste daher am 20. Oktober von Stuttgart ab und nahm in Nizza Aufenthalt, wohin ihm am 28. Dezember Königin Olga folgte. Die Besorgung der Staatsgeschäfte wurde, wie bisher, dem Prinzen Wilhelm von Württemberg übertragen; nur Gegenstände von besonderer Wichtigkeit

sollten dem König zur Einholung seiner Entschließung nach Nizza nachgesandt werden. Für die König-Karls-Jubiläums-stiftung, welche landwirthschaftlichen und gewerblichen Zwecken dienen sollte, wurde im ganzen Lande gesammelt und sowohl von den Amtsversammlungen als Privaten Beiträge geliefert. In diese Jubiläumsvorbereitungen brachte ein Artikel der „Münchener Neuesten Nachrichten," welcher unter dem Titel „Unliebsame Erörterungen" erschien, eine höchst unangenehme Störung. Darin waren allerlei Gerüchte über den Stuttgarter Hof veröffentlicht und besonders auf das Verhältniß hingewiesen, welches zwischen dem König und seinen zwei amerikanischen Gesellschaftern bestand, von denen er einen, namens Woodcock, zum Freihern v. Savage gemacht hatte. Da auch andere, deutsche und nichtdeutsche, Blätter sich dieses Stoffes bemächtigten, so entstand eine große Aufregung im Land, welche der Krone und dem Königthum nicht günstig war. Jeden Tag entstanden neue Gerüchte, zuletzt hieß es, das Gesammtministerium habe, mit seinem Entlassungsgesuch drohend, von dem in Nizza verweilenden König die Entfernung der zwei Amerikaner verlangt. Es war hohe Zeit, daß von amtlicher Seite in diese Masse von Gerüchten, die alle so gern geglaubt wurden, Klarheit und Wahrheit gebracht und der öffentlichen Meinung ein Zugeständniß gemacht wurde. Unter dem Vorsitz des Prinzen Wilhelm wurde am 24. Oktober Ministerrath gehalten, worauf dem König, unter Darlegung der Sachlage, die Frage unterbreitet wurde, ob gegen das Münchener Blatt und dessen Verbreiter strafrechtlich vorgegangen oder das bereits eingeleitete Verfahren niedergeschlagen werden solle.

Zugleich wurde ihm das Protokoll über jene Sitzung des Staatsministeriums vorgelegt, worin es am Schluß hieß: „Weiterhin ergab sich bei der Erörterung der Sachlage auch das Einverständniß aller Anwesenden darüber, daß diese Vorgänge vielfach ein erhebliches Aufsehen erregt haben und daß die Besorgniß nahe liege, es könnte hieraus im Falle fortdauernder aufregender Preßkundgebungen eine Beunruhigung selbst in weiteren Kreisen des Landes entstehen. Man erachtete es für eine Gewissenspflicht, Se. Majestät den König hiervon ehrfurchtsvoll in Kenntniß zu setzen." In dem hierauf ergangenen Königlichen Dekret vom 29. Oktober wurde dem Staatsministerium „für die bei diesem Anlaß kundgegebenen guten Ansichten und treuen Gesinnungen" der gnädigste Dank des Königs ausgesprochen. Ministerpräsident v. Mittnacht erhielt am 31. Oktober ein Telegramm des Königs, wonach dieser seine Anwesenheit in Nizza wünschte. Der Minister reiste sofort ab und traf die beiden Amerikaner nicht mehr in Nizza. Während seines dortigen Aufenthalts lief die Nachricht ein, daß dieselben aus der Umgebung des Königs sich zurückzuziehen entschlossen seien. Nach einem Befehl des Königs wurde von einem ferneren strafrechtlichen Vorgehen gegen das Blatt und dessen Verbreiter Umgang genommen, in der Erwartung, daß nach Darlegung der Sachlage eine ruhige und unbefangene Beurtheilung derselben seitens der Gutgesinnten Platz greifen werde. Die Veröffentlichung dieser Thatsachen wirkte beruhigend auf das aufgeregte Land. Der Friede war wieder hergestellt.

Es ist eine der schönsten, aber auch der gefährlichsten

Eigenschaften des Fürstenstandes, daß aller Augen auf die Fürsten gerichtet sind. Der schönsten, weil ihr Beispiel dadurch auf die weitesten Kreise segensreich werden kann; der gefährlichsten, weil sie nur zu leicht die Aufmerksamkeit jener Unseligen auf sich ziehen, deren kranker Geist nach einem Gegenstande sucht, an dem er den ihn erfüllenden Zerstörungstrieb auslassen kann. Die Geschichte ist voll von solchen Attentaten, welche wie ein furchtbares Naturereigniß eine Bevölkerung in Schrecken versetzten, die dem Gefährdeten nur herzliche Liebe und aufrichtige Verehrung entgegentrug. Durch Gottes Gnade pflegt überdies in solchen Fällen die Absicht des Geisteskranken nicht erreicht zu werden. Das gilt auch — Gott sei es gedankt! — von dem Attentat, das uns zu obigen Betrachtungen veranlaßt. Als der Prinz Wilhelm von Württemberg, der voraussichtliche Nachfolger des regierenden Königs Karl, Sonntag, den 20. Oktober 1889, von Marienwahl bei Ludwigsburg mit seiner Tochter, der Prinzessin Pauline, zur Kirche fuhr, schoß ein Mann aus einem Revolver auf ihn, ohne indessen den Prinzen zu treffen. Mehr als das: der Prinz hatte den Schuß gar nicht beachtet und erfuhr erst nach seiner Rückkehr aus der Kirche, welche Gefahr ihn bedroht hatte. Als Motiv zur That soll der Attentäter den Wunsch angegeben haben, Württemberg schneller zu einem römischen Könige zu verhelfen.

Der Wahnsinn des Unglücklichen mag wohl diese Richtung angenommen haben, weil die Möglichkeit, daß Württemberg später einmal einen römischen Fürsten erhält, im Lande viel besprochen wird. Der König Karl lebt

nämlich in kinderloser Ehe, und auch dem Prinzen Wilhelm ist bisher nur eine Tochter geboren worden. Sollte er auch künftig keinen Sohn haben, so würde ihm allerdings ein Prinz aus einer römischen Linie des Hauses Württemberg auf dem Throne folgen. Prinz Wilhem ist der Sohn eines Vetters des regierenden Königs, des Prinzen Friedrich von Württemberg († 1870) und der Prinzessin Katharina, einer Tochter des Königs Wilhelm von Württemberg. Der Prinz ist am 25. Februar 1848 geboren und widmete sich früh und mit Erfolg der militärischen Laufbahn. Er hat auch in Preußen Dienste gethan und steht à la suite des Leibgardehusaren-Regiments. Er vermählte sich am 15. Februar 1877 mit der Prinzessin Marie von Waldeck und Pyrmont, doch wurde ihm die Gemahlin schon am 30. April 1882 durch den Tod entrissen. Vier Jahre später, am 8. April 1886, vermählte er sich zum zweiten Mal mit der Prinzessin Charlotte von Schaumburg-Lippe. Aus der Ehe stammt die am 19. Dezember 1877 geborene Prinzessin Pauline. Prinz Wilhelm und seine Gemahlin erfreuen sich in Württemberg großer Beliebtheit, wozu ihre einfachen Gewohnheiten gewiß nicht wenig beitragen. Nicht selten sehen die Stuttgarter den Prinzen und sein Töchterchen in schlichtbürgerlichem Gewande in die schöne Umgebung der Stadt hinauswandern. Aber nicht nur die Württemberger nahmen an der Errettung des Prinzen aus so großer Gefahr den herzlichsten Antheil, sondern ganz Deutschland schloß sich ihnen aufrichtig an.

Als nach den Ereignissen von 1866 die Beziehungen Preußens zu den deutschen Regierungen in neuen Verträgen

zu Schutz und Trutz auf dem Fuße gegenseitigen Vertrauens geregelt wurden, ward der damalige Oberstlieutenant v. Faber du Faur nach Berlin entsendet, um hier als militärischer Vertreter Württembergs die Annäherung seines Heimathlandes an den Norden auf militärischem Gebiete zu vermitteln und vorzubereiten. In jenen Tagen, „da es Frühling geworden in Deutschland," als württembergische Stabsoffiziere in den Berliner Garde-Regimentern kommandirten, war der militärische Vertreter Württembergs in der alten württembergischen Uniform, mit dem lang herabwallenden schwarzen Barte, eine eigenartige, für die damalige Zeit so recht charakteristische Erscheinung in der Hauptstadt des jungen Norddeutschen Bundes. Am königlichen Hofe sowohl wie in den gesellschaftlichen Kreisen Berlins fand Herr von Faber allseitig die herzlichste Aufnahme, seine Stellung erleichterte sich ihm um so mehr, als er einerseits getragen war von dem vollsten Vertrauen seines Königs, andererseits in seiner eigenen Ueberzeugung das Heil Württembergs wie Gesammt-Deutschlands nur in der engen bundesstaatlichen Vereinigung der deutschen Stämme erblickte. In diesem Sinne zu wirken war er unablässig bemüht, und als die wenn auch geahnten, so doch überraschend schnell eintretenden großen Tage des Jahres 1870 heranbrachen, war Oberstlieutenant von Faber berufen, in der Erfüllung der militärischen Bündnißpflichten Württembergs ein wichtiges Bindeglied zu sein. In seinen Erinnerungen verweilte der nun Verstorbene gerne bei einer Unterredung, die er in jenen Tagen der hochgehenden nationalen Bewegung mit dem Reichskanzler hatte, in dessen Hause Herr v. Faber

mit seiner Familie ein gern gesehener Gast geworden war. Während der Unterredung, welche sich auf die gesammte politische und militärische Aktion Württembergs erstreckte, lief von einer neutralen Großmacht eine Telegramm an den Kanzler ein, welches demselben die Erhaltung des Friedens an das Herz legte und sofort die Beantwortung dahin fand daß die Adresse an Preußen und den Norddeutschen Bund nicht die richtige sei, da die Friedensstörung nicht von Deutschland ausgehe, welches sich nur zur Abwehr und Vertheidigung rüste. Oberstlieutenant von Faber wohnte im Hauptquartier der 3. (kronprinzlichen) Armee dem Feldzuge dienstlich bei. Nach dem Kriege fiel dem Oberst von Faber die Aufgabe zu, an der praktischen Herstellung des militärischen Anschlusses Württembergs an das Reichsheer, wie die Versailler Verträge ihn vorgesehen, mitzuwirken. Das Vertrauen, welches ihm gleichmäßig an den höchsten Stellen in Berlin und Stuttgart gezollt wurde, kam ihm dabei nicht minder zu Statten, wie seine eigene charaktervolle Gesinnung, welche ihn, der mit vollem treuen Herzen an seiner schwäbischen Heimath hing, dennoch den Sinn stets auf das große Ganze richten ließ. Vielen Besuchern des Reichstags wird die hohe stattliche Gestalt in Erinnerung sein, welche fast in keiner Sitzung fehlte. Das Wort hat Herr General von Faber, wenn wir nicht irren, nur einmal zu einer kurzen Erklärung bei Berathung des württembergischen Militär-Etats ergriffen; sein Wirken war nicht für die Oeffentlichkeit. Aber die Art, wie der Reichskanzler den bescheidenen Mann begrüßte, ließ doch erkennen, daß dieser Gruß nicht nur dem württembergischen

General und Bundesmitgliede galt. Der Kaiser hatte den Verstorbenen mit dem Stern zur zweiten Klasse des Kronenordens, vor wenigen Jahren mit dem Rothen Adlerorden zweiter Klasse mit Brillanten geehrt; nicht minder erfreute General von Faber sich der huldvollen Zuneigung des Kronprinzen.

Im Jahre 1887 erfolgte die Verlobung des Grafen von Hericourt, französischen Generalkonsuls in Stuttgart, mit einer Dame des königlichen Hauses, Freiin Olga von Spitzemberg. Die Spitzemberg sind ursprünglich eine französische Familie und hießen früher „de Piemont". König Wilhelm von Württemberg, dessen Adjutant der General de Piemont war, konnte aber französische Namen nicht leiden und er taufte deshalb nolens volens seinen Adjutanten in „Spitzemberg" um. Zur Versöhnung für die Zwangstaufe schenkte er ihm eine, mit dem neuen Namen alliterirend benannte Villa, die „Spitzemburg", oberhalb des „Kanonenwegs" — ein herrlicher Platz, von dem aus man Stuttgart und das ganze liebliche Rosenbachthal wie auf einer plastischen Karte zu seinen Füßen sieht. Zu ihrem Schaden haben später die Söhne des Generals diese Villa veräußert, deren Garten jetzt zu theueren Bauplätzen verkauft wird. Das Stück, welches übrig blieb, dient als Erfrischungsgarten, zu welchem die Stuttgarter an Sommerabenden emporklettern. Der Sohn des General-Adjutanten, welcher seit Jahrzehnten dieselbe Würde bei König Karl bekleidete, hatte seit 1864 seine Amtswohnung in dem italienischen Bau, zwischen den Anlagen und der Neckarstraße, wo vordem die mächtige Maitresse König Wilhelms, die

Stubenrauch, residirte, und ihrem königlichen Freunde kleine Soupers mit spanischen Tänzerinnen und dergl. arrangirte. Hackländer, dessen grimmiger Feind der alte Spitzemberg war, soll diese Freuden so sehr gefördert haben, daß er mit der Stubenrauch zugleich einen tiefen Sturz in der Hofgunst nach König Wilhelms Tod erleiden mußte. Er hat sich gerächt, indem er in seinen Memoiren das drollige Radebrechen des Deutschen durch den alten Piemont drastisch darstellte. Der jetzige General von Spitzemberg, Bruder des in Berlin verstorbenen Gesandten, war von der Universität ab, also durch 40 Jahre, der unzertrennlich scheinende Busenfreund und Begleiter des Königs Karl, mit dem er täglich spazieren ging und Karten spielte — bis die plötzliche Liebhaberei des Königs für den Umgang des Amerikaners Jackson dem Freunde König Karls etwas mehr Zeit gab, die er sich selbst und seiner Familie widmen konnte. Letztere erhielt an Graf Hericourt (der ein großer blonder Bretagner ist), ein ausgezeichnetes Mitglied, dem noch eine hohe diplomatische Karrière prophezeit wurde. Der Graf war früher Konsul in Rumänien und hatte die Handelsstatistik des Orients zu seinem Spezialstudium gemacht.





Carlsruhe.

Mitten in der Zeit schwerer Prüfungen für alle Deutschen im Jahre 1888 ragte vor unsern Augen ein edles Fürstenpaar hervor, das durch seine Aufopferungsfähigkeit uns zugleich Bewunderung und heißen Dank abrang. Der Großherzog von Baden und seine erlauchte Gemahlin hatten kaum die Bahre ihres innig geliebten, in der Blüthe des Lebens stehenden Sohnes verlassen, als die Erkrankung des Kaisers Wilhelm sie nach Berlin rief, wo sie noch Zeit fanden, dem Sterbenden das Auge zu schließen und wo sie dann noch ihren Aufenthalt von Tage zu Tage, von Woche zu Woche verlängerten, um dem leidenden Bruder zur Seite zu bleiben, um ihre Theilnahme an seinem Geschicke zu bezeugen, um der trauernden Mutter Trost zuzusprechen und, wie es scheint, wohl auch politische Schwierigkeit ebnen, dem Gemüthe des Kaisers Ruhe, Frieden und Freudigkeit schaffen zu helfen. Berlin hat die Großherzogin von Baden nicht erst bei dieser Gelegenheit als einen tröstenden Engel in schwerer Zeit kennen und würdigen gelernt. Am 2. Juli 1878 wurde Kaiser Wilhelm vom zweiten Attentat betroffen; am Tage darauf war

die Großherzogin von Baden bereits in Berlin, um dem an seinen Wunden darniederliegenden Vater in aufopfernder Hingebung ihre Tag und Nacht nicht rastende Pflege zu Theil werden zu lassen. Sie begleitete den Vater nach Teplitz, wohin auch der Großherzog kam. Auf der Rückreise von Gastein, wohin der Kaiser von Teplitz aus gegangen war, nahm dieser in Carlsruhe einen längeren Aufenthalt und feierte mit seinen Kindern das Fest der Genesung. Der Großherzogin ein Zeichen des Dankes und der Verehrung in Form einer Adresse zu geben, trat aus der Bürgerschaft Berlins ein Komité zusammen, die verschiedensten Bevölkerungsklassen umfassend. Die Adresse wurde vom Professor Döppler und Sohn auf Pergament kunstvoll ausgeführt. Sie zeigte, dem Text derselben entsprechend, zunächst ein wohlgetroffenes Bild der Frau Großherzogin und einen seine Hände über sie ausbreitenden Schutzengel. Die Vererbung der Tugenden der Königin Luise auf die Großherzogin versinnbildlichte das an die Büste der Königin Luise gelehnte badische Wappen. In dem Kriegsjahre 1870 entfaltete die Frau Großherzogin, wie bekannt, eine ebenso unermüdliche wie einflußreiche Thätigkeit. Hieran erinnerte das sinnig eingefügte rothe Kreuz im weißen Felde. Links befand sich das preußische Wappen, auf welchem einer der wilden Männer im Begriff ist, die sich an demselben emporhebende Schlange zu tödten. Daran schloß sich eine Fernsicht über eine Ballustrade. Diese selbst schmückte das Teplitzer Wappen, während der Blick von da auf das Königliche Palais fiel. Auf die Adresse, welche der hohen Frau in warmen Worten für die

unermüdliche Hingebung dankte, mit welcher sie dem schwer verwundeten Kaiserlichen Vater nach dem unseligen Attentate zu Theil werden ließ und so dem Lande „ein leuchtendes Bild und Vorbild wahrhaftiger Kindesliebe und Kindestreue" gewährte, ging eine Antwort ein, in der es hieß: „Ich schöpfe aus der Adresse die tröstliche Gewißheit, daß die Spender dieser kunstvollen und sinnigen Blätter es wohl empfunden haben, wie hoch und segensvoll das Vorrecht ist, das dem Kinde gestattet, in seinem Elternhause von Jahr zu Jahr stets dieselbe Heimstätte glücklichsten Zusammenlebens sich bewahrt zu sehen; wie groß und schön ferner der Segen, in Tagen der Trübsal an der Seite ihrer Eltern gemeinsam die Prüfungen tragen zu dürfen, wie solche über Uns kommen, wie groß und selten endlich die erhebende Erfahrung, Zeuge der Dankbarkeit und Theilnahme treuer Herzen und der Abwendung schwerer Sorgen sein zu dürfen. Für dieses Verständniß dessen, was Ich im Laufe der letzten Monate erlebte und für die wahrhaft vollendete Darlegung dieser Gesinnungen spreche Ich Ihnen Meinen Dank aufrichtig und von Herzen aus."

Die Geschichte von San Remo und der folgenden 99 Tage kann auch wohl nach Jahren noch nicht im Zusammenhang geschrieben werden. Eine Fürstliche Gestalt aber wird je länger desto mehr erglänzen, wenn die Annalen dermaleinst in Klarheit vor Augen liegen: Die Gestalt des Großherzogs von Baden.

In der ganzen Deutschen Geschichte ist vielleicht nur ein Blatt zu finden, das an Inhalt demjenigen ähnlich ist, auf welchem die bewundernswerthe Lebensbahn dieses Fürsten

verzeichnet werden wird. Wir meinen die Antheilnahme Ottos von Sachsen an der Wahl Konrads des Saliers zum König der Deutschen. Der Idee der Reichseinheit, mehr noch der Erhaltung des Königthums konnte, damals wenigstens, nach dem Heimgange des Königlichen Kindes, kaum ein größerer Dienst geleistet werden. Die Geschichtsschreibung hat dem Sachsenherzog dafür den Namen des „Erlauchten“ beigelegt. Otto der Erlauchte starb wenige Monate, nachdem er dieses Denkmal deutscher Fürsteneinsicht aufgerichtet hatte.

Den erlauchten Patrioten auf dem Throne Badens sehen wir seit der entscheidenden Mitwirkung an der Uebertragung der Kaiserkrone an die Hohenzollern auch als treuesten Anhänger der Reichsidee rastlos schaffen und wirken, bald im eigenen Lande den Sinn für die Aufgaben der Zukunft weckend und befördernd, bald an der Seite des Kaisers und anderer Reichsfürsten dem Streben nach Absonderung und Abschließung begegnend. Und in den Katastrophen von 1888 hat er sich im Herzen des deutschen Volkes ein solches Denkmal gesetzt, daß ihm die dankbare Nachwelt den ehrevollsten Beinahmen zulegen wird, — dessen sind wir gewiß.

An nichts Anderes kann er gedacht, für nichts Anderes gesorgt haben, als an das deutsche Volk und dessen stolzen Besitz der Einheit und der Kaiserkrone — da er sich entschloß, mitten im Winter, von seiner kaum genesenen Gemahlin begleitet, über die Alpen nach San Remo zu eilen und auf die vielerlei Einflüsse vermittelnd einzuwirken, die sich dort kreuzten. Es war zum anderen Male eine schwere

Stunde gekommen, in der die Altersgenossen und Jugend freunde sich berathen und verständigen sollten. Wir erinnern uns der ergreifenden Worte, mit denen Kronprinz Friedric Wilhelm den Heidelberger Jubelgästen zwei Jahre zuvor er zählte, wie er mit dem Großherzog von Baden in manche Dämmerstunde am Feuer des Feldlagers gesessen und beide mi innigem Verlangen die Zukunft der deutschen Nation auf's Beste zu gestalten wünschten. Dort, unter der wärmende Sonne Italiens, galt es nun, dieser Zukunft ein außer ordentliches Opfer zu bringen und wir gehen nicht fehl i der Annahme, daß im Gedankenaustausch mit dem Groß herzog von Baden, der später bekannt gewordene Entschlu vom Kronprinzen gefaßt wurde, auf die Kaiserkrone zu ver zichten, sobald die Unheilbarkeit des tückischen Leidens fest gestellt sein würde.

Unser Empfinden ist wohl zu arm, um nachzufühlen was den Großherzog bewegte, als er der stetigen, vor sicherer kraftvoller Hand zu leitenden Fortentwicklung de Reichsangelegenheiten diesen Dienst brachte. War es doch auch seine eigene, schönste Hoffnung gewesen, in der Reife des Mannesalters dem lieben Waffengefährten und Geistes-genossen, wenn dieser das Erbe des Vaters übernommen haben würde, mit treuer Hingebung zur Seite zu stehen, in ihm die mitbegründete Kaiserherrlichkeit immer noch mehr entfalten zu sehen.

Und nun, auf der Heimreise, trifft diesen edlen Fürsten der schwere Verlust des jüngeren Sohnes, den ein jähes Fieber unerwartet, fern von aller elterlichen Pflege, plötzlich hinweggerissen. Doch nicht genug damit. Die Thränen

fließen noch um diese reiche, grausam zerstörte Hoffnung, da ruft bereits die Sorge um den Kaiserlichen Vater und Schwiegervater das Großherzogliche Paar nach der Reichshauptstadt; und von da ab häuft sich Wehe auf Wehe, Kummer auf Kummer. Der Kaiser stirbt in den Armen der Kaiserin und ihrer Tochter, der Großherzogin; die Unzuverlässigkeit des Vertrauensarztes führt den Thronfolger aus dem heilkräftigen Süden nach der schneeumtobten Residenz, und hunderterlei unselige Einflüsse, deren der Großherzog in San Remo Herr geworden zu sein glaubte, nehmen den kranken Kaiser mehr und mehr gefangen. Aber der deutsche Sinn des Fürsten will sich nicht ebenfalls gefangen geben: durchdrungen von dem Bewußtsein, mit dem Kaiserlichen Schwager übereinzustimmen, nimmt er den Kampf auf. Nur so war die um des Battenbergers willen entstandene Kanzlerkrisis zu überwinden. Ohne die Anwesenheit Friedrichs von Baden und seines Rathgebers, des Freiherrn von Roggenbach, am Kaiserlichen Hoflager wären statt der herzlichen Kaiserbegegnung auf russischem Boden vielleicht Verhältnisse gegeben, die auch der größte Staatsmann nicht mehr auf eine friedliche Entwicklungsbahn zurückführen konnte.

Wir dürfen heute mit Bestimmtheit behaupten: Die Interessen der deutschen Nation sind in jenen kritischen Stunden zumeist von dem Großherzog wahrgenommen worden. Die spätere Geschichtsschreibung wird diese Thatsache nur noch glänzender hervortreten lassen, nicht widerlegen.

Aber der deutsche Patriot auf dem Throne der Zäh-

ringer sollte, nachdem der gefährlichste Sturm beschworen war, kaum wenige Tage der Ruhe genießen können. Noch war ihm die Zeit nicht vergönnt, der stillen Wehmuth und Trauer im eigenen Hause sich hinzugeben; nochmals trafen die Interessen der nationalen Kraft und Einheit mahnend und bittend an ihn heran und — fanden ihn zum entschlossenen Handeln bereit.

Kaiser Friedrich war aus aller Erdenqual und von allen Zumuthungen, die sich ungeachtet seines Zustandes an ihn herandrängten, erlöst worden. Die undenkbarsten Experimente, zu denen er noch sein Jawort hätte geben sollen — ein Systemwechsel in Elsaß-Lothringen, die Beseitigung des Kanzlers u. a. — brauchten jetzt nicht mehr bekämpft, gar nicht mehr erörtert werden. Das Augenmerk konnte sich nun darauf richten, zu befestigen, nicht mehr darauf allein, wenigstens zu erhalten, was einmal Wurzeln gefaßt hatte im Reiche.

Und wie als Hüter, bewährte sich Großherzog Friedrich auch als Festiger der nationalen Interessen. Prinz Leopold von Bayern und der König von Sachsen waren zur Beerdigung nach Potsdam gekommen, jener in Vertretung seines Vaters, des Prinzregenten, dem persönliche Verstimmungen nachgesagt wurden, zu denen der erste Anlaß anscheinend aus der Proklamation des Kaisers Friedrich genommen worden. Auch die Etiquettenfragen mögen den Prinz-Regenten ferngehalten haben.

Aber der patriotische Sinn des Großherzogs, der sich hierin alsbald mit dem König von Sachsen einig fand, erkannte wohl, daß zu Nutz und Frommen des Reiches eine

solche Entfremdung unter den verbündeten Fürsten schon im Keime erstickt werden müsse, daß gerade jetzt, dem jugendlichen Kaiser gegenüber, für dynastische Reibungen kein Raum bleiben dürfe, wenn nicht die deutsche eigenthümliche Neigung zum politischen Sonderleben, zum staatlichen Partikularismus in der Folge wieder um sich greifen sollte. Und auch diese Kluft wurde überbrückt. Prinz Leopold kehrte mit der Einladung für den Prinzregenten zur Reichstags-Eröffnung nach München zurück. Wir sind ja in jener Juni-Woche selbst Zeuge gewesen, welche außergewöhnlichen Vortheile unserem Ansehen in aller Welt und der Erstarkung unseres innerstaatlichen Lebens daraus erwuchsen, daß die Einladung angenommen wurde.

Den Großherzog aber empfing das badische Volk mit dem Ausdruck eines Dankesgefühls, das im Norden nicht minder lebhaft empfunden wurde, wie im Süden. Die Huldigung, welche dem Großherzog von der Residenzstadt Karlsruhe dargebracht wurde, gestaltete sich durch die außerordentlich zahlreiche Betheiligung aus allen Kreisen der Bevölkerung und durch die begeisterte Stimmung der Theilnehmer zu einer wahrhaft erhebenden Feier. Gegen 7½ Uhr nahmen in der reich beflaggten Karl-Friedrichstraße und auf dem gleichfalls festlich geschmückten Markplatze, auf welchem Gasflambeaus brannten, die Theilnehmer an dem Festzuge Aufstellung. Gegen 8 Uhr setzte sich der zahlreiche, Fahnen und Standarten mit sich führende Zug nach dem großherzoglichen Schlosse in Bewegung und gruppirte sich auf dem inneren Schloßplatze derart, daß die vereinigten Männergesangvereine mit der Musik zunächst dem Portale

zu stehen kamen. Der Platz erstrahlte in Gas- und Magnesiumlicht, das die Façade des Schlosses, welche das bunte, bewegte Bild der in ihre Stellung einrückenden einzelnen Zuggruppen nach Norden hin begrenzte, scharf hervortreten ließ. In weitem Halbkreis um den inneren Schloßplatz sammelte sich in dichten Scharen das Publikum. Der Großherzog beobachtete vom Balkon des Schlosses aus die Bewegung des Zuges. Eine Trompetenfanfare bildete das Signal zu dem Beginne der Feier, worauf zunächst von allen Theilnehmern an dem Zuge die „Wacht am Rhein“ angestimmt wurde. Inzwischen hatte sich unter dem Vortritt des Oberbürgermeisters und der beiden Bürgermeister der Stadt eine Deputation sämmtlicher Vereine und sonstiger Theilnehmer des Festzuges im Schlosse eingefunden und dort im Marmorsaal Aufstellung genommen, um dem Großherzog die im Namen der Einwohner der Stadt dargebrachte Adresse zu überreichen. Der Großherzog, welcher vom Schloßbalkon in den Saal getreten war und die Begrüßunng der Anwesenden entgegengenommen hatte, ertheilte dem Oberbürgermeister die Erlaubniß, die Adresse vorzulesen. Nach Verlesung derselben sprach der Großherzog in herzlichen Worten seinen tiefgefühlten Dank für die dargebrachte Huldigung aus und ließ sich die Mitglieder der Deputation durch Oberbürgermeister Lauer einzeln vorstellen. Hierauf begab sich der Großherzog auf den Balkon zurück, um die weiteren Gesangvorträge zu hören; es folgten dorthin, erhaltener Aufforderung gemäß, die Mitglieder der Deputation. Die vereinigten Männergesangvereine trugen „Das deutsche Lied“ vor und hierauf wurde von allen

Theilnehmern ein auf den Großherzog gedichtetes Begrüßungslied angestimmt. Das auf den Großherzog ausgebrachte Hoch erwiderte derselbe mit einem Hoch auf den deutschen Kaiser, dem die Versammelten begeistert zustimmten. Mit dem Vorbeimarsch der einzelnen Abtheilungen des Festzuges hatte die erhebende Feier ihr Ende erreicht.

Der Großherzog von Baden hat sich in der letzteren Zeit durch bedeutsame Reden hervorgethan, auf die ganz Deutschland gelauscht hat. Wir erwähnen nur aus dem letzten Sommer ein ernstes Mahnwort, das er an die Bevölkerung des Großherzogthums und das ganze deutsche Volk richtete. An den Ufern des Bodensees, bei einem von alten Kriegern veranstalteten Feste, wies er auf die Nothwendigkeit einer steten militärischen Bereitschaft zum Schutze des Reiches hin mit besonderer Betonung, daß auch die alten Soldaten stets bereit sein würden, dem auch an sie ergehenden Rufe ihres Kriegsherrn Folge zu leisten. Aber noch ernster und nachdrücklicher klang aus seinem Munde die Mahnung, den schleichenden Feind im Inneren zu bekämpfen, der seinen Angriff gegen die zu Recht bestehende Ordnung richtet. Der Großherzog erklärte dabei, daß er von keiner politischen Partei oder Richtung spreche. Man weiß, wie sehr gerade der Fürst Badens, dem es vergönnt war, der Mitarbeiter dreier Kaiser zu sein, die Wahrung und Förderung des bürgerlichen Friedens als höchstes Ziel seiner Regierung betrachtet. Bald bietet sich die Gelegenheit bei der Grundsteinlegung zu einer Kirche, oder der Einweihung eines Gotteshauses, bald sind es die Zusammenkünfte der alten Krieger, ja, wir erinnern uns eines Kom=

merses, dem Andenken Scheffels gewidmet, wo der Großherzog Friedrich in der ihm eigenen, zu Herzen sprechenden Weise seine Stimme zu Gunsten des Friedens im Staat und Gemeinde erhob. Ueberall, wo es gilt, Parteipolitik und konfessionelle Gegensätze zu mildern, ihnen im allgemeinen Interesse die Spitze abzubrechen, tritt Großherzog Friedrich heraus aus der Unnahbarkeit seiner hohen Stellung und spricht ein versöhnendes Fürstenwort.

Der Erbgroßherzog Friedrich Wilhelm ist mit einer Tochter des Herzogs Rudolf von Nassau, Gilda, seit drei Jahren vermählt. Seine jüngere Schwester, Viktoria, verheirathete sich 1881 mit dem Kronprinzen Gustav von Schweden. Von dem wunderbaren Einfluß der Kronprinzessin von Schweden auf ihre neuen Landsleute wird folgende Anekdote berichtet, die bisher noch nicht ihren Weg in die Oeffentlichkeit gefunden hat. Kurz vor der Abreise der königlichen Herrschaften nach Norwegen (1882) hatte der König die Mitglieder der beiden Kammern zu einem Souper auf's Schloß geladen; — ganz gegen deren sonstige Gewohnheit waren auch die Mitglieder der röthesten Opposition, nämlich die Bauern aus Dalekarlien, in ihren einfachen Nationalbauernkostümen erschienen. Die Kronprinzessin unterhielt sich mit diesen allen auf das Freundlichste, indem sie erwähnte, daß sie durch ihre ersten Studien über die Geschichte Schwedens gerade auf diese, durch Naturschönheit, und besonders durch die Tüchtigkeit und Energie ihrer Bewohner so ausgezeichnete Provinz hingeführt worden sei, und sie sich darum stets gewünscht habe, dieselbe einmal besuchen zu dürfen. Um so mehr freue sie sich daher, jetzt

einige Repräsentanten dieser Provinz persönlich kennen zu lernen. Diese mit der aufrichtigsten Wärme und Freundlichkeit gesprochenen Worte begeisterte den Führer dieser Partei, den Bauern Lars Alsen, derart für seine künftige Königin, daß er erklärte: Für eine solche Frau müsse man alles thun, was man zu thun imstande. — Die Bedeutung dieser Erklärung wird erst verständlich, wenn man bedenkt, daß die Unhöflichkeit dieser Partei gegen die königliche Familie bis jetzt oftmals nahezu dem Verhalten unserer Sozialdemokraten gleichkam.

Prinz Wilhelm, Bruder des Großherzogs, ist wie dieser ein häufiger Gast des Berliner Hofes. Man erkennt ihn an den bei Nuits an der Spitze seiner badischen Brigade empfangenen Wunden, die er als höchsten Ehrenschmuck trägt.

Die großherzogliche Familie aus Karlsruhe gehört in Berlin zu den populärsten. Als es vor etwa zehn Jahren, es war am Geburtstage des Kaisers, wieder eine glänzende Auffahrt in Galawagen vor dem Königspalast gab, fielen in einem der Wagen zwei sehr jugendliche Erscheinungen auf, die eine in glitzender Uniform, die andere in schwarzer Civilkleidung. Auf die Frage eines aus der Mitte des Publikums, das der Auffahrt neugierig zuschaute, wer wohl die jungen Herren sein könnten, gab es von allen Seiten dieselbe Antwort: „Wer das nicht sieht, daß der in Uniform in „unser Haus" schlägt, und der jüngere seinem Vater aus den Augen geschnitten ist, der muß den Großherzog und die Großherzogin von Baden nicht kennen." Es waren

die Enkelsöhne Kaiser Wilhelms I., der Erbgroßherzog Friedrich Wilhelm und sein jüngerer Bruder Ludwig.

Es ist bekannt, daß Freiherr von Roggenbach der besondere Vertrauensmann des verstorbenen Kaisers Friedrich gewesen ist. Herr von Roggenbach wurde nach San Remo berufen, als dort die Regentschaftsfrage an den kranken Kronprinzen herantrat, Herr v. Roggenbach war in Berlin, als die Battenbergerfrage zur Entscheidung kam.

Der frühere badische Minister und Freund des Großherzogs von Baden, der dem Hause Kaiser Friedrichs seit lange nahe stand, ist längst aus dem politischen Leben zurückgetreten. Die Verdienste, die er sich als nationalgesinnter Minister um die Einigung Deutschlands erwarb, werden ihm dauernd einen ehrenvollen Platz in der deutschen Geschichte sichern. Als liberaler Katholik hielt er den Kulturkampf für einen Fehler und um nicht mit dem von ihm so hochverehrten leitenden Staatsmann in Gegensatz zu treten, zog er sich vom öffentlichen Leben zurück. Seitdem ist Herr v. Roggenbach nur wenig hervorgetreten. Wenn wir von seiner Thätigkeit für die Straßburger Universität absehen, so heben wir nur hervor die Mitbegründung des Vereins für Sozialpolitik, zu dessen eifrigsten Mitgliedern Herr v. Roggenbach zählt. Daß der Vertrauensmann des Kaisers Friedrich ein entschiedener Gegner des Manchesterthums, ein warmer Anhänger der Sozialreform ist, konnte den Freisinnigen ebenso wenig behagen, wie das Auftreten des Herrn v. Roggenbach auf dem Kölner Bimetallisten-Kongreß von 1882. Herr v. Roggenbach ist Vorstandsmitglied des deutschen Vereins für internationale Doppel-

währung, einer der entschiedensten Verfechter des Bimetallismus in Deutschland.

Herr v. Roggenbach ist ein glühender Verehrer Bismarcks und seiner großen deutschnationalen Politik. Dies hat ihn befähigt, durch Ausgleichung der Gegensätze dem Vaterlande die größten Dienste zu leisten und die Verständigung zwischen Kaiser Friedrich III. und dem Kanzler zu fördern. Der Kaiser aber, welcher einen solchen Vertrauensmann hatte, kann nicht deutschfreisinnigen Anschauungen gehuldigt haben. Würde Deutschland das Glück gehabt haben, eine lange und gesegnete Regierung Kaiser Friedrichs zu genießen, so würde dieselbe im Sinne des Erlasses am 12. März 1888 eine Regierung der Weisheit und Mäßigung gewesen sein, die nur zu bald von den Deutschfreisinnigen mit derselben Heftigkeit angegriffen wäre, mit welcher diese Partei die Regierung Kaiser Wilhelms I. angriff, welche die Glanzzeit Deutschlands bildet und um welche alle Völker der Welt uns beneideten.

Freiherr Franz von Roggenbach ist am 23. März 1825 zu Mannheim geboren. Sein Vater war der badische Generalmajor Heinrich von Roggenbach. Er besuchte als Schüler das Lyceum in Mannheim, studirte von 1843—47 in Heidelberg. Er trat nach abgelegtem badischen Staatsexamen in das Reichsministerium der auswärtigen Angelegenheiten und verließ dasselbe im April 1849 nach Ablehnung der Kaiserwürde seitens Friedrich Wilhelm IV. Am 2. Mai 1861 übernahm Freiherr von Roggenbach das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, aus dem er Ende 1865 wegen konstitutioneller Differenzen wieder aus-

trat. Roggenbach bekämpfte nämlich die Theilnahme Badens am Kriege von 1866 vom Standpunkte des Bundesrechtes und der Bundesverfassung, legte auch sein Mandat als Abgeordneter der zweiten Kammer nieder und verließ Baden. Seither lebte er in Bonn. Von 1868—70 war er Mitglied des Zollparlaments und in der ersten Legislaturperiode des Reichstags war er dessen Mitglied. Er vertrat beide Mal den Wahlkreis Lörrach-Müllheim. Vor und während dieser Zeit entfaltete er eine nicht geringe Thätigkeit auf dem Gebiete des politischen Lebens. Er war durch und durch anti-österreichisch gesinnt und brachte dem Bundestag in Frankfurt das komplete Gegentheil von Sympathie entgegen. Im „Frankfurter Gener.-Anzeiger" lesen wir über ihn aus der Zeit des Bundestages: „Oft haben wir ihn in damaliger Zeit zu Frankfurt im Verkehr mit den wenigen damals hier lebenden Freunden der „preußischen Spitze" gesehen; während sein württembergischer Kollege v. Varnbüler — der Rufer im Streite gegen Preußen — im Hause des Senators von Bernus auf der neuen Mainzerstraße großdeutschen Konventikeln beiwohnte und dort einen sehr merkwürdigen und jetzt vergessenen Ausspruch that, war von Roggenbach hier in ganz entgegengesetztem Sinne thätig, verkehrte mit Koryphäen des Nationalvereins und mit Journalisten, deren Feder auf den öffentlichen Geist von Einfluß sein konnte. Einen dieser letzteren, den er als Hülfsarbeiter zu sich nach Karlsruhe berief, veranlaßte er in April 1866 zu einem Briefe, dessen Inhalt von großem politischem Scharfblick zeugte, der aber in der leidenschaftlichen Aufregung der damaligen Zeit keine Beachtung bei denen fand, auf die er

wirken sollte.“ Die merkwürdigen Kämpfe, welche von Roggenbach in seiner Amtsthätigkeit hatte, und die Ursachen seines Rücktritts vom Ministerium schildert er selbst in dem nachstehenden Brief vom 1. Juli 1866 an den preußischen Ministerpräsidenten, Grafen von Bismarck: „Verehrter Herr Graf! Nachdem der Kampf zwischen Preußen und dem mit Oesterreich zu blutigem Bürgerkrieg verschworenen deutschen Partikularismus ausgebrochen ist, treten alle Erwägungen in den Hintergrund, die ich machen mußte, so lange es galt, in meinem Heimathland die Möglichkeit nützlichen Wirkens auf dem Boden fester Grundsätze zu erhalten. Der Uebertritt der Großherzoglichen Regierung in die Reihen ihrer eigenen größten und gefährlichsten Feinde, unter die Zahl der zur Erhaltung der österreichischen Herrschaft in Deutschland und des für die nationalen Interessen unverträglich und unmöglich gewordenen Bundesrechts verbundenen Staaten macht mir Letzteres unmöglich und entbindet mich jeder schonenden Rücksichten gegen dieselben (nämlich die Badische Regierung). Der Umstand, daß ein ungerechtfertigter Druck durch Badens Nachbarstaaten es dem patriotischen Fürsten meines Heimathlandes unmöglich gemacht hat, sich dieser schändlichen Verbindung aller selbstsüchtigen und vaterlandsverrätherischen Leidenschaften zu entziehen, enthält für mich eine weitere Aufforderung, meinerseits wenigstens nach Kräften die Regierungen zu bekämpfen, welche sich nicht entblödeten, diese Vergewaltigung eines ihrer Mitfürsten unter dem Vorwande eines von ihnen mißdeuteten Bundesrechts zu vollziehen. Der einfachen Aufgabe, wie sie heute für jedes ehrliche deutsche Herz und für

jedes deutsche Gewissen liegt, gedenke ich im vollem Maße Genüge zu thun. Lassen wir diese Verkennung der Stellung deutscher Bundesfürsten, wie sie die letzten Bundesbeschlüsse offenbarten, den letzten Mißbrauch sein, den Habsburgische Intrigue mittelst des vom Wiener Kabinet schlau gefügten Bundesrechts vollbrachte. Ich meinerseits wenigstens bin der Meinung, daß ähnlicher Frevel, wie dieser von den Mittelstaaten muthwillig über ihre Völker und Deutschland gebrachte Bundeskrieg künftig verhütet werden muß. Dazu ist nothwendig, daß das System des im Jahre 1815 von Oesterreich zu seinem Dienste geschaffenen und stets zum Dienen bereiten deutschen Bundes gebrochen und statt dessen ein deutscher Staat gegründet werde, stark genug, sich künftig dem zersetzenden Einflusse dieser fluchwürdigen Politik des Wiener Hofes zu entziehen. Sind Ew. Excellenz bereit, ganze Arbeit zu machen und festzustehen im Kampfe, bis die wesentlichen Zielpunkte alles Ringens des deutschen Volkes seit 50 Jahren erreicht sind, so werden Sie auch mich jeder Zeit bereit finden, mitzuarbeiten für die Neugestaltung der deutschen Staatsverhältnisse, wie sich solche aus der Niederwerfung der österreichischen, auf Unterdrückung aller Nationalitäten und aller Freiheiten begründeten österreichischen Machtstellung und aus der Beschränkung der Souveränetätsrechte der mit Oesterreich hierzu verbündeten Regierungen von selbst ergeben wird. Wie es zur Zeit nur ein Ziel giebt, so giebt es zur Stunde auch keine weitere Voraussetzung für mein Anerbieten, als die Energie des Willens, dasselbe um jeden Preis zu erreichen. Ich er=

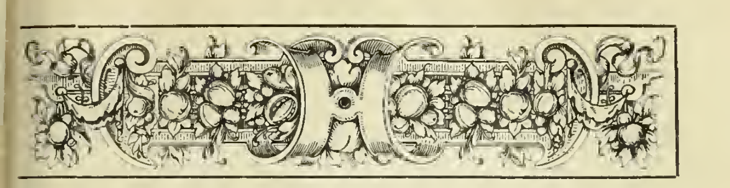
mächtige Ew. Excellenz, wenn Sie es für nützlich halten, dieses Schreiben zu veröffentlichen."

Ein Briefwechsel zwischen Herrn von Roggenbach und Dr. Geffcken, dem Herausgeber des Tagebuches des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, der sich bei der Anklageschrift gegen Dr. Geffcken befand, ist nicht gleich dieser veröffentlicht worden. Es sollen sich darin abfällige Urtheile über den Fürsten Bismarck finden. Bei der Stellung, die Herr von Roggenbach im Culturkampfe einnahm, war das leicht erklärlich. Auch über die Kaiserin Friedrich enthält jene Correspondenz nicht überall freundliche Urtheile. Bekannt ist die Verurtheilung, die Herr Roggenbach über die Veröffentlichung des Tagebuches ausgesprochen hat. „Dieselbe ist moralisch, juristisch und politisch gleichmäßig zu verdammen," sagte er.

Baden hat in der letzen Zeit einen hohen Beamten an den Reichsdienst abgegeben. Der bisherige großherzoglich badische Bevollmächtigte zum Bundesrath Freiherr von Marschall, welcher an Stelle des Grafen H. Bismarck zum Staatssecretär des auswärtigen Amtes ernannt ist, gehört seit sieben Jahren dem Bundesrathe an. Freiherr von Marschall wurde 1842 zu Neuershausen bei Freiburg in Baden geboren und trat, nachdem er in den Jahren 1862—64 seine Universitätsstudien absolvirt, 1865 in den badischen Staatsdienst ein. Er amtirte alsdann bis zu Anfang der siebziger Jahre als Gerichtsreferendar und als Gerichtsassessor an verschiedenen badischen Gerichten. Dann ging er zur Staatsanwaltschaft über und wurde dem Landgerichte zu Mannheim zugetheilt. Seine parlamentarische

Laufbahn begann Herr von Marschall 1875, wo er als grundherrlicher Abgeordneter in die Erste badische Kammer eintrat. Im Jahre 1878 wurde er als Vertreter des 10. badischen Wahlkomitees Karlsruhe-Bruchsal in den Reichstag gewählt und gehörte demselben während der vierten Legislaturperiode als Mitglied der deutschkonservativen Partei bis 1881 an. Als der badische Gesandte, Freiherr von Türckheim, aus dem Dienste schied, wurde Freiherr von Marschall im Jahre 1883 zu seinem Nachfolger und gleichzeitig zum Bundesrathsmitglied ernannt. In dieser Eigenschaft hat derselbe seine Aufmerksamkeit besonders den sozialpolitischen Vorlagen zugewandt. In Anerkennung seiner Verdienste wurde er von dem Kaiser durch Verleihung des rothen Adlerordens I. Klasse ausgezeichnet.





Darmstadt.

Großherzog Ludwig IV. war mit einer Schwester der Kaiserin Friedrich, der Prinzessin Alice von England, vermählt. Dieselbe starb 1878 an der Diphtheritis. Großes Aufsehen erregte die Nachricht, daß der Großherzog sich am 30. April 1883 mit der Frau von Kolemine morganatisch vermählt habe. Allgemein hatte man bisher angenommen, der Großherzog werde sich mit der jüngsten Tochter der Königin von England, der Prinzessin Beatrice, vermählen. Für die Ausführung dieses Entschusses bildete die Haltung des englischen Oberhauses, das wiederholt den vom Unterhaus genehmigten Gesetzentwurf, wonach die Verheirathung eines Wittwers mit der Schwester der verstorbenen Frau gestattet sein sollte, ein unübersteigliches Hinderniß. Alexandrine v. Kolemine war 1853 als die Tochter des Grafen Adam v. Hutten-Czapski, eines russischen Kammerherrn, geboren und hatte sich am 21. Februar 1873 mit dem russischen Kammerjunker und Botschaftssekretär Alexander v. Kolemine verheirathet. Derselbe war nach einander verschiedenen russischen Gesandtschaften zugetheilt gewesen und hatte eine Zeit lang auch in Darmstadt Dienste geleistet.

Die Ehe war vor noch nicht langer Zeit gelöst worden, worauf im Großherzog der Entschluß, die Geschiedene zu heirathen, reifte. Die Civiltrauung wurde von dem Staatsminister v. Starck vor Zeugen vollzogen; ihr sollte die kirchliche Trauung folgen, da aber der Hofprediger Bender, zur Vollziehung derselben vom Großherzog aufgefordert, erklärte, er sei durch die Mittheilung dieser Sache ganz überrascht und zur Vornahme der Trauung nicht vorbereitet, unterblieb die kirchliche Trauung. Wenige Tage nach diesem Vermählungsakt reiste der Großherzog in Gemeinschaft mit der Königin von England nach London ab, während Frau v. Kolemine sich nach Berlin begab. Als jener nach Darmstadt zurückkehrte, hieß es, die Ehe werde wieder gelöst und Staatsminister v. Starck habe sein Entlassungsgesucht eingereicht. Diese morganatische Ehe hatte allgemeinen Anstoß erregt, namentlich auch bei den fürstlichen Verwandten; um dem Sturm der öffentlichen Meinung auszuweichen, war der Großherzog nach England abgereist, und dort hatte er den Entschluß zur Wiederauflösung der Ehe gefaßt. Staatsminister v. Starck, welcher als Mitwirkender zunächst der Gegenstand des öffentlichen Unwillens war und deshalb schon am 2. Mai sein Entlassungsgesuch eingereicht und am 24. es erneuert hatte, wurde am 30. Mai in den Ruhestand versetzt und der Geheimrath Finger zum Präsidenten des Ministeriums des Innern und der Justiz ernannt und gleichzeitig beauftragt, bis auf weiteres die mit dem Amte des Staatsministers verbundenen Geschäfte zu übernehmen. Da er der nationalliberalen Partei angehörte, so war diese Ministerveränderung nur ein Personenwechsel; die Hoffnung

der Ultramontanen, daß ein Systemwechsel stattfinden werde, hatte sich nicht erfüllt. Darauf wurde durch Bevollmächtigte des Großherzogs mit dem Bevollmächtigten der Frau v. Kolemine in Berlin unterhandelt, um sie dazu zu bewegen, gegen gewisse Konfessionen ihre Einwilligung zur Ehescheidung zu geben. Die Verhandlungen führten zu einer Verständigung, worauf das Oberlandesgericht in Darmstadt am 9. Juli die Auflösung der morganatischen Ehe des Großherzogs mit Frau v. Kolemint aussprach. Dieses Urtheil stützte sich hauptsächlich auf die allgemeine Mißstimmung über diese Ehe, infolge deren eine völlige Entfremdung zwischen dem Landesherrn und dem Lande einzutreten drohe. Die vom klägerischen Anwalt angeführten Thatsachen wurden von dem Vertreter der Frau v. Kolemine zugegeben und erklärt, dieselbe habe in die Trennung eingewilligt in der Ueberzeugung, daß die Ehe unter diesen Umständen nicht zu beiderseitigem Glück ausschlagen könne, und im Bewußtsein, daß sie dieses Opfer bringen müsse. Um so auffallender war in diesem an Ueberraschungen reichen Ehedrama die Thatsache, daß die Gräfin Hutten, wie sie sich wieder nannte, gegen das oberlandesgerichtliche Urtheil die Revision beim Reichsgericht einlegen ließ. Da aber das oberste deutsche Gericht nur gegen Urtheile der Oberlandesgerichte, welche im Berufungswege ergangen sind, angerufen werden kann, so konnte das Revisionsgesuch der Gräfin, das gegen das in erster Instanz erlassene Urtheil des Oberlandesgerichts Darmstadt gerichtet war, vom Reichsgericht nicht angenommen werden. Infolgedessen legte die Gräfin Berufung beim Oberlandesgericht ein, indem sie

die Zuständigkeit des Senats, welcher das Urtheil gefällt hatte, anfechten ließ. Aber das Oberlandesgericht erklärte jenen Senat für das zuständige Gericht und wies demgemäß die Berufung der Gräfin zurück, und das Reichsgericht, bei welchem die Gräfin gegen das Urtheil des Darmstädter Oberlandesgerichts die Revision einlegte, wies am 19. Dezember ihr Gesuch als unbegründet zurück.

Aus der Ehe mit der Prinzessin Alice entsprossen fünf Kinder, die Prinzessin Victoria, welche sich 1884 mit Ludwig, Prinz von Battenberg, vermählte, Prinzessin Elisabeth, in demselben Jahre mit dem Großfürsten Sergius von Rußland vermählt, Prinzessin Irene, Gemahlin des Prinzen Heinrich von Preußen, Erbgroßherzog Ernst Ludwig, Prinzessin Alix. Das Buch, das im Winter 1884 über die verstorbene Großherzogin Alice erschienen ist, und an dessen Herstellung die Mutter derselben, Königin Victoria, thätigen Antheil genommen, hat uns Einblicke in Herz, Geist und Leben einer Frau unserer Tage thun lassen, deren Bedeutsamkeit nicht erst durch die Thronstufen gehoben zu werden brauchte, auf denen sie das Licht der Welt erblickt hatte. Die Frau nimmt durch lose Briefblätter, in denen sie gleichsam unbewußt die Geschichte ihres Ehe- und Herzenglückes erzählt, uns zu Zeugen von der unabläßigen Arbeit an sich selbst, an moralischer und geistiger Vervollkommnung, von dem immer volleren Hineinwachsen in die großen Zwecke des Lebens.

Die Großherzogin schreibt unter dem 12. Mai 1865 an ihre Mutter, die Königin: „Wir diniren jeden Tag auf dem Heiligenberg. Heute Morgen waren wir auch dort

mit unsern Eltern und Kindern und Tante Marie hatte Ella eine halbe Stunde auf ihrem Schooße und und spielte mit ihr, was der Kleinen viel Spaß machte, denn sie ist ganz besonders zuthulich und liebenswürdig. Victoria tobte mit ihren Vettern, Tante Mariens zwei und Onkel Alexanders vier Buben.“ An diese Zeilen anknüpfend schrieb im April 1884 eine Dame aus Darmstadt:

„Dieses Familienbild vor 19 Jahren, in denselben Maitagen, denen wir jetzt entgegengehen, hat sich zu einem Lebensbilde gestaltet. Tante Marie ist die verstorbene Kaiserin von Rußland und Ella, mit der sie auf ihrem Schooße kosete, ist die zweite Tochter des jetzigen Großherzogs und der Großherzogin Alice von Hessen und bei Rhein. Die kleine Prinzessin hat in der Taufe den Namen ihrer großen und frommen Stammmutter, der heiligen Elisabeth von Thüringen, erhalten, welche die Stammmutter des hessischen und sächsischen Hauses ist. Im häuslichen Kreise wird sie Ella genannt, sie ist etwa 1½ Jahre jünger wie ihre Schwester, die Erstgeborene des damaligen Prinz Ludwigschen Paares, die bei ihrer Taufe im Windsor-Schlosse den Namen ihrer Großmutter, der Königin Victoria von Großbritannien, erhielt, die Vettern, mit denen sie damals tobte, waren die Großfürsten Alexis und Sergius und Onkel Alexanders vier Buben sind die Söhne des Prinzen Alexander von Hessen und seiner Gemahlin, der Fürstin Battenberg, die Prinzen Ludwig, Alexander, Heinrich und Franz Joseph von Battenberg gemeint. Aus den beiden Prinzessinnen und einem der Großfürsten und dem älteren Battenberger sind zwei Brautpaare geworden. Die Prin-

zessin Victoria hat sich mit dem Vetter ihres Vaters, dem Prinzen Ludwig von Battenberg verlobt, Prinzessin Elisabeth ebenfalls mit einem Vetter ihres Vaters, dem Großfürsten Sergius von Rußland. Nicht politische Rücksichten haben diese Verbindungen zu Stande gebracht, es war der Herzen innigstes Leben und Weben, welches beide Paare einander zugeführt hatte. Die Hochzeit der Prinzessin Elisabeth wird im Juni in St. Petersburg stattfinden und die ganze Großherzogliche Familie zu den Vermählungsfestlichkeiten nach der russischen Hauptstadt sich begeben. Die Hochzeit der Prinzessin Victoria findet am 30. d. Mts., zwei Tage nach ihrem Tauftage, in dem heimathlichen Schlosse zu Darmstadt statt. Der Berliner Hof hat die beiden Bräute zu wiederholten Malen bei festlichen Veranstaltungen gesehen, das letzte Mal bei der silbernen Hochzeitsfeier des Kronprinzenpaares, wo sie auch an dem Kostümfeste Theil genommen und durch ihre jugendschönen Erscheinungen allgemeines Aufsehen erregt hatten. Die Mutter giebt uns in dem erwähnten Buche, oder vielmehr ihrer Mutter, des Königin, treulichen Bericht über die Entwickelung ihrer Töchter. Sie skizzirt aus den Kindheitsjahren die äußere Erscheinung derselben, wie ihre seelische Komplexion mit sicherem Auge und tiefem Einblick in die Charaktere, gerade so, wie sie sich in späteren Jahren entwickelt haben. Prinzessin Victoria bekundete schon im frühesten Ktndesalter bedeutsame geistige Fähigkeiten und Bestimmtheit im Wollen, das sich später zu bewußtem Führen des Lebens ausgebildet hat. Mit Mutterstolz berichtet die Großherzogin von ihren großen, schönen, licht-

blauen Augen, die ihr auch heute noch verblieben sind, mit thaufrischem, rosigem Teint, blondem Haar und graziöser, wenn auch nicht sehr großer Figur. So hat sie auch der Frankfurter Maler Schrödl im Auftrage der Königlichen Großmutter gemalt, im lichtblauen Kleide, mit einem weißen Linontuch und lichtblauen Atlasschleifen.

Tiefblau sind die Augen der Prinzessin Elisabeth, tiefer noch das Blonde des Haares; das feine Oval des Gesichtes mit den vornehm geschnittenen Zügen erinnert an die Familienähnlichkeit des hessischen Hauses. Unendlich lieblich ist der Ausdruck des Gesichts.

Das Palais auf der Höhe der Wilhelminenstraße, nahe der dem Pantheon in Rom nachgebildeten katholischen Kirche, das Haus, welches die Großherzogin Alice im Verein mit ihrem Gemahl für ihr Familienglück erdacht, erbaut und eingerichtet hatte, in welchem sie ihren letzten Seufzer aushauchte, ist der Mittelpunkt der ganzen festlichen Bewegung, welche die Residenzstadt vom Odenwalde in diesen Tagen beherrscht. Die Großmutter, die Königin von Großbritannien, war trotz des schweren Schicksalsschlages, der sie in diesen Wochen betroffen hatte, herübergekommen, um in der bedeutungsvollen Stunde, wo die Aelteste des Großherzoglichen Hauses mit dem erwähnten Bräutigam an den Altar tritt, die Stelle der Mutter zu vertreten, die ihren Kindern nur zu früh entrissen wurde. Die Königin bewohnt die Zimmer, welche die hochselige Großherzogin sich geschaffen hatte, nach dem Garten des Palais, die entgegengesetzte Flucht hat der Großherzog inne mit seinen Kindern, den Prinzessinnen-Bräuten, den Prinzessinnen Irene

und Alice und dem Erbgroßherzog Ernst Ludwig. Unter den ersten Hochzeitsgästen waren die Frau Kronprinzessin mit der Frau Erbprinzessin von Sachsen-Meinigen, der Prinzessin Victoria, die Prinzen Heinrich von Battenberg, Lieutenant der Garde du Korps aus Berlin, und Franz Joseph, Lieutenant im ersten Garde-Regiment zu Fuß aus Potsdam. Am Sonntag Abend traf der Bräutigam, Prinz Ludwig von Battenberg, aus Portsmouth ein, eine hohe, elegante, kräftige Gestalt, ebenso groß wie sein Bruder, der Fürst von Bulgarien, mit dunklem Vollbarte und dunklen lebhaften Augen, eine Erscheinung von Lebensfrische und sympathischem Eindruck. Am Montag traf Se. Kaiserliche und Königliche Hoheit der Kronprinz ein mit dem Prinzen Heinrich, für den Dienstag wird der Prinz von Wales mit seiner Gemahlin und seiner ganzen Famile erwartet, dann Prinz Wilhelm von Preußen, der Fürst von Bulgarien und die ganze Familie des andern Zweiges des landgräflich hessischen Hauses, der Landgraf und die Landgräfin von Hessen, Prinz Friedrich Wilhelm von Hessen und seine Schwester, die Prinzessin Elisabeth mit ihrem Bräutigam, dem Erbprinzen von Anhalt. Aus diesen hohen Persönlichkeiten, im Verein mit der Prinzessin Karl von Hessen, ihren Söhnen, den Prinzen Heinrich und Wilhelm, und den Eltern des Bräutigams, dem Prinzen Alexander von Hessen und seiner Gemahlin, der Prinzessin von Battenberg, wird sich der Kreis der fürstlichen Hochzeitsgäste bilden. Das großherzogliche Schloß, welches einst die sieben Kurfürsten des heiligen römischen Reiches hatte beherbergen können, wird sämmtliche Hochzeitsgäste aufnehmen,

mit Ausnahme derer, welche in Darmstadt wohnen, wie die Prinzessin Karl mit ihren Söhnen und Prinz Alexander mit seiner Familie. Leider hat der Tod des Herzogs von Albany all' die Vorbereitungen, all' die festlichen Zurüstungen zu dieser Hochzeit durchstrichen. Das Land, die Residenz, der Hof hatten Derartiges vorbereitet, aber in Rücksicht auf den Schmerz der tiefgebeugten Königlichen Mutter wird die Hochzeit eine verhältnißmäßig nur stille werden. Den Polterabend wird eine Soirée beim Prinzen Alexander und der Fürstin Battenberg andeuten, dem eine große Serenade von den Gesangvereinen der Residenz folgen wird. Vorher wird eine neue Oper gegeben, „Colomba", aber noch weiß man nicht, ob sich die Vorstellung zu einer Gala-Vorstellung gestalten wird. Ein großer Lunch wird am Hochzeitstage die Hochzeitsgäste theils im Palais, theils im Großherherzoglichen Schlosse in der Stadt vereinen. Am Mittwoch um 5 Uhr erfolgt die Trauung durch denselben evangelischen Geistlichen, der die Prinzessin Victoria im Windsor-Schlosse getauft hat. Der Weg, den die Braut im bräutlichem Schmucke vom Palais aus nach der Schloß-kirche im großherzoglichen Schlosse im sechsspännigen Wagen zu nehmen hat, ist bereits mit venetianischen Masten, mit Flaggen in deutschen und weißrothen, hessischen Farben geschmückt, mit grünen Gewinden, die sich von der Bildsäule Ludwigs I. fächerartig über den ganzen Ludwigs-Platz ausbreiten. Nach der Trauung ist große Galatafel im Kaisersaale und von dieser hinweg wird sich das Brautpaar nach dem Heiligenberg bei Jugendheim begeben, um dort einge-

hegt von Grün und Blüthen des Maies die nächsten Wochen zu verleben."

Im Jahre 1888 vermählte sich die Prinzessin Irene mit einem Sproß des Hohenzollernhauses. Wenige Wochen nach seiner Rückkehr von der zweiten Seereise 1882 machte der Prinz einen Besuch, der für sein Leben entscheidend werden sollte. Schon als Kind hatte er gern Darmstadt aufgesucht, wo er der Großherzogin Alice stets ein willkommener Gast war. Seinen Cousinen Victoria, Elisabeth, Irene war er der liebste Spielgefährte. Sie waren jetzt inzwischen herangewachsen und Prinzessin Victoria stand im Begriff, sich mit dem Prinzen Ludwig von Battenberg, ihrem Vetter zu vermählen. Am 30. April (1884) sollte die Hochzeit sein. Prinz Heinrich konnte dabei als Gast nicht fehlen. Er nahm mit seinen Eltern und seinem Bruder Wilhelm an den Feierlichkeiten Theil. Seit jener Zeit war es, daß Prinz Heinrich zur Prinzessin Irene mehr und mehr eine Neigung faßte, die ihn zu dem Entschlusse führte, mit der Spielgefährtin seiner Kindheit einen Bund für das Leben zu schließen. Am neunzigsten Geburtstage des Kaisers Wilhelm wurde die Verlobung in Gegenwart einer langen Reihe von Fürstlichkeiten gefeiert. Von der Prinzessin Irene wurde bei jener Gelegenheit gesagt: „Gesund, kräftig, mit dunklen Augen und braunem Haar: so ist sie im Tagebuche der früh verklärten Mutter, der Großherzogin Alice, bald nach ihrer Geburt 1866 geschildert. Mit wahrhaft rührender Sorgfalt wachte das Mutterauge auch über das jüngste Kind. Der Aufenthalt in der schönen Natur, wo die Prinzessin aufwuchs, übte den

besten Einfluß auf ihr Gemüth. Güte und Liebenswürdigkeit erwarben ihr die aufrichtige Ergebenheit ihrer ganzen Umgebung, und unter Leitung der kunstsinnigen Mutter wurde sie zu einer Freundin der Künste und Wissenschaften gebildet. So vereinigt sich alles, das Erbtheil bedeutender geistiger Vorzüge und eine hervorragende Anmuth der äußeren Gestalt, um Prinzessin Irene zu einer liebenswerthen Erscheinung zu machen, die eine neue Zierde an unserem Kaiserhofe zu werden verspricht."

In dem Palais zu Darmstadt, welches der Großherzog und die Großherzogin von Hessen während ihrer glücklichen Ehezeit bewohnt haben, befindet sich eine Hauschronik, welche die hochselige Großherzogin Alice an dem Tage ihrer Trauung in Osborne auf der Insel Wight angelegt und bis zum Jahre 1871 fortgeführt hat. In diesem im Stile alter Familienchroniken gehaltenen Hausbuche ist jedes Ereignisses in der Familie gedacht, jedes in einem von der hochseligen Großherzogin auf Pergament gemalten Bilde mit der dazu gehörigen Relation in altdeutscher Schrift. Auf einem Blatte befindet sich eine Erinnerung aus dem Jahre 1866. Im Mittelbilde eine den Krieg darstellende weibliche Gestalt mit lohender Kriegsfackel, daneben ein hessischer Soldat, und auf dem anderen Bilde des dreitheiligen Blattes in einer vollen glühenden Purpurrose die Gestalt eines neugeborenen Kindes, darüber eine weiße Taube und über dieser auf Goldgrund der Name: Irene, d. h. Kind des Friedens. Am 11. Juni 1866 wurde dem damaligen Prinzen Ludwig von Hessen von seiner Gemahlin Alice, der zweiten Tochter der Königin

von Großbritannien und des Prinzen Albert, eine Tochter geboren — ein Kriegskind sozusagen. Der Vater, als Kommandeur der Kavallerie-Brigade der hessischen Division, befand sich bei der unter dem Befehle seines Oheims, des Prinzen Alexander von Hessen, stehenden Bundes-Armee, gegen die damals Preußen im Felde stand. Der Geburtstag des Kindes fiel zwischen zwei Gefechte, die von Frohnenhofen und Aschaffenburg. Der jetzige Großherzog war auf wenige Stunden zu seiner Gemahlin geeilt. Im August sehen sich die Ehegatten nach dem geschlossenen Frieden wieder. Ein Kreuz am Fuße dieser bildlichen Darstellung, überragt von zwei Friedenspalmen, feiert dieses Ereigniß mit der Umschrift: Unser Wiedersehen — August — Nun danket alle Gott. Im September fand die Taufe statt, und weil das Kriegskind unterdessen ein Friedenskind geworden war, so wurde es Irene getauft und außer allerhöchsten und höchsten Personen wurde auch die hessische Kavallerie-Brigade, die der Vater damals kommandirt hatte, zu Gevatter gebeten. Am 23. Mai 1888 traf Prinzessin Irene von Hessen als Braut des Prinzen Heinrich in Charlottenburg ein, um am nächsten Tage mit demselben in der Schloßkapelle daselbst vermählt zu werden.

Diese neue Verbindung zwischen dem preußischen und dem hessischen Hause geschah auf Grund der innigsten Herzensneigung, welche selbst das Bedenken der zu nahen Verwandtschaft zwischen Cousin und Cousine überwand, ein Bedenken, das allerdings aus dem Feld geschlagen wird durch die historische Thatsache, daß Friedrich Wilhelm I. ebenfalls seine Cousine von Braunschweig-Lüneburg heirathete

und daß aus dieser Verbindung ein Friedrich der Große, Prinz Heinrich, Prinz August Wilhelm, von dem die heutige Dynastie stammt, eine Markgräfin von Bayreuth hervorgegangen sind. Nach dem Tode der Mutter und nach der Verheirathung der ältesten Schwester war das ganze Leben der jungen Prinzessin nach den Neigungen des Vaters abgestimmt. Sie suchte ihm den Verlust der Mutter und der verheiratheten Schwestern, der Prinzessin Ludwig von Battenberg und der Großfürstin Sergei, weniger fühlbar zu machen, sie theilte seine Neigungen, seine Beschäftigungen. Wo der Vater gern weilte, in Seeheim, in Wolfsgarten oder Kranichstein, da war auch ihr Lieblingsaufenthalt. Sie lebte nicht für sich, nur für den Vater. Ein Zug deutschen Familienlebens geht durch das Palais des jetzigen Großherzogs von Hessen, seine Kinder sind stets bei ihm, ihre Bücher, ihre Mal- und Zeichenapparate befinden sich in seinem Zimmer. Schon von früher Jugend der Kinder an hat die verstorbene Großherzogin die Neigung für die Kunst zu erwecken gesucht, in der sie selbst so Treffliches leistete. Prinzessin Irene ist die Erbin der Fähigkeiten ihrer hochbegabten Mutter, sei es auf dem Gebiete der Kunst, sei es auf dem Gebiete des geistigen Lebens, und wenn dieselben noch übertroffen werden können, so geschah das bei der Braut des Prinzen Heinrich durch die Beharrlichkeit, die Stetigkeit, die Gründlichkeit, den Ernst, mit dem sie die angeborenen Talente fortzubilden bestrebt war. In diesem echt deutschen Zuge offenbart sich die Tochter des Hauses Hessen. Prinzessin Irene ist eine Reiterin, so kühn, daß es für sie keine Gefahr giebt, aber sie ist darin keine

Amazone geworden, sie hat sich ihre Weiblichkeit in der zartesten Ausprägung vollkommen gewährt. Sie versprach, die verständnißvolle Gefährtin ihres künftigen Gemahls auch in ihrer Vorliebe für das Seewesen zu sein, für das sie während ihres oftmaligen Aufenthalts bei ihrer Großmutter in England Neigungen und Verständniß gewonnen hat. Alle diese äußeren Berührungen und Fertigkeiten vermochten nicht die Entfaltung und Vertiefung ihres religiösen Lebens zu beeinträchtigen. Sie hat darin ein Erbtheil ihrer Großmutter, der Prinzessin Karl, Tochter der unvergeßlichen Prinzessin Wilhelm, überkommen. Auf einen Wunsch der Prinzessin Braut genehmigte die Kaiserin Friedrich, daß der Geistliche, der sie im Christenthum unterrichtet, konfirmirt hatte und ihr Seelsorger geblieben war, Superintendent D. Sell, ihr nach Berlin zur Hochzeitsfeierlichkeit folgte. In Begleitung der Prinzessin auf ihrer Brautreise befanden sich ihr Vater, der Großherzog von Hessen, der Erbgroßherzog, ihr Bruder, Prinzessin Ludwig Battenberg, deren Gemahl in Malta weilte, Prinzessin Alix. In den letzten Tagen vor der Abreise waren für die Gesellschaft von Darmstadt die Hochzeitsgeschenke ausgestellt nebst der Brautschleppe. Die Gabe des Großherzogs und sämmtlicher Geschwister der Braut waren fünf große Sterne von Brillanten und des Vaters speziell zwei Solitäre als Boutons. Die Großmutter, die Königin von England, hatte ein Armband mit einem Saphir, umgeben von vier Reihen Brillanten, geschenkt, kostbare englische Spitzen, seidene und sammtene Stoffe zu Roben, eine von ihr gehäkelte Decke und einen großen indischen Shawl. Die beiden hessischen Prinzen Heinrich

und Wilhelm gaben der Braut ein Bildniß der Großmutter, der Prinzessin Karl von Hessen, mit. Von der Herzogin von Edinburgh waren zwei verschlungene Hufeisen in Brillanten, von der Herzogin von Connaught ein indisches Halsband von Perlen und Edelsteinen geschenkt worden. Ein Zettel in einem großen Silberkorbe bezeichnete als Geberin die Kaiserin Eugenie, drei große Silbercups hatten den Prinzen Alexander von Hessen und die Fürstin Battenberg, zwei Anker aus Brillanten mit einer Koralle den Fürsten Alexander zu Gebern.

Den Brautstand des jungen Paares hat die Sonne des Glückes nicht beschienen. Die Krankheit des Vaters, der Tod des Kaisers Wilhelm warfen einen tiefen Schatten auf diese Zeit. Aber fast überraschend war unmittelbar vor dem Vermählungstage in dem Befinden des erkrankten Kaisers eine Wendung eingetreten, welches wie ein Geschenk Gottes dem Brautpaare zum bevorstehenden Feste dargebracht wurde. Die Feier wurde von Trauer weniger gedämpft, als es zuvor den Anschein hatte. Es war ein lichter Freudentag, der die trübe Zeit unterbrach, wodurch allerdings nicht verhindert wurde, daß die stolze Pracht unterblieb, womit sonst am Königlichen Hofe die Feier einer Hochzeit begangen wird. Die Vermählung wurde im engsten Kreise gefeiert. Man entsagte dem umfassenden Ceremoniell, welches längst seine historische Berechtigung erlangt hat, wie die feierliche Einholung der Braut, Fackeltanz, Gala-Oper und dergl. mehr. Doch die Einschränkung des äußern Glanzes that den guten und herzlichen Wünschen keinen Abbruch, mit denen das erlauchte Kaiserpaar, der Groß-

herzog von Hessen, sowie die anderen fürstlichen Verwandten und mit ihnen das ganze deutsche Volk sich dem jungen Paare zuwendeten. Es war gegen 12 Uhr, als die Kaiserin auf dem Haupte der Schwiegertochter die Königliche Prinzessinnen-Krone, welche in feierlicher Weise aus der Schatzkammer des Königlichen Schlosses nach Charlottenburg hinübergeleitet war, befestigte. Mit diesem Hochzeitszeichen geschmückt, das ihr den Rang einer preußischen Prinzessin und damit den Titel „Königliche Hoheit" zusicherte, trat die Braut an die Seite des Bräutigams, der die Marineuniform trug, und es erfolgte sodann die standesamtliche Eheschließung, welche der Oberstkämmerer Graf zu Stolberg-Wernigerode als Leiter des Ministeriums des Königlichen Hauses vollzog. Kaiser Friedrich hatte die Absicht gehabt, sich an dem Festzuge zu betheiligen, der sich zur Kapelle des Schlosses begab, trat aber allein in diese ein, als der Geistliche mit der Traurede schon begonnen hatte. In dem Festzuge schritten hinter dem Prinzen einher der ihm zur Aufwartung begegebene Vize-Admiral Graf von Monts und sein designirter Hofmarschall Kapitain zur See und Flügeladjutant Freiherr v. Seckendorff.

Die Neuvermählten verließen noch an demselben Tage Charlottenburg, um die Flitterwochen in Erdmannsdorf in Schlesien zu verleben und später in Kiel ihre Residenz zu nehmen.

Mit der Vermählung des Prinzen Heinrich von Preußen und der Prinzessin Irene von Hessen wird bereits der zehnte Ehebund zwischen Angehörigen beider genannten Fürstenhäuser geschlossen. Zuerst vermählte sich Prinzessin

Hedwig Sophie, Tochter des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, die Schwester des Großen Kurfürsten, mit Landgraf Wilhelm VI. von Hessen-Kassel und die Tochter dieser Ehe, Prinzessin Elisabeth Charlotte von Hessen-Kassel, wurde dann die erste (kinderlose) Gattin ihres fürstlichen Vetters, des ersten Königs von Preußen, Prinz Heinrich von Preußen, Friedrichs des Großen Bruder, nahm zur Gemahlin die Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Kassel, Tochter des Landgrafen Wilhelm VIII., welcher für seine Person ein Enkel jener obengenannten Hedwig Sophie von Brandenburg, ein Neffe der ersten Königin von Preußen war. Weiter ist auch die zweite Gattin Friedrich Wilhelms II. von Preußen eine fürstliche Dame hessischen Geblüts gewesen, nämlich die Prinzessin Friederike Luise von Hessen-Darmstadt, während deren jüngere Tochter, Prinzessin Auguste von Preußen, die Ehe mit dem Erbprinzen, späteren Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen-Kassel schloß. Prinz Wilhelm von Preußen, einer der vier Söhne König Friedrich Wilhelms II., vermählte sich mit der Prinzessin Maria Anna, Tochter des Landgrafen Friedrich Ludwig von Hessen-Homburg — eine Ehe, welche neben dem verstorbenen Prinz-Admiral Adalbert von Preußen und der Königin Mutter Marie von Bayern auch Prinzeß Elisabeth entsproß, die in ihrer Verbindung mit Prinz Karl von Hessen, die Mutter des gegenwärtig regierenden Großherzogs Ludwig IV. von Hessen-Darmstadt, d. h. also die Großmutter der Prinzessin-Braut Irene, geworden ist. Die zwei bisher jüngsten Ehebündnisse zwischen Preußen und Hessen waren diejenigen der beiden Töchter Prinz Karls

von Preußen, ältesten Bruders des Kaisers Wilhelms I., der Prinzessinnen Luise und Anna, mit Landgraf Alexis Wilhelm von Hessen-Philippsthal-Barchfeld (seit 1861 getrennt von der Gemahlin lebend) bezw. mit Prinz Friedrich von Hessen-Kassel ä. L., dem späteren Landgrafen von Hessen, dessen Wittwe sie seit einigen Jahren ist.

Vor vier Jahren befand sich der Großherzog von Hessen mit seiner Tochter Irene, der heutigen Prinzessin Heinrich von Preußen, in Petersburg zum Besuch. Er wohnte bei seinem Schwiegersohn, dem Großfürsten Sergius. Die Saison wurde durch diesen deutschen Besuch in der russischen Hauptstadt lebhafter denn je. Es gab glänzende Feste. Großfürst Sergius eröffnete bei dieser Gelegenheit zum ersten Male seinen glänzend und geschmackvoll eingerichteten Palast. Da es mit dem Petersburger Blumenflor auch in den Treibhäusern schlecht bestellt ist, so hatte man für 5000 Rubel Blumen aus Nizza kommen lassen, was ungefähr einen Begriff von dem im Allgemeinen bei diesem Feste herrschenden Luxus gewährte. Der Ball kostete dann auch die artige Summe von 20 000 Rubel. Aber auch die englische Botschaft wetteiferte in Pracht und Glanz. Ist doch der Großherzog der Schwiegersohn der Königin von England. Der deutsche Botschafter blieb ebenfalls nicht zurück. Im Februar 1889 erlebte man nur eine Wiederholung dessen, was vor drei Jahren aus Petersburg berichtet wurde. Herr Morier that seine Schuldigkeit wie ehedem und es war nicht zu vermeiden, daß, wie der Zar mit fast sämmtlichen Großfürsten, auch der Großherzog von Hessen mit seiner Tochter Alice und seinem übrigen Gefolge

der englischen Botschaft die Ehre seiner Anwesenheit anthat. Eine Unterlassung dieser Theilnahme des Zaren wie seines Gastes am britischen Ballfeste wäre nach dem bekannten Zwischenfall, der kürzlich Berliner Publizisten, aber auch den Grafen Herbert Bismarck mit dem englischen Botschafter am Petersburger Hofe im Conflikt brachte, eine zu eklatante Kundgebung gegen England gewesen, als daß man berechtigt wäre, politische Schlüsse in Bezug auf Rußland aus jener Theilnahme zu ziehen oder dem Großherzog von Hessen das Fortbestehen eines gespannten Verhältnisses mit dem Berliner Hofe zuzuschreiben. Man hat den Vorgang in Petersburg als ein Symptom angeführt, daß es mit dem damals vielfach behaupteten „Umschwunge" Rußlands zu Gunsten Deutschlands wiederum nichts sei. Das hieß doch wohl in eine Sache der bloßen Hofetikette zu viel hineinlegen, das hieß zugleich einen „Umschwung" bei Rußland voraussetzen, der dieses zu einem so intimen Alliirten und Freund Deutschlands machte, daß es sofort bei jeder leichten Reibung desselben mit England, oder vielmehr einem einzelnen Vertreter desselben Partei gegen diesen ergreift und dies durch Ablehnung einer Einladung schroff empfinden läßt. Wenn Morier in Wien akkreditirt wäre, so wäre es doch wohl sehr fraglich, ob wegen des Berliner Zwischenfalls der österreichische Hof dem Ballfeste des britischen Botschafters seine Theilnahme verweigerte. Wie es mit dem damaligen „Umschwung" in Rußland stand, lassen wir dahingestellt sein. Nur das wissen wir, daß Rußland um einer Annäherung an Deutschland willen nicht die Politik der freien Hand aufgiebt und mindestens nicht um die

Privatangelegenheit eines Gesandten willen die Rücksichten gegen die durch denselben vertretene Regierung völlig bei Seite setzt. Es ist schwer zu glauben, daß in Berlin wegen des Ballfestes bei Sir Robert Morier, auf dem der russische Hof sich befand, eine Empfindlichkeit rege geworden ist. Sollte das Erscheinen des Großherzogs von Hessen piquirt haben? Auch das ist zu bezweifeln. Daß die vertraulichen Beziehungen des Großherzogs zu Morier, die alten Datums sind, nicht angenehm berühren, mag seine Richtigkeit haben. Der hessische Monarch hat überhaupt eine Hinneigung zu englischen Persönlichkeiten, die in Berlin länger als ein Jahr hindurch nicht mehr getheilt wurde. Sir Robert Morier hat in Darmstadt intime Bande innerhalb eines gewissen Kreises hinterlassen. Er stand auch dem 1880 verstorbenen ehemaligen Minister Freiherr v. Dalwigk sehr nahe. Es ist wenig bekannt, daß nach verläßlichen französischen Quellen unter dem 28. Oktober 1868 General Ducrot an den General Frossard über die preußischen Kriegsvorbereitungen und zwar nach Mittheilungen des hessischen Ministerpräsidenten Freiherr v. Dalwigk berichtete. General Frossard habe, sagt man, diese Warnungen dem Preußenhaß des Ministers zugeschrieben, aber die Sache sei begründet. Es wäre das eine eigenthümliche Illustration zu der Rolle, die der verstorbene hessische Staatsmann zwischen 1866 und 1870 gespielt hat. Jedenfalls war Herr Morier in Darmstadt an seinem Platze. Wir leben heute in einer anderen Zeit. Dergleichen Dinge sind auf deutscher Seite nicht mehr möglich.

Prinz Alexander Ludwig Georg Friedrich Emil von

Hessen und bei Rhein, Großherzog hessischer und Kaiserlich Königlich österreichischer General der Kavallerie und Inhaber des 6. Dragoner-Regiments, Chef des Königlich preußischen schleswig-holsteinischen Dragoner-Regiments Nr. 13, zweiter Inhaber des 2. Großherzoglich hessischen Infanterie-Regiments (Großherzog) Nr. 116 und Chef des Kaiserlich russischen Dragoner-Regiment Nr. 23, war der dritte Sohn des am 16. Juni 1848 verstorbenen Großherzogs Ludwig II. und der Großherzogin Wilhelmine, geb. Prinzessin von Baden, gestorben am 27. Januar 1836. Von seinen beiden Brüdern war der ältere der am 13. Juni 1877 verstorbene Großherzog Ludwig III., der jüngere, der Prinz Karl, gestorben am 20. März 1877, der Vater des jetzt regierenden Großherzogs Ludwig IV. Seine jüngere Schwester, Prinzessin Maria, ward die Gemahlin weiland Kaisers Alexanders II. und somit die Mutter des jetzt regierenden Kaisers von Rußland. Der Prinz wurde am 15. Juni 1823 in Darmstadt geboren und hat somit ein Alter von fünfundsechzig Jahren erreicht.

Im Alter von 17 Jahren trat er in die russische Armee ein, der er bis 1851 angehörte; er zeichnete sich hier in den Kämpfen im Kaukasus aus und war zuletzt Generalmajor und Kommandeur der gesammten Artillerie. Im Jahre 1852 trat er als Brigade-General in die österreichische Armee ein. Im Feldzuge von 1859 erwarb er sich große Anerkennung durch die Tapferkeit und Ausdauer, mit der er nach den Schlachten von Montebello und Solferino den Rückzug der geschlagenen Armee zu decken verstand. Seit 1863 lebte Prinz Alexander meist in Darm-

stadt oder in dem überaus malerisch an der Bergstraße gelegenen Jugenheim, wo er sich vornehmlich mit der Ordnung seines bedeutenden Münzkabinets beschäftigte, das er selbst in drei Bänden beschrieb. Im Jahre 1866 übernahm der Prinz den Oberbefehl über das aus bayerischen, württembergischen, hessen-darmstädtischen und nassauischen Truppen und 12 000 Oesterreichern zusammengesetzte 8. Bundes-Armee-Korps, welches aber die Vereinigung mit den Bayern erst nach den unglücklichen Gefechten von Lausach und Aschaffenburg und dem Verluste der Mainlinie bei Würzburg bewirkte. Hier erlitt er neue Niederlagen bei Tauberbischofsheim, Werbach und Gerchsheim (23—25. Juli) und löste sich dann auf. In wie weit die Schuld an diesem wenig befriedigenden Ausgange in der allgemeinen Lage der Dinge, in dem mangelhaften Zustande der Truppenkontingente ihre Ursache fand, oder welche Fehler der Prinz hierbei begangen, wird stets eine offene Frage bleiben, bekannt ist, daß Prinz Alexander es für gut fand, durch Veröffentlichung seines Feldzugsjournals sich rechtfertigen zu wollen.

Seit jenen Tagen ist Prinz Alexander von der militärisch politischen Schaubühne zurückgetreten. Seit 28. Oktober 1851 war Prinz Alexander morganatisch mit Julie, der Tochter des ehemaligen polnischen Kriegsministers, Grafen Moritz von Hauke vermählt; sie war katholisch, trat aber im Mai 1875 zur evangelischen Kirche über. Der Großherzog erhob sie und ihre Descendenz 1851 in den Grafen- und am 26. Dezember 1858 in den Fürstenstand mit dem Namen „Battenberg" und dem Prädikate

„Durchlaucht“. Der zweite dieser Ehe entsprossene Sohn ist der am 5. April 1857 geborene Prinz Alexander von Battenberg, der als ehemaliger Fürst von Bulgarien in weitesten Kreisen bekannt geworden ist. Die älteste Tochter, Prinzessin Marie, geb. 15. Juli 1852, vermählte sich mit dem Grafen Gustav zu Erbach-Schönberg. Der älteste Sohn, Prinz Ludwig, geb. 24. Mai 1854, ist englischer Korvetten-Kapitän und Gemahl der Prinzessin Victoria, ältesten Tochter des Großherzogs von Hessen. Der jüngste Sohn, Prinz Heinrich, geb. 5. November 1858, endlich steht als Oberstlieutenant in der englischen Armee; seine Gemahlin, Prinzessin Beatix, ist die jüngste Tochter J. M. der Königin von England.

Der Vater starb im Dezember 1888. Was die Mutter betrifft, so hat man den unter dem Namen Bozak in der polnischen Revolutionsgeschichte von 1863 bekannt gewordenen Grafen Josef Hauke als Bruder der Fürstin von Battenberg bezeichnet und von fortdauernden polnischen Beziehungen der fürstlichen Familie gesprochen. Graf Josef war aber nicht Bruder, sondern Vetter der genannten hohen Dame und lange vor seiner Betheiligung an dem Aufstande 1863/1864 der verlorene Sohn der Familie. In Rußland erzogen mußte dieser bei Ausbruch des Orientkrieges von 1853 den Abschied aus dem Leibgarde-Husaren-Regiment nehmen, weil er eben damals in demonstrativer Weise einen Urlaub in's Ausland nachgesucht hatte. Unter Kaiser Alexander II. reaktivirt, dem Kriegsminister beigegeben, zum Rittmeister und Oberstlieutenant in der Kaukasus-Armee befördert, mit einem Ehrensäbel „für Tapferkeit“ ausgezeichnet

und zum kaiserlichen Flügeladjutanten designirt, mußte Graf Hauke wegen intimer Beziehungen zu polnischen Revolutionsmännern 1862 zum zweiten Male den Abschied nehmen. Während des Aufstandes befehligte er unter dem Titel eines Woiwoden von Sandamin eine Bande, die bei Opatowo (23. Februar 1863) geschlagen wurde und nach deren Vernichtung er sich in Paris niederließ, um 1870 französische Dienste zu nehmen. Er fiel im Januar 1871 vor Dijon. Eine eigentliche Rolle hat Hauke auch unter den Aufständischen nie gespielt, auch nie Beweise besonderen Vertrauens derselben erhalten. Nicht wegen seines Namens, sondern auf Grund einer czartoryskischen Empfehlung erhielt er ein untergeordnetes Kommando und auch das nur auf kurze Zeit. Mit seiner Familie war Graf Josef vollständig zerfallen, da diese bereits im Jahre 1830 auf die russische Seite getreten und derselben unentwegt treu geblieben war. Nie ist auch nur das Geringste über Verbindungen des Hauses Battenberg mit dem Grafen Josef oder anderen irgenwie an polnischen Unternehmungen betheiligten Mitgliedern der Warschauer Aristokratie oder der Emigration von authentischer Seite bekannt geworden.

Schon die Streichung des Fürsten Alexander von Bulgarien aus den Listen der russischen Armee, welche nach Anbruch des serbischen Krieges erfolgte, hatte die Familie des Fürsten ungemein peinlich berührt; es war das leicht begreiflich, wenn man sich zurückruft, in welchem intimen persönlichen Freundschaftsverhältniß Kaiser Alexander II. mit seinem Schwager, dem Prinzen Alexander von Hessen, dem Vater des bulgarischen Fürsten, stand. Auch die

Kaiserin stand ihrem Lieblingsbruder, dem Prinzen Alexander, ganz besonders nahe. Es wurde daran erinnert, daß zu der Zeit, als Kaiser Alexander II. ein häufiger Gast auf Schloß Heiligenberg bei Jugenheim, dem Landsitz des Prinzen Alexander, war und in der Begleitung seines Vaters der damalige Großfürst Alexander sich gleichfalls daselbst befand, derselbe sich gegen seine Vettern, die Prinzen von Battenberg, in einer Weise ablehnend verhielt, die nicht unbemerkt bleiben konnte. Auch später hatte der russische Kaiser Alexander keinen Zweifel daran gelassen, daß seine Sympathien in Bezug auf die Battenbergische Familie nicht die gleichen wie die seines Vaters waren. Von Seiten des Fürsten Alexander von Bulgarien wurde die Maßregel, welche ihn aus der russischen Armeeliste strich, lediglich mit Schweigen beantwortet. Mit welchem Stolze und welcher landsmännischen Befriedigung man in Darmstadt und Berlin die Thaten des Fürsten Alexander verfolgte, bedarf keiner weiteren Darlegung. An der Seite des Fürsten kämpften außer seinem Bruder, dem Prinzen Franz Josef, noch einige Hessen, die zu der militärischen Umgebung des Fürsten gehörten. Die Spenden für die bulgarischen Verwundeten gingen in großen Beträgen ein, Sendungen wurden unausgesetzt befördert und jeder neue Sieg der bulgarischen Fahnen, welche den hessischen Löwen im Wappen trugen, wurde mit allgemeinem Jubel begrüßt.

Bei der hervorragenden Rolle, die Fürst Alexander von Bulgarien in den orientalischen Angelegenheiten spielte, dürften die folgenden Einzelheiten über seine Person aus der Feder des Grafen Wrangel vom Jahre 1885 noch

von Interesse sein. Der Verfasser, der in Sofia Gast des Fürsten war, schreibt u. A.:

„Welch ein schöner Mann!“ ist wohl der Gedanke, der sich jedem beim ersten Anblicke des Fürsten von Bulgarien aufdrängt. Mehr als sechs Fuß hoch, breitschulterig und mit Zügen, deren ruhiger Adel an die Antike erinnert, wäre der Fürst ein wahres Prachtmodell für jeden Bildhauer oder Maler, wenn der mächtige Körper nur nicht gar so massiv zu werden drohte. „Das kommt von der ewigen Schreibtischarbeit“, äußerte der Fürst später zu mir. „Ich war an ein frisches, anstrengendes Leben in der freien Luft gewöhnt. Jetzt ist's vorbei damit, wie mit so vielem anderen. Manchen Tag komme ich gar nicht in's Freie. Meistens sind's wohl die Schreibereien, die mich hier festhalten, aber auch wenn es meine Zeit erlaubte, lockts mich nur wenig hinaus. Es ist, offen gestanden, ein sehr mäßiger Genuß mit einer Eskorte hinter sich in der hiesigen Umgebung herumzureiten. Und dann vertrage ich nicht dieses südliche Klima. Die Hitze und der Aerger haben mir meine Leber krank gemacht.“ Ich will hoffen, daß sich der Fürst das Leberleiden nur einbildet. Viel ist wenigstens bis jetzt von demselben an ihm zu bemerken. Verbindlich, ohne zur Familiarität zu ermuntern, gesprächig und nicht ohne Humor, wenn er sich unter Freunden weiß, stets bemüht, seinen Gästen ein angenehmer Hausherr zu sein, höflich und wohlwollend auch gegen den letzten seiner Diener, macht Alexander von Bulgarien den Eindruck einer gesunden, wahrhaft vornehmen Natur. Und da er nun einmal Fürst von Bulgarien geworden, ist es ein wahres Glück für ihn, daß

ihn eine gütige Vorsehung auch so groß, so schön und so liebenswürdig hat werden lassen. Ein Fürst, der diesen Naturkindern imponiren will, muß einen Ochsen mit der Faust niederschlagen können, und wo er sich zeigt, alle Frauenherzen im Sturm erobern. In dieser Hinsicht ist also Fürst Alexander der rechte Mann am rechten Platze. Die sogenannte Eskorte der Fürsten, eine prächtig berittene und sehr geschmackvoll uniformirte Husaren-Eskadron, genoß jedoch stets den Vorzug, keine Russen in ihren Reihen zu zählen. Betrübend ist nur, daß eine solche Eskorte überhaupt nothwendig. Auf mich machte es wenigstens immer einen beklemmenden Eindruck, wenn ich den Fürsten, sobald er sich, sei's zu Roß, sei's zu Wagen, auf die Straße hinaus begab, von einem halben Dutzend Reitern mit hochgehaltenen, sicher nicht blind geladenen Karabinern umgeben sah, oder wenn nach dem Diner im Rahmen der geöffneten Glasthür des ebenerdigen Speisesaales plötzlich die dunkle Gestalt einer der Tag und Nacht um das Schloß herumpatrouillirenden Schildwachen sichtbar wurde. Bei diesen Diners bestand die Tischgesellschaft während meines Aufenthaltes nur aus dem Fürsten, dem Sekretär Herrn Mengens, dem diensthabenden Adjutanten und meiner Wenigkeit. Man befand sich also ganz „en famille". Wenn dann der Fürst mit der ihm eigenthümlichen Anspruchslosigkeit interessante Episoden aus seiner kurzen, aber viel bewegten Regierungszeit zum Besten gab, hätte man leicht vergessen können, daß man sozusagen auf dem berüchtigten europäischen Pulverfasse saß, wäre nur nicht die verdammte Schildwache alle fünf Minuten gleich Banquos Schatten

schweigend und drohend in der Thüröffnung erschienen. Immer geht es aber nicht so still bei dem bulgarischen Hofe zu. Recht oft werden größere Diners gegeben, und im Winter öffnen sich die Prunkgemächer des Schlosses der tanzlustigen Jugend zu Sofia. Herr Mengens versicherte mir, daß der Hofmarschall Baron Riedesel als Arrangeur solcher Hoffestlichkeiten unerreicht dastände. Ich habe keine Ursache, daß zu bezweifeln, aber daß der Fürst sogar in seinem eigenen Hause nicht vor den Liebenswürdigkeiten der russischen Wohlthäter geschützt ist, beweist die Thatsache, daß einige russische Generäle, welche sich herausgenommen hatten, während eines Hofballes zu rauchen, die höfliche, aber entschiedene Aufforderung des Hofmarschalls, ihre Cigarretten wegzuwerfen, mit nicht sehr höflichen Worten gegen den fürstlichen Gastgeber beantworteten. Unter uns gesagt, halte ich es für sehr wahrscheinlich, daß es Fürst Alexander nie leichter ums Herz ist, als wenn er seiner lieben Hauptstadt den Rücken kehren kann. Größere Reisen kann er natürlicher Weise nicht oft vornehmen, denn erstens ist der Fürst, wie er in seiner gutmüthigen Weise wiederholt betonte, „ein armer Mann," und zweitens gilt es auch für Bulgaren, daß die Mäuse Unfug treiben, wenn die Katze das Haus verläßt. Aber dann und wann, wenn die Luft in Sofia ihm zu schwül wird, im strengsten Inkognito und ohne daß die bösen Zeitungen etwas davon erfahren, einen kleinen Abstecher nach Bukarest oder Sinaia zu machen, um mit seinem guten Freunde Carol von Rumänien bei einem Glase Bier von alten Zeiten zu plaudern, ist ein Vergnügen, das sich der Fürst, ohne seine Finanzen zu schädigen,

gestatten kann. Es ist deshalb auch sicher keine Fabel, daß solche Spritzfahrten zu den beliebtesten Zerstreuungen des Fürsten zählen. Mit Belgrad sind die Beziehungen weit kühler. Nicht daß Alexander gering von seinem Nebenbuhler Milan dächte, im Gegentheil, er hält ihn für einen der intelligentesten Monarchen Europas. Aber Freund Carol ist ihm doch sympathischer. „Der ist ein Goldmensch," hieß es immer, wenn die Rede auf den König von Rumänien kam."

Man kennt das schließliche Schicksal des Fürsten Alexander, sowie seine Verlobungsgeschichte mit der Prinzessin Victoria von Preußen nach dem Regierungsantritt des Kaisers Friedrich, welche zu einer Kanzlerkrise führte. Die Nordd. Allg. stellte die Sachlage mit folgenden Worten klar: „Die fortschrittliche Presse knüpft an die dem Reichskanzler zugeschriebene Absicht, zurückzutreten, den Versuch, den Fürsten Bismarck der Muthlosigkeit dem Ausland und der Unbotmäßigkeit dem Kaiser gegenüber anzuklagen. Als der Rathgeber des Kaisers in den Fragen der auswärtigen Politik ist der Kanzler verpflichtet, zu thun, was in seinen Kräften steht, um den Frieden des deutschen Reiches vor Störungen zu sichern. Wenn er darauf verzichten wollte, die Lösung dieser Aufgabe zu erstreben, so wären seine Dienste und die Diplomatie überhaupt entbehrlich. Wenn die Verhütung unnöthiger Kriege auf dem Wege vorsorglicher Vermeidung internationaler Zwistigkeiten in den Verdacht der Feigheit bringen könnte, so würde die ganze Staatskunst nur noch im Drohen mit starken Heeren und ernergischem Einhauen bestehen. Dazu bedarf es allerdings

weder der Erfahrung noch des Geschickes in politischen Geschäften. Ebensowenig wie mit Furchtsamkeit hat die schwebende Frage etwas mit Unbotmäßigkeit gegenüber dem Kaiser zu thun. Die seit Jahren fadenscheinige Verdächtigung mit dem „Hausmeierthum" zeigt die Gedankenarmuth der Partei. Ein Phantasiegebilde derart kann nur in Köpfen von Politikern entstehen, die bei aller Gelehrsamkeit in ihrer kryptorepublikanischen und klassisch geschulten Veranlagung von dem in Preußen verhandenen Ueberrest germanischer Königstreue und den daraus hervorgehenden gegenseitigen Beziehungen des Königs zu seinen Dienern Vorstellungen haben, wie der Blinde von der Farbe. Auf Seine Majestät den regierenden Kaiser machen solche Verdächtigungen so wenig Eindruck, wie auf seinen verewigten Vater. Beide haben den Kanzler angestellt, um sie nach seinem Wissen und Gewissen verantwortlich zu berathen, und haben niemals Zweifel daran gehabt, daß er bei der Ausübung dieses Dienstes die Interessen der Dynastie ebenso aufmerksam im Auge behält, wie die des Landes. Zu diesem Dienst, zur Bethätigung der Treue in demselben, gehört außer der Befähigung dazu auch das Maß von Ueberzeugungstreue und Ehrlichkeit, ohne welches das Vertrauen eines Monarchen zu dem Rathe seiner Minister auf die Dauer nicht Bestand haben kann. Dieses Vertrauen würde nicht vorhanden sein, wenn vom Kanzler erwartet werden könnte, daß er, um im Amte zu bleiben, seine Ueberzeugung verleugnen und unehrlich gegen den Kaiser werden würde. Einen derartigen Kanzler würde Kaiser Friedrich so wenig gebrauchen können, wie Kaiser Wilhelm.

Die Herren von der freisinnigen Presse täuschen sich, wenn sie glauben, daß bei uns das Belügen des Kaisers ebenso leicht und ebenso zulässig sei, wie das eines fortschrittlichen Wählers. In den Kreisen der letzteren mag die Mär vom Hausmeierthum noch brauchbar sein; in denen der Wissenden und namentlich Betheiligten aber war sie von Anfang an lächerlich." Die Verbindung der Prinzessin Victoria mit Prinzen Alexander war, wie von allen Seiten berichtet wurde, ein Lieblingswunsch der Kaiserin Victoria. Diese hatte am 10. April im Palais zu Berlin eine fast zweistündige Unterredung mit dem Fürsten Bismarck. Doch soll dieselbe nicht die Battenbergische Frage, sondern für den Fall des baldigen Todes des Kaisers die finanzielle Sicherstellung seiner Wittwe und seiner Töchter zum Gegenstand gehabt haben; dadurch daß aus dem Kronschatz damals schon gewisse Summen für jene hohen Damen angewiesen wurden, sollte jene Stellung sicherer und unabhängiger werden. Diese Frage soll nach den Wünschen der Kaiserin erledigt worden sein. Die Verlobungsfrage galt am 12. April, wenn auch nicht für beseitigt, so doch für vertagt. Zu einem im Sinne Bismarcks günstigen Ausgleich trug die Thätigkeit des Großherzogs von Baden und des badischen Freiherrn von Roggenbach viel bei. Beide standen in dieser Frage auf dem Standpunkt des Reichskanzlers und wirkten in Berlin in diesem Sinne. Der Großherzog, welcher auf die Bitte des Kronprinzen seine Abreise von Berlin von Woche zu Woche hinausschob, hatte großen Einfluß auf den Kaiser, nicht bloß, weil er sein Schwager war, sondern auch weil er die nämlichen politischen Anschauungen hatte, wie jener, und

durch sein mildes Wesen Jedermann fesselte. v. Roggenbach, welcher 1861—1865 in Baden die Ministerien des Auswärtigen und des Großherzoglichen Hauses geleitet hatte, war Vertrauensmann, wie des Großherzogs, so auch des Kaisers, der ihn in schwierigen politischen Fragen häufig zu Rath zog. Der entschiedenste Bundesgenosse des Reichskanzlers war Kronprinz Wilhelm, welcher seiner Antipathie gegen die Aufnahme des Battenbergers in die kaiserliche Familie entschiedenen Ausdruck gab und eben damals viel mit dem Fürsten Bismarck verkehrte.

Im Februar 1889 überraschte der Prinz Alexander abermals die Welt. Man sprach von einem Darmstädter Roman. Es wurde darüber geschrieben:

„Der Sieger von Slivnitza ist überwunden und gefangen worden, gefangen von einer Sängerin des Darmstädter Hoftheaters. Alle ihre Kolleginnen werden neidvoll die Kunde vernehmen. Es ist zwar nichts Seltenes, daß die Sängerinnen und Schauspielerinnen in hohe und höchste Kreise hinaufsteigen. Die Männer der Letzteren unterliegen leicht dem Zauber, welchen die Damen vom Theater nicht selten ausüben; sie unterliegen ihm um so leichter, als sie sonst wenig oder gar nicht Gelegenheit haben, mit gebildeten Frauen und Mädchen des Mittelstandes zu verkehren und ihresgleichen oftmals den Druck vornehmer Langeweile empfinden. Der Fall, daß eine Sängerin eines Prinzen Gattin wird, ist daher an sich kein außerordentlicher. Aber Fräulein Loisinger heirathet den schönen liebenswürdigen, ritterlichen Prinzen Alexander von Battenberg; ihr wird ein Mann zu Theil, der auch als einfacher Bürger nicht

zu den Gewöhnlichen gezählt würde, und darin liegt ein Glück, welches einer Theaterdame nicht sobald zu Theil wird.

Die Vermählung des Prinzen Alexander mit dem Mädchen seines Herzens gewinnt fast die Bedeutung eines politischen Ereignisses in den Augen dessen, der sich daran erinnert, welche Aufregung und Zwietracht, wie viel Streit und Polemik vor einem Jahre die beabsichtigte Heirath des Prinzen mit der Prinzessin Victoria von Preußen hervorrief. Es hieß schon damals, daß die Liebe, welche die Beiden verbinde, auf Seite der Prinzessin weit stärker sei, als auf Seite des Prinzen, daß der Wunsch, dies Eheband zu knüpfen, von ihr ausgegangen wäre. Das scheint jetzt durch die Nachricht von der Verheirathung des Prinzen mit Fräulein Loisinger Bestätigung zu finden. Hätte Prinz Alexander die Kaisertochter wahrhaft geliebt, so würde er nicht jetzt eine Ehe eingehen, die gar keinen andern Grund als eine tiefe und echte Neigung haben kann. Man begreift gleichwohl, daß er es sehr wünschenswerth gefunden hätte, die Prinzessin Victoria als Gattin heimzuführen. Es wäre auch geschehen, wenn sich Fürst Bismarck nicht mit seiner ganzen gigantischen Kraft dagegen gestemmt haben würde. Ob es wirklich nöthig war, daß der deutsche Reichskanzler mit der Drohung seines Rücktrittes eine Heirath verhinderte, von welcher der Zar selbst erklärt haben soll, er lege ihr kein Gewicht bei, ist noch heute nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Fürst Bismarck hat sich vielleicht geirrt, als er die Hochzeit des Battenbergers mit der Prinzessin Victoria für den Ausgangspunkt unheilvoller Verwickelungen, den

Beginn eines feindseligen Zerwürfnisses zwischen Rußland und Deutschland hielt. Prinzessin Victoria mußte auf die Erfüllung ihres Jugendtraumes verzichten, die eiserne Hand des Reichskanzlers zerstörte ihre Hoffnungen.

Indessen giebt es für Bismarck's energisches Vorgehen, für die unbeugsame Entschlossenheit, mit welcher er in die Herzensangelegenheiten der Prinzessin Victoria eingriff, immerhin eine Erklärung. Er mochte befürchten, daß die Familien-Verbindung des Battenbergers mit den Hohenzollern dereinst eine Aenderung in der deutschen Orientpolitik herbeiführen, daß der deutsche Kaiser seinem Schwager behilflich sein könnte, den bulgarischen Thron wieder zu besteigen. Prinz Alexander hatte zwar gerade in jenen Tagen, als von seiner Heirath mit der preußischen Prinzessin die Rede war, ausdrücklich erklärt, daß er alle Ansprüche auf die bulgarische Fürstenwürde aufgegeben habe und nie mehr nach Sofia zurückkehren wolle, aber der deutsche Reichskanzler mochte denken, es sei besser, die Versuchung, sein Versprechen nicht zu halten, an den Prinzen garnicht herantreten zu lassen — und er zerriß das Band, nicht ohne schwere Kämpfe in der kaiserlichen Familie selbst, die dem Dulder Friedrich III. manchen seiner Leidenstage erschwert haben mögen.

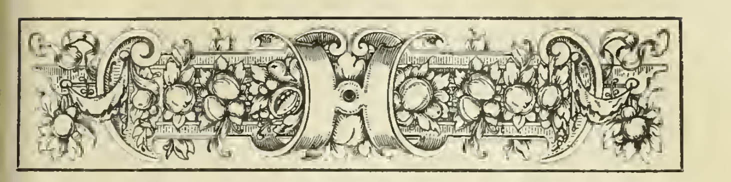
Ob Prinzessin Victoria von ihrer Herzenswunde schon geheilt ist, weiß wohl kaum ihre nächste Umgebung. Auf den Höhen der Gesellschaft lernt und übt man früh die Kunst der Verstellung, und Prinzessinnen sind an den Gedanken gewöhnt, einem ungeliebten Manne an den Altar zu folgen. Die Meldung, daß sich Prinzessin Victoria mit

dem Prinzen Karl von Schweden, dem dritten Sohne des Königs Oskar, verlobt haben soll, bietet daher nichts Ueberraschendes. Nur ist es ein eigenthümliches, schwerlich zufälliges Zusammentreffen, daß die Nachricht fast in demselben Augenblicke in die Oeffentlichkeit dringt, wie jene von der bevorstehenden oder schon vollzogenen Heirath des Prinzen Alexander von Battenberg. Sollte man nicht meinen, die Prinzessin habe von der letzteren schon früher gewußt, und ihre Antwort darauf sei ihre Verlobung; ein Romankapitel sei, wie so oft, in das Leben übertragen worden?

Jedenfalls, auch wenn die Verlobung sich nicht bestätigen sollte, sind jetzt die zarten Fäden, die man noch immer zwischen Darmstadt und Berlin schweben zu sehen glaubte, vollständig zerrissen. Man kann die Meinung, daß man die Hand einer Prinzessin trotz aller Hindernisse doch noch zu erlangen hoffe, nicht gründlicher widerlegen, als indem man eine Andere heirathet, und wenn Fürst Bismarck wider Vermuthen noch geargwohnt haben könnte, das von ihm so heftig bekämpfte Eheprojekt möchte doch noch einmal auftauchen, so wird er nun vollständig beruhigt sein. Aber noch ein Anderer als der deutsche Reichskanzler wird sich herzlich freuen, den Prinzen Alexander in den Armen des Fräuleins Loisinger zu wissen, und dieser Andere ist Prinz Ferdinand von Koburg. Der Boden, auf dem er als Fürst umherwandelt, schwankt ohnedies unter seinen Füßen, und außerdem hat er das Unglück, daß ihm überall der Schatten seines Vorgängers entgegentritt, dem die Mehrzahl der Bulgaren ein treues und dankbares Gedächtniß

bewahrt. Prinz Ferdinand befindet sich seinem Volke gegenüber in der Lage eines zweiten Gatten, der von seiner Frau fortwährend das Lob des ersten hören muß. Man kann unter solchen Umständen auf einen Todten eifersüchtig werden — und Prinz Alexander lebt! Wie angenehm muß nun dem Coburger die Kunde klingen, daß der Mann, den er nicht aus der Erinnerung der Bulgaren verdrängen kann, eine Unebenbürtige heimführt. Liegt doch in dieser Thatsache ein Beweis, daß es dem Prinzen Alexander mit seiner Erklärung, nicht mehr an eine Wiedereinsetzung zu denken, vollkommen ernst war. Wer einen verlorenen Thron zurückgewinnen will, wählt zur Lebensgefährtin die Tochter eines Fürstenhauses, nicht ein Mädchen vom Theater. Die Heirath des Prinzen Alexander mit Fräulein Loisinger ist eine Bestätigung seines Verzichtes auf die bulgarische Krone. In Sofia wird darüber aufrichtiges Vergnügen herrschen."





Coburg, Weimar, Altenburg, Meiningen.

Ist jeder Beitrag zur Geschichte über den Antheil bedeutsamer Persönlichkeiten an, oder ihre Stellung zu dem Entwickelungsgang der politischen Angelegenheiten der Zeit von Interesse und dankenswerth, so beansprucht das Werk des Herzogs Ernst von Koburg „Aus meinem Leben und meiner Zeit" einen besonders hohen Rang. Wir möchten hier einige Sätze aus der Vorrede hervorheben: „Offen spreche ich meine Ueberzeugung aus, daß in unserer viel geschäftigen, den Erfolg der Dinge oft nur äußerlich beurtheilenden Zeit der Mann der That mehr als jemals das Bedürfniß haben muß, seinen Standpunkt und seinen Antheil am politischen Leben nicht ganz verdunkelt zu sehen." „In den Erzählungen der Nachgeborenen wird nur derjenige hoffen können, einen sicheren Platz zu behaupten, welcher dafür Sorge getragen hat, daß von seinen Bestrebungen schriftliche Kunde bestehe." Zum Belag möge noch folgender Abschnitt aus dem Vorworte dienen: „Mein Leben fiel in eine große Zeit des Ringens um die nationalen Güter; ich habe nie anders als mit Freude und Hingebung mitgearbeitet, immer die großen Resultate im Auge, deren

sich die Generation, welcher ich angehöre, nur dankbar rühmen darf. Selbstverständlich wird kein einzelner Mann und vielleicht noch weniger eine einzelne Partei für sich in Anspruch nehmen wollen, immer auf der einzig richtigen Bahn dem Ziele unserer heutigen Entwickelung zugestrebt zu haben. — Das rein sachliche Interesse jedoch, welches meiner Darstellung Freunde erwerben muß, wird für bloßes Uebelwollen keinen Raum gewähren; ich glaube sicher sein können, daß meine Aufzeichnungen noch nach vielen Jahren zur Information über unsere merkwürdige Zeitepoche dienen werden."

Das Buch bietet uns, sagt Professor Heigel aus München in einer Besprechung (Deutsche Literaturzeitung, 1889. S. 19), das Selbstportrait eines geist- und gemüthvollen, einflußreichen und unermüdlich thätigen Mannes und zugleich eine reichhaltige Portraitgallerie hervorragender Zeitgenossen. Der Vortrag ist im besten Sinne des Wortes „pragmatisch". Ueberall sucht der Erzähler, was ja auch Ranke als sein Ziel bezeichnet, „aus dem Kreise der Anklage und Vertheidigung herauszutreten und eine historische Anschauung zu begründen.

Das Verdienst, das Herzog Ernst von Gotha um die nationale Sache hat, stellt ihn in gleiche Reihe mit dem Großherzog von Baden. Wenn er in seinen Ansichten über deutsche Politik zuwider geschwankt hat, so muß ihm die Entschlossenheit dafür desto höher gerechnet werden, mit der er sich, als jede vermittelnde Thätigkeit zu Ende sein mußte, 1866 auf die rechte Seite stellte und zur glücklichen Entscheidung das Seinige beitrug. Vor dem wollten die

Deutschen ihr Land bei großen Schützenfesten einig singen und trinken, und wenn es nach den Schützen in Frankfurt am Main gegangen sein würde, so wäre Herzog Ernst von Koburg zum Kaiser gemacht worden.

Man schreibt dem Herzog Ernst die Autorschaft von der vor vier Jahren erschienenen Schrift „Mitregenten und fremde Hände in Deutschland“ zu. Sie ist gegen die Damenpolitik gerichtet, die in Deutschland sich in den letzten Jahren vielfach bemerkbar gemacht. Ueber das Verhältniß des Herzogs Ernst zu seiner Schwägerin, der Königin Victoria von England, bemerkte neulich das englische Blatt „Truth“: „Zwischen der Königin Victoria und dem Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha ist es zu einem vollständigen Bruche gekommen. Die Ursachen bilden nicht nur die scharfen Aeußerungen des Herzogs über die Ehe der Prinzessin Luise von Wales, sondern auch die Weigerung des Herzogs, eine Anzahl Briefe des Prinzgemahls Albert herauszugeben, welche ohne Zweifel früher oder später in die Oeffentlichkeit bringen werden. Der Prinzgemahl äußerte sich sehr frei über die Parlamentsverhandlungen und über Lord Beaconsfield, welchen er haßte und dem er mißtraute. Während Prinz Albert sonst sehr reservirt war, ließ er sich in seinen vertraulichen Briefen an seinen Bruder gehen. Das Verhältniß des Herzogs von Sachsen-Koburg zu der Königin ist seit der Verheirathung der Prinzessin Beatrice nicht mehr herzlich gewesen. Der Herzog protestirte energisch gegen diese Verbindung.“

Die Brochüre „Auch ein Programm aus den 99 Tagen“ hat großes Aufsehen und bei den Deutsch-Freisinnigen böses

Blut gemacht. Wenn sie wirklich vom Herzog Ernst herrührt, würde sie nicht auf die besten Beziehungen zur Kaiserin Friedrich schließen lassen. Unser Kaiser hat von jeher Beziehungen zu dem Herzog Ernst kultivirt, denen dessen antienglische Gesinnung keinen Abbruch gethan. Zeugniß für diese enge freundschaftliche Verbindung möchte z. B. der Umstand geben, daß Kaiser Wilhelm bei seiner Anwesenheit in Osborne telegraphisch dem Herzoge mit dem Ausdrucke lebhaftester Bewunderung des großartigen Flottenmanövers zu Spithead die Mittheilung darüber machte, daß die Königin von England den Kaiser zum Admiral „of the fleet," Kaiser Wilhelm die Königin zum Chef des 1. Garde-Dragoner-Regiments ernannt, so wie ferner dem Herzog von Cambridge das Thüringische Infanterie-Regiment Nr. 28 verliehen habe, dasselbe Regiment, welches einst der Herzog von Wellington inne hatte.

Im Juli 1885 war davon die Rede, es werde dem Bundesrath ein Gesetzentwurf zur Ergänzung der Reichsverfassung vorgelegt werden, welcher ausländische Prinzen von der Succession im Reichsgebiete ausschließen würde. Dieses Gerücht veranlaßte die „Köln. Ztg." sich als Anwalt des Herzogs von Edinburg aufzuwerfen. Dieselbe schrieb:

„Weder Kaiser Wilhelm noch Fürst Bismarck denken an einen Ausschluß des Herzogs von Edinburg von der Thronfolge. Als der Herzog vor einiger Zeit feierlich in den preußischen Johanniterorden aufgenommen wurde, begrüßte ihn Kaiser Wilhem in einem Trinkspruche bei dem Festmahle als „zukünftigen deutschen Fürsten" und gelegent-

lich der Zurückweisung der Ansprüche des Herzogs von Cambridge auf die Regierung von Braunschweig hob Fürst Bismarck ausdrücklich hervor, daß es mit den Ansprüchen des Herzogs von Edinburg auf die Regierungsnachfolge in Koburg-Gotha eine wesentlich andere Sache sei. In der That sind auch beide Fälle nicht auf eine Stufe zu stellen. Die Antwort des Herzogs von Edinburg beruht auf einem verfassungsmäßigen Rechte der Familie und auf dem verfassungsmäßigen Rechte des Landes; er ist nicht nur ein englischer, sondern ebensogut, und zwar von seinem unvergeßlichen Vater her, ein deutscher Prinz, er ist durch Geburt „Prinz von Sachsen-Koburg-Gotha, Herzog zu Sachsen." Allerdings (hier folgen bedenkliche „allerdings") hat er nach einem kurzen Studium auf der Universität Bonn vorzugsweise eine englische Erziehung genossen und meistens in England gelebt; auch steht er im Dienste der englischen Marine, in welcher er jetzt für einen der vorzüglichsten Admirale gilt; aber darüber kann kein Zweifel aufkommen, daß er im Gegensatze zu dem Herzog von Cambridge weit entfernt ist, dermaleinst als regierender deutscher Bundesfürst sein englisches Staatsamt beibehalten und das deutsche Land nur nebenbei von England aus regieren zu wollen. Ganz anders als mit seiner eigenen Erziehung gedenkt es der Herzog mit seinem jugendlichen Sohne zu halten: derselbe hat schon seit mehreren Jahren einen deutschen Erzieher und soll später ein deutsches Gymnasium besuchen, auch sich dem preußischen Kriegsdienste widmen. Es kann also mit aller Bestimmtheit ausgesprochen werden, daß durchaus kein höheres Staatsinteresse, wie dies bei dem welfischen Prinzen

der Fall war, der Thronfolge des Herzogs von Edinburg entgegensteht. Nicht der geringste Makel haftet an seinem bisherigen Verhalten zu Kaiser und Reich. Bald nach der Gründung des letzteren hat er den Kaiser Wilhelm gebeten, ihn als Mitglied der Armee anzunehmen; er wurde preußischer Oberst (eine bloße Prinzenauszeichnung) und ist jetzt Generalmajor à la suite des sechsten Thüringischen Infanterie-Regiments, welches in Koburg und Gotha Garnisonen hat. Von einer Besorgniß, daß er als deutscher Fürst in preußen- oder reichsfeindlichem Sinne handeln und sein Land zum Hinterhalt für reichsfeindliche Zettelungen hergeben werde, kann nach alledem nicht im entferntesten die Rede sein. Ebensowenig aber ist ein englischer Einfluß auf die deutsche Politik zu befürchten; hiergegen würde allein schon die verfassungsmäßige Einrichtung der Reichsgewalt und der Umstand schützen, daß Koburg-Gotha im Bundesrathe nur eine einzige Stimme führt." (Wenn solche aber dann und wann im undeutschen Sinne abgegeben würde, wogegen eben doch gar keine Bürgschaft vorhanden ist, wäre es anstößig und unerträglich genug.)

Oft ist von Weimar als der Stadt der großen Todten gesprochen worden — einer Stätte, die nur dem Kultus der Erinnerung geweiht sei. In dem ersten Jahrzehnt, nach dem Tode Goethes mag diese Anschauung eine nicht unberechtigte gewesen sein; damals herrschte sowohl in als über Weimar eine Stille, die im scharfen Gegensatz stand zu den Erscheinungen, die aus dieser Musenstadt so lange den Mittelpunkt geistigen Lebens gemacht hatten. Aber auch damals fehlte es in Weimar selbst nicht an einem Kreise

freisinniger und bedeutender Männer, die sich zunächst darauf beschränken mußten, den erworbenen Besitz aus einer großen Zeit sorgsam zu hüten, es der Zukunft anheimgebend, ob und wann es möglich sein werde, dem alten Besitz neuen zuzufügen. Und diese Zeit ist nicht ausgeblieben. Als Großherzog Karl Alexander 1853 seinem Vater Karl Friedrich in der Regierung folgte, war sein Streben vor allem darauf gerichtet, die goldenen Tage Weimars wieder zu erneuen, war er doch herangewachsen nicht nur in der pietätvollen Erinnerung an jene Vergangenheit, sondern noch im Anschauen der erhabenen Gestalt Goethes selber. „Sein erster Blick begegnet unserm Kreise," heißt es in einem Gedicht, in dem der greise Meister der Künste den neugeborenen Prinzen in der Wiege begrüßen läßt. Aber sein erster Blick begegnete nicht bloß den Künsten, die ihm auf seinem Lebenswege treue, segenspendende Begleiterinnen sind, er fiel auf einen Kreis hervorragender Persönlichkeiten, deren Anblick bedeutungsvoll für den Jüngling und den Mann geblieben ist. Noch lebte Karl August, noch lebte Goethe, und neben diesen stand eine, wenn auch zusammengeschmolzene, doch noch ansehnliche Zahl im Dienste der edelsten wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen bewährter Männer. Sein Vater, Karl Friedrich, war eine schlichte, aber durch und durch tüchtige, tiefsittliche Natur, und vor allem die Mutter, Maria Paulowna, eine treffliche Fürstin und edle Frau, „in schöner Form die schöne Seele," die fünfundzwanzig Jahre für ihr Haus und ihr Land gewirkt hat in dem Sinne des Wortes, mit dem Schiller die Tochter des großen, mächtigen

Fürstenhauses bei ihrer Ankunft in dem kleinen Weimar begrüßt hatte.

„ . . . . . Ein erhabener Sinn
Legt das Große in das Leben
Und er sucht es nicht darin.“

Mit dieser unvergleichlichen Mutter, die, wie keine andere Persönlichkeit, den schönsten und tiefsten Einfluß auf seine Entwickelung gewonnen hat, vereinigte den Prinzen ein Band der innigsten Liebe. Und auch der Beziehungen desselben zu der älteren Schwester, der Prinzessin, später so schwer geprüften Kaiserin Augusta, darf wohl gedacht werden — Beziehungen, die auf mancherlei Aehnlichkeiten des Charakters und der Harmonie der auf das Ideale gerichteten Anschauungen begründet, in lebendiger Frische sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

In diesem Kreise war der Fürst herangewachsen und hatte schon früh seine Neigungen nach der schöngeistigen und künstlerischen Seite hin bestätigt. Die Wiederherstellung der Wartburg ist das erste beredte Zeugniß dafür. Der Gedanke, die durch den Wettkampf der Minnesänger am kunstsinnigen Hofe des Thüringer Landgrafen und dann durch die Reformation und das Bibelwerk Luthers so bedeutsam gewordene Stätte in neuer Schöne stilvoll auszugestalten, beschäftigte bereits den 17 jährigen Jüngling; in eifrigem Studium wurden die Vorarbeiten gefördert, bis 1847 alle Pläne und Risse fertiggestellt waren und das Werk in Angriff genommen werden konnte, das in manchen Beziehungen für die Kunst und das Kunstgewerbe in Deutschland eine epochemachende Bedeutung gewonnen hat.

Als der Großherzog Karl Alexander selbst die Regierung des Landes übernommen hatte, war der Zeitpunkt für die Verwirklichung weiterer Pläne gekommen, die darauf ausgingen, den alten Ruhm Weimars neu zu beleben. Der Fürst, der zumal seit jener Vermählung mit der hochgebildeten und für Kunst und Wissenschaft lebhaft empfindenden Prinzessin Sophie der Niederlande in seiner Häuslichkeit vielfach die Koryphäen des geistigen Lebens Deutschlands und den anregenden Verkehr mit diesen gepflegt hatte, war der Entwicklung der Verhältnisse mit klarem Blicke gefolgt und hatte wohl erkannt. daß die Wiederherstellung eines Musenhofes im Sinne der Zeiten einer Anna Amalia und eines Karl August nicht denkbar sei. Die litterarische Welt war eine andere geworden, als sie damals war. Die von Weimar auf dem Gebiete der Litteratur in Deutschland ausgestreute Saat war mächtig aufgegangen und hatte eine Fülle vielseitiger Talente gezeitigt, die jeden Gedanken an eine Koncentrirung ausschloß. Das politische Leben der Nation hatte sich bedeutsam entwickelt; die Schriftsteller nahmen großen und lebendigen Antheil daran, sie standen recht eigentlich im Mittelpunkt desselben, und ein stilles nach innen gewendetes Leben in der kleinen Ilmstadt konnte ihnen nicht die bewegte Existenz in den größeren Mittelpunkten ersetzen, wo die politische Bewegung lebhafter fluthete. Es konnte sich daher nur um zweierlei handeln: um die pietätvolle Pflege der auf die klassische Zeit bezüglichen Erinnerungen und die Sammlung der Schätze aus jener Zeit für die Zwecke der literarhistorischen Forschung in der einen Richtung, und in der andern, der Gegenwart un=

mittelbar zugewendeten, um die einsichtsvolle Förderung der Regungen und Bestrebungen auf künstlerischen Gebieten überhaupt, die in so mannigfaltiger Weise sich geltend machten.

Man weiß, in welch ausgedehntem Maße Großherzog Alexander nach diesen Richtungen gewirkt hat. Er verfolgt hohe Ziele mit hohem Sinne um des Vaterlandes, um der Förderung deutschen Geisteslebens willen.

Sein einziger Sohn ist der Erbherzog Karl August, der mit der Prinzessin Pauline von Sachsen-Weimar-Eisenach vermählt ist. Seine Schwester Marie ist die Gemahlin des Prinzen Heinrich VII. von Reuß-Schleiz-Köstritz, und seine Schwester Elisabeth die des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg.

Der Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg hat nur eine Tochter. Sein jüngerer Bruder Moritz, resp. dessen Sohn Ernst, würde daher Nachfolger werden. Einer Seitenlinie gehört Prinz Albert von Sachsen-Altenburg an. Derselbe ist als Sohn des am 16. Mai 1852 verstorbenen Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg und dessen zweiter Gattin Luise, Prinzessin von Reuß-Greiz, am 14. April 1843 in München geboren. Er wurde vom Vater, der als General in bayerischen Diensten stand, ebenfalls für den Militärstand bestimmt und trat, nachdem er seine wissenschaftliche Ausbildung theils auf der Ritterakademie in Brandenburg, theils in der Schweiz erhalten hatte, in den preußischen Militärdienst ein, damals zum Leidwesen des mit der Prinzessin Alexandra von Sachsen-Altenburg vermählten Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch,

welcher den hübschen jungen Verwandten, der von Jugend auf etwas echt Ritterliches hatte, gern für die russische Marine mitgenommen hätte. Prinz Albert besuchte die Kriegsschule in Erfurt und trat 1862 als Lieutenant bei den Düsseldorfer Ulanen ein. Die verwandtschaftlichen Beziehungen zum russischen Hofe und die Aussicht auf Kriegsthaten bewogen aber schon drei Jahre später den Prinzen Albert, in Preußen seinen Abschied zu fordern und in russische Kriegsdienste zu treten. Hier glänzte die elegante Erscheinung des lebensfrischen Prinzen als Offizier der Gardes à cheval in St. Petersburg zunächst in den Hofkreisen, wo er sich schnell auch unter den Kameraden große Beliebtheit erwarb, dann kam aber auch der ersehnte Ernst des Krieges, welcher die Wünsche des Prinzen, sich als Reiterführer auszeichnen zu können, in reichstem Maße erfüllte. Prinz Albert weilte erst längere Zeit in einer schwierigen Stellung im Kaukasus und verdiente sich in den kaukasischen Kämpfen den ersten Tapferkeitsorden, das Georgskreuz. Im russisch-türkischen Kriege führte Prinz Albert als Oberst das Grodnoer Garde-Husaren-Regiment und erwarb sich durch seine Schneidigkeit die Zufriedenheit des Zaren derart, daß dieser den jungen Obersten durch die Verleihung eines Ehrensäbels auszeichnete. Schon vorher, als der deutsch-französische Krieg ausbrach, hätte der Prinz diesen am liebsten in der deutschen Kavallerie mitgemacht, doch gestatteten die Verhältnisse einen solchen nochmaligen Dienstwechsel nicht, der Prinz erbat aber und erhielt die Erlaubniß, zur Bereicherung seiner militärischen Kenntnisse, den Feldzug über wenigstens in einem preußischen

Kavalleriestabe weilen zu dürfen; er wurde dem Stabe eines Verwandten, des Prinzen Albrecht von Preußen, zugetheilt und weilte in diesem so überaus lehrreichen Kriege inmitten der preußischen Garde, bis er bei Artenay durch einen Sturz mit dem Pferde verletzt wurde. Nach Rußland zurückgekehrt, wurde Prinz Albert zum General à la suite des Kaisers Alexander und zum Kommandeur der 3. Brigade der 2. russischen Garde-Kavallerie-Division in Warschau ernannt. Auf einer fürstlichen Hochzeitsfeier im Mai 1884 zu Philippsruhe lernten sich Prinz Albert und die junge Wittwe des Prinzen Heinrich der Niederlande, Prinzessin Marie von Preußen, die Tochter des Feldmarschalls Prinzen Friedrich Karl, näher kennen und lieben, Prinz Albert quittirte den russischen Dienst und verlebte auf einem der Albrechts-Schlösser bei Dresden mit der Prinzessin Marie ein leider nur kurzes Eheglück, die Prinzessin starb nach der Geburt des zweiten Töchterchens. Prinz Albert sehnte sich wieder nach seiner alten Thätigkeit und Kaiser Wilhelm II. erfüllte diesen Wunsch, indem er dem Prinzen, der vom hochseligen Kaiser Wilhelm bei der Vermählung zum Generalmajor à la suite der Armee ernannt war, ein Patent dieser Charge verlieh und ihn jetzt dem Divisionsstabe der preußischen Grarde-Kavallerie zutheilte.

Der Herzog Bernhard Erich Freund zu Sachsen-Meiningen, geboren den 17. Dezember 1800, starb 1882. Am 17. Dezember 1821 übernahm er die Regierung und legte dieselbe in Folge der Verwickelungen des Jahres 1866

am 20. September 1866 zu Gunsten des Erbprinzen Georg nieder.

Im Januar 1888 starb Marie Herzogin-Mutter von Sachsen-Meiningen, Prinzessin von Hessen-Kassel. Sie wurde am 6. September 1804 als das fünfte Kind und die dritte Tochter des damaligen Kurprinzen Wilhelm von Hessen und der Kurprinzessin Friederike Christiane Auguste, Tochter des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen, im Bellevue-Schloß zu Kassel geboren.

Während der langjährigen Regierungszeit des Herzogs Bernhard hatten bedeutende politische Ereignisse Europa erschüttert, die auch auf das kleine Herzogthum ihren Rückschlag übten. Trat schon das Jahr 1848 mahnend an die deutschen Fürsten heran, so wurde ihre Stellung in den folgenden Jahren durch die zunehmende gegenseitige Entfremdung der beiden deutschen Großmächte nicht wenig gefährdet. Herzog Bernhard, zwar bereit, einer deutschen Centralgewalt Opfer zu bringen, aber nicht einem Einzelstaate, war überzeugt, daß der Unabhängigkeiten derjenigen kleinen Staaten, welche in der preußischen Machtsphäre lagen, von Preußen eine größere Gefahr drohe, als von Oesterreich, und ließ sich dadurch verleiten, diesem seine Sympathien zuzuwenden. Nicht daß er geglaubt hätte, den Gang der Begebenheiten ändern zu können, er hatte nur gehofft, ihn aufzuhalten, damit, so lange er lebe, die Dinge blieben, wie sie waren. Zunächst fand er im Frankfurter Fürstentage die Gelegenheit, seiner Anschauungsweise Ausdruck zu geben, und die holsteinische Frage, in welcher er durch Anerkennung des Herzogs Friedrich und seine

Unterstützung desselben mit der preußischen Auffassung in direkte Opposition gerieth, mußte ihn schließlich in dem Entscheidungskampfe Oesterreichs und Preußens, der vorerst nur im Bundespalais zum Austrage kam, an die Seite des ersteren treiben. Die Folge dieser seiner Politik war des Herzogs Abdankung am 20. September 1866 und der Uebergang der Regierung auf seinen Sohn.

Schwer empfand die Herzogin diesen Schicksalsschlag, der sie um so härter traf, als ihr Bruder, der Kurfürst von Hessen, seine Krone aus gleicher Veranlassung verlor, und seine Dynastie gänzlich aus der Reihe der regierenden Häuser ausschied. Obgleich mit allen Fesseln der nahen Blutsverwandtschaft und der dankbaren Erinnerung dem preußischen Königshause zugethan, erwachte nun in ihr der verwundete Stolz der Hessenfürstin. Aber entsprechend ihrer Seelengröße, galt ihre Erbitterung nicht der Person, sondern der Sache. Sie wußte die zwingende Gewalt der Staatsraison von dem persönlichen Willen zu trennen und auf diese Weise war es ihr möglich, wenngleich Anfangs nicht leicht, ihrem königlichen Vetter ihre alte Anhänglichkeit wieder zuzuwenden. In den darauf folgenden gewaltigen Ereignissen, die Europa aus ihren Fugen zu reißen drohten, gingen ihre partikularistischen Rekriminationen unter und, Patriotin vom Scheitel bis zur Zehe, jubelte sie einem jeden von Kaiser Wilhelm erfochtenen Siege zu. Auch Herzog Bernhard erkannte nun im deutschen Kaiser die Centralgewalt, zu deren Gunsten er, falls er noch an der Regierung gewesen wäre, seine Souveränität zu beschränken bereit gewesen wäre.

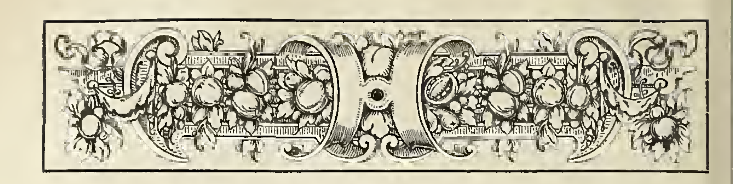
Der jetzt regierende Herzog Georg II., der bekannte Kunst-Mäcen, ist in dritter Ehe morganatisch mit Helene Franz vermählt. Der Erbprinz Bernhard, aus erster Ehe, hat die ältere Schwester unseres Kaisers, Charlotte, zur Gemahlin. Er begleitete die Kaiserin Friedrich nach Griechenland zur Hochzeit der Prinzessin Sophie mit dem Kronprinzen von Griechenland. Er wurde von den literarischen Kreisen Athens lebhaft gefeiert. Die erste Sitzung des Vereins „Parnassos“ verlief in glänzender Weise; der Dichter Paraschos verlas ein von ihm verfaßtes Gedicht „Parnassos“, in welchem er den alten Sitz der Musen besang und mit dem Dichterheim des neuen Athens verglich. Er feierte dann die Gründer des Vereins und schloß mit einer begeisterten Apostrophe an das „edelste der jetzt lebenden Mitglieder“, der ein rauschender Beifall der Versammlung folgte. Der Erbprinz dankte für diese Huldigung in einer kurzen griechischen Ansprache. — Die litterarische Gesellschaft „Byron“ ernannte ebenfalls den Prinzen zu ihrem Ehrenmitgliede, und eine zu diesem Zwecke entsandte Deputation überreichte ihm in mehreren Prachtbänden die bisher erschienenen Jahrgänge der von dem Verein herausgegebenen Zeitschrift. Der Prinz nahm die Gabe dankend entgegen und versprach, in Gemeinschaft mit dem Verein für die Instandsetzung aller an Byron erinnernden Denkstätten in Missolunghi (wo derselbe 1824 als Führer des Korps der Philhellenen fiel) Sorge tragen zu wollen. — Allgemein rühmte man die zwanglose und freundschaftliche Weise, in der der Prinz mit den ihm bekannten Schriftstellern und Künstlern Athens verkehrte. Als Beweis der

außerordentlichen Beliebtheit desselben mag es wohl gelten, daß die Zuckerbäcker Athens einer neuen Art von Gebäck den Namen „Sachsen-Meiningen-Bretzeln“ beilegten, welche auf den Straßen verkauft wurden.

Dem Erbprinzen widmete die in Athen erscheinende „Ephimeris“ (Tageblatt), welche von demselben schon häufig durch litterarische Beiträge geehrt wurde, einen sehr warmen Begrüßungsartikel, worin besonders die griechischen Studien des Erbprinzen einer eingehenden Beurtheilung unterzogen werden. Der Verfasser erzählt, daß der Prinz schon auf dem Gymnasium eine große Begeisterung für die griechische Sprache und Litteratur gezeigt habe, so daß er im Alter von 13 Jahren ganze Bücher des Homer auswendig wußte. Im Jahre 1873, also im Alter von 25 Jahren, unternahm er die erste Reise nach Griechenland, und war nicht wenig erfreut darüber, daß die griechischen Schriftsteller neuerdings bemüht sind, unter Ausmärzung aller türkischen, slavischen und italienischen Beimischungen, die alte Sprache des Xenophon wieder möglichst rein herzustellen. Dieses Bestreben veranlaßte den Erbprinzen schon damals, in persöhnliche Beziehungen zu den bedeutenderen griechischen Philologen zu treten, von denen er regelmäßige Berichte über das Fortschreiten dieses Reinigungswerkes der griechischen Sprache erhielt. Die zweite Reise nach Griechenland konnte der Prinz erst im Jahre 1884 unternehmen. Der Entschluß hierzu wurde etwas unerwartet gefaßt, etwa zehn Wochen vor der Abfahrt. Diese Zeit nun wollte Prinz Bernhard dazu benutzen, um auch die griechische Umgangssprache und besonders die von dem deutschen Schulgriechisch so sehr ver-

schiedene Aussprache zu erlernen. Den Unterricht hierin erhielt er von dem späteren Lehrer der Prinzessin Sophie, Herrn Mitsotakis in Berlin, welcher täglich auf mehrere Stunden zum Unterricht des Prinzen in's Charlottenburger Schloß kam. Der Prinz lernte während dieser Zeit den Tag und die halbe Nacht hindurch Griechisch, auf Spazierfahrten und selbst bei Tische trug er ein Buch mit sich; sogar an seinem Geburtstage nahm er die gewohnten Unterrichtsstunden, obgleich dieselben fünf Mal durch die ihren Glückwunsch darbringenden fürstlichen Verwandten unterbrochen wurden. Nach Ablauf der zehn Wochen aber hatte der Prinz eine so umfassende Kenntniß der Sprache gewonnen, daß er in Athen bei mehreren Gelegenheiten öffentlich griechische Ansprachen halten konnte. Nach Deutschland zurückgekehrt, übersetzte er Schiller's Fiesko und Lessing's Emilia Galotti in's Neugriechische, und zwar mit einer Gewandtheit und Feinheit der Sprache, um die, nach dem Urtheil der „Ephimeris", den Prinzen mancher griechische Schriftsteller beneiden könnte. Ebenso hat der Prinz zahlreiche Beiträge literarischen, ästhetischen oder militär-wissenschaftlichen Inhalts in mehreren Athenischen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht. Mit einer großen Zahl der hervorragendsten zeitgenössischen Griechen steht er in regem brieflichen Verkehr.





Braunschweig, Oldenburg, Dessau, Schwerin, Neu-Brandenburg.

Dem Herzog von Cumberland ist jeder Anspruch auf die Nachfolge in Braunschweig durch seine Weigerung, Frieden mit Preußen zu schließen, abgeschnitten. Im Jahre 1884 schrieb ein Hannöversches Batt:

„Was Heinrich den Löwen vor siebenhundert Jahren ehrte, hätte den späteren Enkel des großen Begründers der Welfenherrschaft nicht entehrt. Aber in Gmunden ist keine Regung fürstlicher Größe, keine Spur von männlicher Offenherzigkeit, keine Aeußerung geschichtlicher Einsicht zu ihrem Rechte gekommen. Denn jede dieser Tugenden wäre an und für sich stark genug gewesen, den Herzog auf den rechten Weg nach Braunschweig zu weisen, der ausschließlich nur über Berlin führen konnte. Erst Frieden mit Preußen, dann die Besitzergreifung von Braunschweig mußte die Losung sein. Erst aber, auf dem Papiere, von Braunschweig Besitz zu ergreifen, und dann im sicheren Asyl zu warten, ob Deutschlands Kaiser und die mit ihm verbündeten Fürsten vielleicht fragen würden, ob das „Verfassungs-

mäßige, worauf er sich beruft," etwa so gemeint sei, daß der Herzog auch mit dem Könige von Preußen auf vertragsrechtlichen, bundesfreundlichen Fuß gelangen wolle, — das verräth den Mangel aller jener Tugenden, die den Werth eines deutschen Fürsten ausmachen müssen. Die deutsche Nation hat das ganze Vorgehen des Herzogs von Cumberland als eine Mißachtung alles dessen empfunden, was sie sich mit dem Blute ihrer Söhne als heiligstes Gut errungen hat."

Heute führt Prinz Albrecht von Preußen die Regentschaft in Braunschweig, geboren am 8. Mai 1837, seit 19. April 1873 vermählt mit Prinzessin Marie von Sachsen-Altenburg, am 12. Oktober 1885 zum Regenten des Herzogthums Braunschweig gewählt.

Unter dem Titel: „Lebensbild des Prinzen Albrecht von Preußen, Regenten des Herzogthums Braunschweig" ist in Braunschweig eine Schrift von Hugo Stein erschienen. Dieselbe schildert uns auf dem engen Raum von 51 Seiten Großoktav die Jugend des Prinzen, den Prinzen als Soldat, seine Vermählung mit der Prinzessin Marie, Tochter des Herzogs Ernst von Sachsen-Altenburg an dem erwähnten Tage den Fürstensitz Kamenz und den Aufenthalt des erlauchten Paares daselbst. Sie zählt die anderweitigen Besitzungen des Prinzen auf, skizzirt seinen Aufenthalt in Hannover, sein Verhalten als Herrenmeister des Johanniterordens, berichtet über seine Wahl zum Regenten in Braunschweig, seinen Einzug in diese Residenz, den Einzug in Wolfenbüttel und Blankenburg und sein Wirken als Regent und Landesvater. Die Darstellung ist knapp und gemessen. Nichtsdestoweniger

lehrt sie uns, Dank dem patriotischen Geist, der sie überall durchweht, den Prinzen in seiner leutseligen, huldvollen und ritterlichen Weise mit allen seinen persönlichen Vorzügen als edelen Mann, als tapferen und entschlossenen Heerführer und als ernsten und humanen Regenten ausreichend erkennen und verehren.

Ganz im Sinne dieser Schrift wurde von einem in Berlin lebenden geborenen Braunschweiger, der kürzlich seine Vaterstadt besuchte, der Voß'schen Zeitung mitgetheilt:

„Prinz Albrecht hat es verstanden, in der kurzen Zeit seiner Regentschaft die Zuneigung der Brauschweiger vollständig zu erobern. Selbst leidenschaftliche Welfen geben zu, wenn nun doch einmal der Herzog von Cumberland von der Regierung ausgeschlossen werden solle, als Regent kein besserer als der Prinz Albrecht habe gefunden werden können. Die bekannte liebenswürdige Art und Weise, die allen Hohenzollern eigen ist, hat auch hier ihre Wirkung nicht verfehlt. Die Gegensätze treten aber auch gerade in dieser Beziehung im Vergleich zu dem verstorbenen Herzog, der es bekanntlich geradezu vermied, sich irgendwo öffentlich zu zeigen, gar zu auffallend hervor. Hofbälle, Weihnachtsbescheerungen armer Kinder im Schlosse in Gegenwart des prinzlichen Paares, Fahrten im offenen Wagen und sogar Fußwanderungen durch die Stadt, die Annahme von Einladungen zu Gesangaufführungen sind alles Dinge, die die Braunschweiger früher nicht kannten.

Man begegnet überall nur dem Ausdruck völliger Zufriedenheit, daß die Dinge sich so gestaltet haben, und wenn der Vorschlag gemacht würde, den Prinzen Albrecht

definitiv als Herzog von Braunschweig anzuerkennen, so würde, wenigstens aus der Bürgerschaft, kaum ein ernstlicher Einwand erhoben werden. Die Bildnisse und Büsten des Prinzen und der Prinzessin sieht man in Braunschweig überall, nicht nur in den Schaufenstern, Restaurationen und anderen öffentlichen Lokalen, sondern auch vielfach in den Privatwohnungen."

Daß es in Braunschweig auch Unzufriedene giebt, darf nicht Wunder nehmen. Das Welfenthum hat dort eifrige Anhänger. Auch mag dem vulgären Liberalismus nicht alles nach Wunsch gehen.

Der im Februar 1889 verstorbene braunschweigische Staatsminister Graf Görtz-Wrisberg wird in der Geschichte des Herzogthums Braunschweig einen ehrenvollen Platz behaupten. Sein Name ist eng verknüpft mit den Ereignissen, welche dem Tode des Herzogs Wilhelm folgten, und es war sein wesentliches Verdienst, daß der Uebergang des Landes in völlig neue Verhältnisse sich in Ruhe und Sicherheit vollzog. Graf Görtz war am 5. April 1819 geboren, am 1. November 1876 trat er als Wirklicher Geheimrath in das braunschweigische Ministerium ein. Unter seiner Mitwirkung kam im Jahre 1879 das sogenannte Regentschaftsgesetz zu Stande, wonach im Falle des unbeerbten Hinscheidens des Herzogs eine Regentschaft eingesetzt werden sollte, mit der Bestimmung, bis zur Wiederbesetzung des Thrones die Regierung des Landes zu führen. 1883 wurde Görtz zum Staatsminister an Stelle des in den Ruhestand getretenen Ministers Schulz ernannt. Als Herzog Wilhelm am 18. Oktober 1884 auf Schloß Sibyllen-

ort verschieden war, trat der Regentschaftsrath, der nach dem Regentschaftsgesetze aus den drei stimmführenden Mitgliedern des Staatsministeriums, dem Präsidenten der Landesversammlung und dem Präsidenten des Oberlandesgerichts bestand und dessen Vorsitz Graf Görtz-Wrisberg führte, zusammen, erließ eine Proklamation an das Land und berief die Landstände zu einer außerordentlichen Session ein. Graf Görtz führte sodann die Verhandlungen in Berlin mit Kaiser Wilhelm und dem Reichskanzler und brachte am 18. Oktober die Wahl des Prinzen Albrecht von Preußen zum Regenten in Vorschlag. Auch unter dem Regenten blieb er auf seinem Posten, bis gegen Ende des Jahres 1888 seine Kräfte zu ermatten begannen. Seit dieser Zeit traten die Meldungen, daß er seinen Abschied nehmen werde, mit immer größerer Bestimmtheit auf. Der Tod ist der Verwirklichung zuvorgekommen.

Zu den dem preußischen Hofe freundlich gesinnten kleineren Höfen hat immer Oldenburg gehört. Die Vermählung des Erbgroßherzogs August von Oldenburg mit der Prinzessin Elisabeth, der zweiten Tochter des Prinzen Friedrich Karl, welche an ein und demselben Tage mit der Vermählung des Erbrinzen Bernhard von Sachsen-Meiningen (18. Februar 1878) stattfand, hat natürlich die Beziehung nur inniger gestalten können.

Leopold Friedrich von Anhalt ist 1831 geboren. Die von dem (jetzt verstorbenen) Erbprinzen Leopold 1884 in Rumpenheim vollzogene Vermählung mit der Prinzessin Elisabeth von Hessen gestaltete sich zu einem großartigen Familienfeste der ältern der kurfürstlich hessischen Linien des

Hauses Brabant und der ihr verwandtschaftlich nahe-stehenden. Der vom Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen abstammende älteste Theil dieser Linie ist bekanntlich mit dem 1866 entthronten Kurfürsten 1875 ausgestorben; der hier in Betracht kommende zweite Theil stammt ab von Kurfürst Wilhelms II. Bruder, Landgrafen Friedrich, und nannte sich Hessen-Rumpenheim, seit an letzteren im Jahre 1781 von einem dritten Bruder, Landgraf Karl, das 1769 gekaufte Schloß Rumpenheim abgetreten war. Dieses mit Umgebung war lange Zeit ein Gut des Klosters Lorsch, dann hatten es die Herren von Münzenberg, hiernach die von Hanau besessen; dann trugen es von diesen die von Hausenstamm und die von Rumpenheim zu Lehn. Letztere verkauften 1423 den größten Theil des Orts an die von Kronenberg; das übrige fiel 1530 an die Brömser von Rüdesheim und kam, wie erwähnt, an Landgraf Friedrich. Dessen Nachkommen besitzen Schloß Rumpenheim noch jetzt, sie bewahren dem Ort eine besondere Anhänglichkeit und betrachten ihn gleichsam als einen gemeinsamen Besitz, wenigstens dient er ihnen gewissermaßen als Bindemittel. Einige von ihnen pflegen hier seit länger Zeit jährlich zusammenzukommen.

Das uralte landgräfliche Haus von Hessen hat stets einen Stamm von minniglichen Fürstentöchtern gehabt, die von den Fürstensöhnen Europas und Deutschlands viel umworben und umfreit waren. So hat das Haus Hessen sich in alle Stammbäume Europas veräſtet. Zum Hochzeitstag war der 26. Mai erwählt. Er war ein vierfacher Gedenktag, Hochzeitstag der mütterlichen Großeltern der

Braut, des Königs und der Königin von Dänemark, des Onkels und der Tante der Braut, der Verlobungstag der künftigen Schwiegereltern. Daher auch der Tag, an welchem der Vater der Braut seine Gemahlin, die Nichte Kaisers Wilhelm I., heimführte. Durch die Geschicke war dem Landgrafen Friedrich Wilhelm von Hessen nicht beschieden, Besitz von den beiden Thronen zu nehmen, für welche er, durch Geburt und Anwartschaftsrecht bestimmt war. Er führt seitdem das Privatleben eines Grandseigneurs aus souveränem Hause und lebt während der Sommermonate auf seinen holsteinischen Besitzungen, deren Mittelpunkt Schloß Panker ist, während der Wintermonate auf Schloß Philippsruhe.

Schloß Philippsruhe ist von der Stadt Hanau ungefähr so weit entfernt, wie Schloß Sanssouci von Potsdam, es ist ein Prachtbau aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, altlandgräfliches Familienbesitzthum, ebenso wie das etwas weiter nach Frankfurt hin gelegene Schloß Rumpenheim jenseits des Mains.

Erbprinz Leopold starb schon im Februar 1886. Sein jüngerer Bruder Friedrich ist der jetzige Tronfolger. Derselbe ist mit der Prinzessin Marie von Baden vermählt, die Schwester derselben, Elisabeth, mit dem Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz.

Der jetzige Großherzog von Mecklenburg-Schwerin Friedrich Franz III., geboren den 19. März 1851, ist mit der Großfürstin Anastasia, Tochter des Großfürsten Michael von Rußland, vermählt. Die Gesundheitsverhältnisse des Großherzogs sind nicht günstig. Daher wurde

die Vermählung des Prinzen Paul Friedrich, geboren am 19. September 1852, des zweiten Sohne des verstorbenen Großherzogs, mit der katholischen Prinzessin Windischgrätz nicht gern gesehen. Auf Anordnung des Großherzogs mußte die Prinzessin ihr erstes Wochenbett im Schlosse zu Schwerin halten und das Kind evangelisch getauft werden. Als die zweite Entbindung bevorstand, begab sich das herzogliche Paar nach Algier. Während Herzog Paul Friedrich von dort zur Beerdigung seines Vaters nach Schwerin reiste, wurde seine Gemahlin am 1. Mai von einer Prinzessin entbunden, welche sofort auf Veranlassung der Schwester der Prinzessin, einer Gräfin Mocenigo von Venedig, die gleichfalls in Algier verweilte, von dem dortigen Erzbischof getauft wurde. Das dies ohne den Willen des Herzogs und seiner Gemahlin geschehen sei, und daß ersterer beabsichtige, eine Aenderung eintreten zu lassen, meldete die „Nordd. Allg. Ztg.," entgegen dem allgemein verbreiteten Gerüchte, der Herzog sei selbst zur katholischen Kirche übergetreten. Einen gewissen Abschluß erhielt diese Angelegenheit durch folgendes Ereigniß.

Am 1. November 1884 wurde eine großherzogliche Verordnung veröffentlicht, welche die Verzichtleistung des Großherzogs Paul Fiedrich von Mecklenburg-Schwerin für sich und seine Nachkommenschaft auf die Rechte der Erbfolge enthielt; nur im Falle des Aussterbens seiner Brüder und deren Nachkommenschaft sollte das Erbrecht des Herzogs und seiner Nachkommenschaft wieder in Kraft treten, der Erbberechtigte aber nur unter der Bedingung, daß er zur protestantischen Kirche übertrete, successionsfähig sein. Die

Ursache dieses Verzichts lag in der Thatsache, daß der Herzog sich nachträglich entschlossen hat, seine Kinder katholisch erziehen zu lassen. Ob er selbst schon zum Katholizismus übergetreten ist, darüber liegt nichts Authentisches vor.

Der Herzog Paul war bereits im April 1884 aus der preußischen Armee ausgeschieden. Als Grund des Abschiedes bezeichnete man das eidliche Versprechen des Herzogs Paul, seine Descendenz in der katholischen Religion zu erziehen, weil eine heut noch in Kraft stehende Kabinetsordre Friedrich Wilhelms IV. die Entlassung jedes evangelischen Offiziers aus dem Dienst anordnet, welcher sich durch eidliches Versprechen vor einem katholischen Priester zur Erziehung seiner Kinder im katholischen Glauben verpflichtet.

In Schwerin lebt noch die siebenundachtzigjährige Schwester des verstorbenen Kaisers Wilhelm I., Großherzogin Alexandrine, Großmutter des jetzt regierenden Großherzogs.

Der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, Friedrich Wilhelm, ist 1819 geboren. Er gehört wie der Fürst von Reuß ältere Linie, nicht zu den Freunden der Neugestaltung Deutschlands und zählt zu den Stützen des Welfenthums. Der Erbgroßherzog des Ländchens, Adolf Friedrich, welcher mit einer anhaltischen Prinzessin verheirathet ist, verschmäht dagegen die Berliner Gastfreundschaft nicht, wie es sein Vater thut.

Der Herzog Georg Alexander von Mecklenburg, der Neffe des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, der gegenwärtig 30 Jahre zählt, hat vor sechs Jahren in Leipzig sein Doktorexamen gemacht, und zwar hat er als Doktor der Philosophie auf Grund einer Dissertation „Ueber die

Grundzüge der französischen Eisenbahnpolitik“ promovirt. Der Doktor Herzog Georg Alexander von Mecklenburg hat die Volkswirthschaft zu seinem besonderen Studium erkoren. Der verstorbene Vater dieses Prinzen war General in Rußland und seine Mutter ist die Großfürstin Katharina.





Detmold, Bückeburg, Arolsen.

Der jetzt regierende Fürst zu Lippe-Detmold Günther Friedrich Woldemar, geboren am 18. April 1824, hat aus seiner Ehe mit Fürstin Sophie, geboren am 7. August 1834, Tochter des verstorbenen Markgrafen Wilhelm von Baden keine successionsfähige Descendenz.

Der einzige noch lebende Bruder des regierenden Fürsten zur Lippe, Prinz Alexander, der das 59. Lebensjahr vollendet hat, ist geisteskrank und befindet sich schon seit einigen Jahren in der Obhut einer Pfarrerfamilie in der Nähe von Bayreuth. Thatsache ist, daß schon vor Jahren eine Kommission aus den ärztlichen Autoritäten des Fürstenthums Lippe-Detmold nach Bayern reiste und unter Zuziehung des nun verstorbenen Psychiatrikers Dr. Gudden eine Untersuchung des psychischen Zustandes des Prinzen vorgenommen hat. Das Resultat derselben ist niemals an die Oeffentlichkeit und, wie aus authentischer Quelle gemeldet wird, auch niemals in das Kabinet des Ministers gekommen. Die Lippische Geschichte beweist nun, daß ein solcher Fürst unter Bestellung eines Tutor auf den Thron kommen kann. Als solcher war von dem regierenden Fürsten zur Lippe

der Erbprinz von Lippe-Schaumburg in Aussicht genommen. Ob diese Absicht bei dem hohen Herrn noch besteht, ist in neuester Zeit nicht ganz unzweifelhaft. Jedenfalls ist die Vormundschaftsbestellung, vielleicht auch die kürzlich von dem lippischen Landtage verlangte Revision des pactum tutorium Gegenstand der unlängst in Meiningen stattgehabten Besprechung der beiden Vertreter der lippischen Linien gewesen, dem Erbprinzen von Schaumburg-Lippe (Bückeburg) und dem Grafen Ernst zur Lippe-Biesterfeld. Der letztere, der nächste Erbberechtigte auf den fürstlich lippischen Thron nach dem Prinzen Alexander, der zur Zeit auf seiner Herrschaft Bentschen (Großherzogthum Posen) wohnt, steht, wie man sagt, außer aller Verbindung mit dem Detmolder Hofe.

Der Erbprinz von Schaumburg-Lippe hatte mit sehr namhaftem Kostenaufwande Gutachten von bedeutenden Juristen und Historikern über die Erfolge der Detmolder Linie anfertigen lassen. Sie sollen sich übereinstimmend dahin äußern, daß die Uebertragung der Thronrechte der Detmolder Linie auf den jüngeren Bruder des Erbprinzen von Schaumburg-Lippe, auf den Prinzen Hermann, geboren am 19. Mai 1848, zweifellos im Prozeß aus mehrfachen Gründen anfechtbar sei.

Mag dieser Plan auch in Detmold an hoher Stelle bestanden haben, zur Zeit existirt er nicht mehr und würde auch nicht den Wünschen der Landesvertretung entsprechen. Sollte dem Antrage der letzteren auf Revision des pactum tutorium nicht sobald stattgegeben werden, oder wäre eine solche durch force majeure auszusetzen, so gehen die Thronrechte auf den geisteskranken Prinzen Alexander zu Lippe-

Detmold unter Bestellung eines Vormunds, und nach dessen Ableben auf den Grafen von Lippe-Biesterfeld über. Als Tutor dürfte, wie die Sache heute liegt, die Person des Erbprinzen von Schaumburg-Lippe ausgeschlossen sein.

Der Fürst zu Schaumburg-Lippe, Adolph, in Bückeburg residirend, ist mit einer Prinzessin zu Waldeck und Pyrmont, Hermine, vermählt. Der schon erwähnte Erbprinz Georg hat eine Prinzessin von Sachsen-Altenburg zur Gemahlin.

Der Fürst von Waldeck, Georg Victor, theilt die Souveränität bereits mit Preußen. Ohne Frage wäre die Annexion an Preußen das Beste für Waldeck, wenn nicht verfassungsrechtliche Bedenken ihm entgegenständen, denn nach der gegenwärtig accreditirten Auslegung der Reichsverfassung, die auch Fürst Bismarck im Jahre 1872 mit besonderem Bezuge auf Waldeck von der Tribüne des Reichstages verfocht, kann eine Annexion ohne die Genehmigung des Bundesrathes, die im Art. 78 der Verfassung vorgesehen ist und schon beim Widerspruche von 14 Stimmen als versagt gilt, nicht erfolgen. Preußen wird überdies auch gegenwärtig aus bekannten politischen Gründen wenig Neigung zu einem solchen Akte verspüren, dessen moralische Rückwirkung manche Nachtheile und Erschwerungen im Gefolge haben würde.

Der Fürst verlor seine Gemahlin, Prinzessin Helene von Nassau, im Jahre 1888. Von seinen Töchtern ist Prinzessin Emma mit dem Könige Wilhelm III. der Nieder-

lande vermählt. Prinzessin Helene verlor ihren Gemahl, den Prinzen Leopold von Großbritannien, Herzog von Albany ꝛc., am 28. April 1884. Erbprinz Friedrich steht in Berlin im Garde-Ulanen-Regiment.



Rudolstadt und Sondershausen.

Das alte berühmte Haus Schwarzburg, dessen Stolz es ist, einst dem deutschen Reiche einen Kaiser gegeben zu haben, theilt sich heute noch in die zwei Linien: Sondershausen, abstammend von Johann Günther, geboren 1530, gestorben 1586, und Rudolstadt, abstammend von Albert VII., geboren 1537, gestorben 1605. — Beide Söhne des Grafen Günther XI., geboren 1499 und gestorben 1552.

Beide Häuser zählen augenblicklich zusammen nur vier männliche Mitglieder, und zwar Sondershausen drei, den regierenden Fürsten Karl Günther, geboren 7. August 1830, in kinderloser Ehe vermählt mit Prinzeß Marie von Sachsen-Altenburg, seinen Vater, den Fürsten Günther Friedrich Karl II., geboren 24. September 1801, der am

17. Juli 1880 die Regierung niederlegte, und seinen Bruder, den am 2. Juli 1832 geborenen Prinzen Leopold, welcher noch unvermählt ist.

In dem Hause Rudolstadt existirt nach dem im Januar 1890 erfolgten Tode des Fürsten Georg, welcher nicht vermählt war, nur sein Nachfolger, Prinz Günther, geboren am 21. August 1852 übrig, bis jetzt unvermählt.

Wenn man in Sondershausen fast die Hoffnung aufgegeben hat, daß Prinz Leopold eine Ehe eingehen werde, so hat man in Rudolstadt doch bis jetzt mit Sicherheit darauf gerechnet, daß der Fürst Günther sich vermählen würde, damit ein Weiterblühen des Hauses Schwarzburg gesichert erscheint.

Sollten der Fürst von Sondershausen und sein Bruder Prinz Leopold dereinst ohne Descendenz versterben, so würde das Fürstenthum Sondershausen mit Rudolstadt vereinigt werden, und nach menschlicher Berechnung Fürst Günther von Rudolstadt, der bedeutend jünger ist, wie seine Vettern (14 Jahre jünger als der jüngste), als Fürst von Sondershausen und Rudolstadt über ein Gebiet von 1802,53 Quadratkilometern (nahezu 33 Quadratmeilen) herrschen. Die vereinigten Fürstenthümer würden größer sein, wie das Herzogthum Altenburg oder nur wenig kleiner wie Koburg-Gotha.

Das fürstliche Haus Schwarzburg zählt zur Zeit auch nur eine geringe Zahl von Prinzessinnen, Sondershausen zwei unvermählte Schwestern des regierenden Fürsten, die Prinzeß Elisabeth, geboren 1829, und Prinzessin Marie, geboren 1837; Rudolstadt deren drei, außer der Wittwe

des Prinzen Adolph, der Mutter des Fürsten Günther, einer geborenen Prinzeß von Schönburg-Waldenburg. Die älteste der Prinzessinnen ist die am 1. Oktober 1833 geborene Schwester des verstorbenen Fürsten Georg, Elisabeth, welche in kinderloser Ehe mit dem am 8. Dezember 1875 verstorbenen Fürsten Leopold von Lippe-Detmold vermählt war. Die beiden anderen sind die Schwestern des Fürsten Günther, Prinzessin Marie, geboren 29. Januar 1850, verwittwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, und die Prinzessin Thekla, welche noch unvermählt ist. Da die Großherzogin aus ihrer Ehe mit dem Großherzoge Friedrich Franz II. außer einer Tochter drei Söhne hat, so könnte eventuell dereinst die Succession des Hauses Mecklenburg-Schwerin in den Schwarzburgischen Fürstenthümern in Frage kommen, doch liegt es unzweifelhaft in den Wünschen aller Betheiligten, daß das alte, berühmte Haus Schwarzburg auch noch in fernen Zeiten im Mannsstamme fortblühe.





Greiz und Gera.

In neuerer Zeit haben verschiedene Prozesse Aufsehen gemacht, welche der Fürst von Reuß ä. L., Heinrich XXII., wegen Beleidigungen hat anstrengen lassen. Die von der „Köln. Ztg.“ kolportirte Nachricht, wonach in Greiz die Aufstellung eines Kaiser Wilhelm-Denkmals untersagt worden wäre, entbehrte der Begründung. In dem Prozesse, der deswegen gegen die „Köln. Ztg.“ geführt wurde, berief sich der Angeklagte Dr. August Schmitz vergebens darauf, daß das Fürstenthum Reuß ä. L. nur mit äußerstem Widerstreben sich der neuen politischen Gestaltung Deutschlands nach 1866 anbequemt habe, indem es als bewaffneter Feind Preußens sich eine Besetzung durch preußische Truppen und die Auflage einer Kriegskostenentschädigung gefallen lassen mußte, und mit einem anderen Kleinstaate als allerletztes und erst nach möglichstem Sträuben dem von Preußen geforderten Schutz- und Trutzbündnisse beitrat. Wäre es, statt die kleinste der deutschen Monarchien zu sein, nach Preußen die größte gewesen, die Gründung des Norddeutschen Bundes und damit später die des Reiches wäre schwerlich zu Stande gekommen. Die feindliche Stellung

wäre allerdings auf die Dauer unhaltbar gewesen, aber eine wirklich freundliche Stellung zum Norddeutschen Bunde und nachher zum Deutschen Reiche habe der Fürst Heinrich XXII. nie sichtbar bekundet. Dagegen habe er verboten, daß an dem Geburtstage des deutschen Kaisers fürstliche oder staatliche Gebäude, namentlich das Residenzschloß, mit Flaggen oder einem anderen Zeichen der Festfreude verziert wurden; er habe den von ihm und seiner Regierung abhängigen Beamten auch die Theilnahme an sonstigen deutsch-nationalen Festen untersagt, z. B. an der Sedanfeier, die von der Bevölkerung des Landes mit großer Wärme begangen werde; er habe sogar nicht geduldet, daß gewisse Angestellte Kornblumen im Knopfloch trügen. Aus diesen bekannten Thatsachen und nicht minder aus seinem Verhältniß zu einigen preußenfeindlichen Preßorganen gehe hervor, daß es eine ganz natürliche Sache wäre, wenn der Fürst der Errichtung eines Denkmals für Kaiser Wilhelm I. alle möglichen Hindernisse bereitete, daß es vielmehr befremden müßte, wenn er einen solchen Plan förderte. Ferner sei noch eine Thatsache neuerer Zeit anzuziehen, die für das politische Verhalten des Fürsten bezeichnend sei. Der Fürst habe es nicht für angemessen erachtet, in jener großartigen deutschen Fürstenkorona, welche unseres Kaisers Wilhelm II. erstes Erscheinen vor dem deutschen Reichstage verherrlichte, als einziger deutscher Landesherr zu fehlen und unvertreten zu sein.

Bekannt ist die Angelegenheit, die der Kladderadatsch mit der erlauchten Mutter des jetzt regierenden Fürsten hatte. Der Redakteur Dohm hatte bereits an dem so viel

besungenen „Markte der Molken" seine Haft größtentheils überstanden, als der Rest der Strafzeit ihm erlassen wurde, durch Vermittelung des Herrn von Bismarck, und bei diesem hatte kein Geringerer ein gutes Wort eingelegt, als Kaiser Alexander II., der, in Berlin eingetroffen, schon auf dem Bahnhofe sich den Kladderadatsch kaufte und die Verse las, die Dohm vom „Markte der Molken" her in sein Wochenblatt eingesandt hatte. Fürst Heinrich XXII. hat dem Fürsten Bismarck einen kleinen Coup noch heute nicht vergessen. Es war bald nach dem Kriege von 1871, da erschien in Zeulenroda, einem Städtchen im Fürstenthum Greiz, ein Blatt, das den Titel „Reußische Blätter" und als Titelkopf das fürstliche Reußische Wappenschild führte. Nun machten sich die „Reußischen Blätter" durch ihre oppositionelle, d. h. liberale und nationale Haltung der fürstlichen Regierung in Greiz mißliebig. Da man denselben mittelst des Preßgesetzes nicht beikommen konnte, sofern die „Reußischen Blätter" bloß durch ihre Gesinnung Anstoß erregten und dem Strafrichter keine Handhabe zur Verfolgung boten, so sollten dieselben wenigstens nicht befugt sein, das fürstliche Wappen zu führen, und für dieses Verbot berief sich das Justizamt in Zeulenroda auf das reußische Gesetz, betreffend den Gebrauch „fremder Fabrikmarken." Die Redaktion des so gemaßregelten Blattes wandte sich an den Reichskanzler in Berlin, und fragte ehrerbietig an, ob die reußische Regierung befugt sei, ihr die Führung des fürstlichen Wappens zu untersagen und ob dasselbe als ein „Fabrikzeichen" angesehen werden könne. Kurze Zeit darauf erhielt der Verleger der „Reußischen Blätter" aus dem Reichskanzleramte

in Berlin ein sehr höfliches Schreiben, etwa des Inhalts: Der Herr Reichskanzler sei zur Entscheidung der Frage, wie weit ein fürstliches Wappen als „fremde Fabrikmarke“ angesehen werden müsse, deren Gebrauch verboten sei, nicht kompetent, er empfehle aber dem Verleger, um sich aus der Affaire zu ziehen, die Führung des deutschen Reichswappens über dem Titel seiner Zeitschrift, einer solchen stände absolut nichts entgegen, wenigstens von Reichswegen nicht. Im Verlag der „Reußischen Blätter“ gab es großen Jubel ob dieses Schreibens. Sofort verschwanden der Kranich und andere hundsähnliche Ungethüme, welche die reußischen Wappenfelder zieren, von der Titelseite, und die Zeitung erschien mit dem Reichsadler! Ganz Zeulenroda stand überrascht da, als es die erste Nummer mit dem neuen Titelkopf sah. Was das Justizamt von Zeulenroda und der Fürstliche Reußische Hof dazu sagten, läßt sich denken. Fürstin Caroline lebte noch und gedachte des Schutzes, den der Kladderadatsch beim Zaren von Rußland und beim Fürsten Bismarck gefunden hatte. Seit 1867, nach dem böhmischen Kriege, in dem ihr Bataillon auf Seite der Oesterreicher gekämpft, hatte sie die Regierung an den majorenn gewordenen Sohn abgetreten, aber die 1000 Thaler Kriegskontribution, zu der sie in dem Friedensvertrag mit Preußen sich hatte verstehen müssen, lagen ihr schwer auf dem Herzen, und sie behielt die Zügel noch immer in der Hand, um Preußen ihren Zorn fühlen lassen zu können. Ihr Geist lebt in Reuß weiter. Dafür rufen wir die „Nordd. Allg. Ztg. als Zeugen an, die wiederholt auf den welfischen Trotz hingewiesen, der in Reuß ä. L. die

Herrschaft führt. Als vor drei Jahren die Cumberland-Successions-Angelegenheit in Braunschweig spielte, fiel im Bundesrathe nur eine einzige Stimme auf die Seite des Prätendenten: es war die von Reuß ä. L.

Reuß jüngere Linie ist ein treuer Bundesgenosse Preußens und sein Fürst, Heinrich XIV., ein häufiger Gast in Berlin. Seit 1886 ist er Wittwer; er war mit Agnes, Herzogin von Württemberg, vermählt. Der Erbprinz Heinrich XXVII. ist Eskadron-Chef im Leib-Garde-Husaren-Regiment in Potsdam und vermählt mit der Prinzessin Elise zu Hohenlohe-Langenburg. Dessen Schwester Elisabeth ist seit 1887 mit Hermann, Prinz zu Solms-Braunfels, vermählt.



Nauck'sche Buchdruckerei, Berlin SO., Adalbertstr. 41.











